L. a. 141.
9.

AGB

L. 141
16

Heinrich Zſchokke's
ausgewählte
# Hiſtoriſche Schriften.

In ſechszehn Theilen.

Sechszehnter Theil.
Des Schweizerlands Geſchichte für das Schweizervolk.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Aarau 1830.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

L. a. 141/9

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

# Des
# Schweizerlands Geſchichte
## für das
## Schweizervolk.

1.

## Wie es im Anfang geweſen.

Von wunderhaften Heldenfahrten, guten und böſen Tagen der Väter iſt viel geſungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüth alles Volks. Und ich trage ſie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen ſich entzünden in neuer Inbrunſt zum theuerwerthen Vaterlande.

So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jungen. Die Geſchichte verfloſſener Zeiten iſt ein Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen.

Wo der Rhoneſtrom, welcher aus den Eisbergen des Wallis quillt, nach weitem Lauf endlich in das mittelländiſche Meer ſtürzt, erhebt ſich eine Reihe niedriger Berge. Wie ſich dieſelben aber weiter gegen Sonnenaufgang erſtrecken, ſteigen ſie höher mit den Gipfeln in die Luft, und an Italien immer höher vorüber, ihre Felſenſcheitel verhüllt von Nebeln und ewigem Schnee. Dreihundert Wegſtunden lang dehnen ſie ſich hin gen Aufgang, bis ins Ungarland. Dort ſenkt ſich das Gebirg allmälig wieder und wird zu Hügeln. Das iſt das

Gebirg der Alpen. Und Helvetia iſt das Land genannt worden, welches im Schooſe der Alpen da gelegen iſt, wo ſie die beſchneiten Kämme, Hörner, Firſten und Zinken am höchſten aufrichten, weit über die Länder der Menſchen und über die Wolken des Himmels hinaus.

Durch enge Schluchten vom Hochgebirg herab, mit Strömen, die den Gletſchern entquellen, breitet ſich das Land gegen Mitternacht aus in weitere Thäler, bis zu den Kaltbergen des Jura. Dieſe krümmen ſich in Geſtalt eines ungeheuren Halbmondes vom See des Leman bis zum Bodenſee. Und von Schafhauſen bis Baſel ſteht der Rheinſtrom vor dem Jura, wie der Graben vor dem Wall. Alſo hat Gott unſer Vaterland mit hohen Bergen und tiefen Gewäſſern umgürtet, wie eine große Veſte. Doch die Veſte iſt nur ſtark, ſo lange es dahinter der Menſch bleibt.

Dies Alles iſt in Zeiten, von denen kein Menſch weiß, ein Weltmeer geweſen. Die Wogen der Waſſer ſind anderthalbtauſend Klafter hoch über Feldern und Wieſen geſtanden, die wir heut bauen. Damals waren die Gipfel des Gebirgs einſame Inſeln. Droben an Felswänden werden noch Spuren der mächtigen Fluth geſehen. Pflanzen und Muſchelthiere des alten Waſſergrundes liegen nun verſteinert im felsgewordenen Schlamm. Siehe, aus unterirdiſchen Höhlen iſt verkündet, und vom

Finger Gottes ſteht in den Lagern des Gebirges geſchrieben: Ehe der Menſch kam, iſt ſchon mehr denn ein Weltuntergang gekommen.

Nachdem die Gewäſſer abgelaufen und aus dem trocken gewordenen Meerboden Mooſe, Gräſer, Geſträuche und Wälder hervorgeſproſſen waren, ſind Jahrhunderte verfloſſen, bevor die Stimme eines Menſchen durch die Stille dieſer Wildniß ſcholl. Es weiß Niemand, wer zuerſt mit ſeiner Heerde längs den Waldufern der Ströme und Seen umherirrte. Die früheſten Geſchlechter mögen ſich im offenen und zahmern Thalboden angeſiedelt haben; weit ſpäter ſtiegen ſie in die rauhern Gegenden hinauf; zuletzt entdeckten ſie verſchloſſene Einöden am Fuße der höchſten Alpen.

Sechshundert Jahre vor Chriſti Geburt lagen ſogar noch die Hochthäler unter den Rheinquellen unbewohnt. Da, wie die Sage geht, ſind ſie zuerſt von Flüchtlingen aus Italien bevölkert worden. Denn ein gewaltiges Kriegsvolk, geheißen die Galen, war nach Italien eingedrungen und hatte die Einwohner daſelbſt bezwungen, getödtet oder aus den ererbten Wohnſitzen vertrieben. Viele Leute, erſchrocken vor dem Grimm des feindlichen Schwertes, flohen aus dem Lande der Raſennen am Meere, wo in unſern Tagen die Städte Florenz und Genua blühen. Sie retteten ſich mit Weibern, Kindern und Hausgöttern in die Schluch-

ten und Wildniſſe der Hochalpen. Daſelbſt bauten ſie ſich in einſamen Thälern zwiſchen Waldungen und himmelhohen Bergen an, ſicher vor der Wuth der Galen. Und von ihrem Gott oder ihrem Helden Rhätus ſind ſie Rhätier genannt worden. Darum iſt das Land um den Quellen des Rheins und Inns noch in unſern Tagen Rhätien geheißen, die ſtarke Heimath der freien Bündner.

---

## 2.

## Die erſten Thaten der alten Helvetier, und wie zu ihnen die Kymern gekommen ſind.

(Hundert Jahre vor Chriſti Geburt.)

Das Volk in den Thälern zwiſchen den Alpen und dem Jura, dem lemaniſchen und windiſchen See (Bodenſee) vermehrte ſich langſam mit den Jahrhunderten. Es lebte zwiſchen Wäldern, Felſen und Strömen vom Ertrag der Jagd, der Felder und Heerden, ungekannt von der Welt, in rauher Freiheit. So viel Thalſchaften, ſo viel unabhängige Gemeinſamen. Ihre ſtreitbare Jugend zog durch finſtere Gehölze dem Wilde nach, oder kämpfte mit dem Schlangengewürm der Felshöhlen und Sümpfe und mit Ungeheuern in den Bergen, oder ſtreifte von Zeit zu Zeit gegen die Nachbarn

hinaus auf Raub. Ein Fell war ihr Rock, Speer und Keule, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Zu Schutz und Trutz hielten viele Gemeinden zuſammen in einem Gau. Vor allen ward zuerſt am Rhein und an der Thur der Gau der Tigurer namhaft.

Denn es begab ſich, daß durch die Wälder Deutſchlands erſchreckliches Volk aus fernen Gegenden heranzog. Dreimalhunderttauſend ſtreitbare Männer waren es, die da hießen Kymern, das iſt, Bundesgenoſſen aus allerlei Volk. Viele derſelben, ſagt man, ſind aus Fries- und Schwedenland und aus dem Nordland gekommen, wo die bewohnte Welt in Schnee und Eis erſtarrt. Es wird geredet, daß ſie von Hunger ausgetrieben worden wären, als über ihrer Heimath die Schleuſen des Himmels gebrochen, und Thal und Höhe Sumpf und See geworden waren. Nun kamen ſie kriegend und ſiegend zum Rhein, und über den Rhein in die Städte des Galenlandes, heut Frankreich genannt. Da trieben ſie unermeßlichen Raub ein.

Als ſolches die Jugend im Gau der Tigurer hörte, ward ſie geluſtig, am Siegesruhm und an der Beute der Kymern Theil zu haben. Und wer ſtreiten konnte, zog aus und ſtieß zu den gewaltigen Kymern. Da iſt viel Gut gewonnen, viel Blut geronnen. Und die Völker des Galenlandes wehklagten und ſchrien um Hilfe bis Rom.

Rom ſandte alsbald ein ſtarkes Kriegsheer. Das zog über die weißen Berge herab zum lemaniſchen See. Deß erſchracken die Tigurer, welche bei den Kymern waren; denn ſie meinten, es gelte ihre Heimath im Gebirg. Stracks eilten ſie den Römern entgegen am lemaniſchen See. Ein junger Held war ihr Führer, Diviko genannt. Als dieſer das Lager der Römer ſah, griff er zum Schwert. Es erhob ſich ein entſetzliches Schlachten, daß die Römerleichen weit das Feld bedeckten, bis die Ueberwundenen um Gnade baten. Da richtete Diviko zween Baumſtämme auf, oben mit einem Querbalken verbunden. Unter dieſem Galgenjoch ließ er, zum ewigen Ruhm der Seinen und zur Schmach Roms, die entwaffneten Feinde kriechen; dann ſchickte er ſie über die Berge heim.

Er aber zog nach dem Siege wohlgemuth wieder den Kymern zu, ſeinen Kriegsgeſellen, und verwüſtete mit ihnen das Galenland. Und ſie überſtiegen die hohen Gebirge und brachen in Italien ein und bedrängten Rom. Da erhoben ſich die Römer; viel blutige Schlachten wurden geſchlagen. Das Glück aber verließ die Kymern. Ihrer die meiſten fielen durch die Schärfe des Schwertes. Wer das Leben davon trug, rettete ſich mit Diviko in die Sicherheit des helvetiſchen Gebirgs.

Alſo mögen von den Männern, die vorzeiten

durch Waſſerfluth und Hungersnoth aus dem kalten Nordland vertrieben geweſen waren, nach Helvetien gekommen ſein. Noch ſingt von ihnen in den Bergen das Weſtfrieſenlied. Am Ufer des Waldſtätterſees, zu den Füßen des Haken und Mythenberges, ſetzten ſie ſich bei Bruch, das heißt Sumpfland, und rodeten den Wald aus. Darum wurden ſie Bruchenburen genannt. Von den Brüdern Suiter und Swen ſoll Schwyz geſtiftet worden ſein. Noch hörſt du in jenen Thälern Namen der Geſchlechter, die auch im Schwedenlande blühen.

Von da haben ſich die Menſchen, als ihrer zuviel wurden, verbreitet in die unbewohnten Waldthäler am See, in das Land am Kernwald, gegen den ſchwarzen Berg, Brünig, und jenſeits desſelben durch's Hasli im Weißland am Fuße der weißen Eisberge von Thal zu Thal nach Frutigen, Oberſibnen, Sanen, Afflentſch und Jaun.

So lehren die uralten, ungewiſſen Sagen.

3.

# Alles Land wird römiſch.

(Fünfzig Jahre vor Chriſti Geburt.)

Noch lange nach Diviko's Heldenfahrt mit den Kymern ward von den fetten Triften und reichen Orten geredet, die man in Galenland geſehen hatte. Dort ſei ein warmer Himmel, unter welchem Trauben und Oelbäume blühen und der Schnee des Winters kaum gekannt werde. Das machte im rauhen Helvetien das Volk lüſtern, und nicht minder, was es von Reiſenden oder Nachbarn jenſeits des Rheins beſtätigen hörte, mit denen freundlicher Verkehr gepflogen wurde.

Es lebte aber zu der Zeit im Lande ein angeſehener Mann, Namens Hordrich. Zehntauſend leibeigene Knechte und Mägde bauten ſeine Felder und weideten ſeine Heerden. Auch war er von den Nachbarn im Galenland hochgeachtet und hielt mit ihren kleinen Fürſten Umgang. Dieſer trachtete größern Dingen nach. Erſt redete er mit den Vorſtehern in ſeinem Gau, dann mit den Uebrigen, zuſetzt mit den Leuten in den Gemeinden: Warum man ſich auf rauhem Felſenboden quäle, der kaum Vieh und Menſchen nähren möge? Man müſſe aufbrechen ins Galenland; da ſei noch für ein tapferes Volk viel fruchtbares Gefilde feil und offen. Von dieſer Rede wurden die Gemüther

erhitzt, und Jeder dachte bald ans Auswandern. Die verſammelten Gemeinden beſchloſſen einmüthig, ſich zu einem großen Zuge vorzubereiten. Drei Jahre lang ſollte man die Aecker bauen und zur langen Reiſe Vorrath ärnten, inzwiſchen aber Bundesgenoſſen und Helfer werben, und thun, was ſonſt zur Sicherheit des Wagſtücks nöthig ſei.

Hordrich, erfreut ob dem Gedeihen ſeiner Anſchläge, machte neue Entwürfe, Alles glücklich durchzuführen; war ſehr geſchäftig; reiſete hin und her in die Gauen und über den Rhein zu den angrenzenden Völkerſchaften und deren Häuptern; verlangte freien Durchzug für ſein Volk; that viele Verheißungen, ſprach groß und mehr als er vielleicht ſollte. Auch gab er ſeine Tochter einem Fürſten der Nachbarn zum Weibe; alſo daß es ſchien, er ſei ſelbſt ſchon Herr und König der Helvetier.

Solches machte die Leute im Lande beſorgt, und ſie fingen an zu argwöhnen, er gehe damit um, die alte Freiheit und ſein Volk zu verrathen, um Alleinherr über Alle zu werden. Es war aber ein Geſetz in den helvetiſchen Gauen: Wer an des Volkes Recht und Freiheit frevelt, ſoll Todes ſterben in den Flammen. Und der Hordrich ward vorgeladen, er ſolle ſeinen Anklägern Rede ſtehen. Deß weigerte er ſich, und wollte Leute bewaffnen zu ſeinem Schutz. Da brachen die Gemeinden

gegen ihn auf. Wie er nun Alles verloren ſah, gab er ſich mit eigener Hand den Tod.

Nachdem endlich die drei Rüſtjahre verfloſſen waren, erhob ſich das Volk in den vier Gauen und ſchickte ſich zur Auswanderung an. Die ſtreitbaren Männer zogen aus. Der alte Diviko ward ihr Heerführer, welcher vor fünfzig Jahren die Römer am Leman auf's Haupt geſchlagen hatte. Dem Zuge folgten Weiber und Kinder, und auf Wagen und Karren die Vorräthe und Koſtbarkeiten. Alle ihre Wohnſtätten verbrannten ſie hinter ſich, zwölf Städte und vierhundert Dörfer, auf daß Keinem wieder nach der alten Heimath gelüſte. Und vom Bodenſee her kamen viele Tauſend Bundesgenoſſen; auch vom Rhein her, wo heut das Frickthal und Baſelgebiet, kamen die Naurachen. Alle wollten ſie mit den Helvetiern.

So ging der lange, unabſehbare Zug kriegeriſcher Auswanderer über Berg und Thal. Es waren in Allem dreimalhundert- und ſechszigtauſend Menſchen. Man nahm die Richtung gegen Genf, damals eine Stadt des tapfermüthigen Völkleins der Allobrogen und bundesverwandt mit Rom.

Zu derſelben Zeit, ungefähr ſechszig Jahre vor der Menſchwerdung Jeſu Chriſti, ſtand Rom aber als als die großmächtigſte Stadt der ganzen Welt. Das war ſie durch Freiheit, Heldengeiſt und Weisheit ihrer Bürger geworden. Ihre Waf-

ſen und Geſetze herrſchten über Italien, und vom Galenland bis Judäa. Und der größte von ihren Feldherren, Julius Cäſar, war zum Schutze der Allobrogen in Genf.

Als derſelbe vom Anzuge der Helvetier hörte, daß ſie zu Genf über den Rhonefluß gehen wollten, führte er ſtracks von der Stadt am Strome entlang eine Mauer auf, neuntauſend Schritte lang, ſechszehn Schuh hoch, mit vielen Streitthürmen, und wehrte den Durchzug der Wanderer. Dieſe aber wandten ſich darauf gegen die Schlucht des Juragebirgs, durch welche die Waſſer der Rhone ins Galenland hinausſtürzen. Sie zogen an ſenkrechter Felswand, auf ſchmalem Pfade. Unter den Füßen Abgründe und der brauſende Strom.

Kaum ſtanden ſie jenſeits des Gebirgs in den galiſchen Ebenen, ſiehe, war auch Cäſar dort. Er ſchlug in ihrem Nachzuge die Tigurer. Der graue Diviko trat zu Cäſar und ſprach: „Was habe ich mit Dir zu ſchaffen und mit Deinen Römern? Laß mich in Frieden des Wegs ziehen, oder gedenke der Zeiten am Leman, und zittere, daß ich nicht dieſen Boden noch einmal durch den Untergang der Römer berühmt mache!“ Cäſar antwortete ihm und ſprach: „Die Götter gaben Dir einſt am See des Leman Glück, auf daß Dir jetzt das Unglück doppelt bitter werde. Doch

will ich Dich des Weges ziehen laſſen, wenn Du meiner Bundesgenoſſen ſchoneſt, ihnen wiedererſtatteſt, was die Deinen auf dem Zuge plünderten, und mir Geiſeln für Deine Treue gibſt!“— „Nicht alſo, Römer!“ erwiderte Diviko: „Wir haben von unſern Altvordern nicht gelernt Geiſeln geben, ſondern Geiſeln empfahen!“

Damit zogen die Helvetier weiter, ſchwer und langſam; ihnen auf dem Fuße nach die Römerſchaaren, vierzehn Tage lang. Plötzlich wandten ſich die Helvetier voll Grimmes und mit den Waffen. Es ward allgemeine Schlacht in den Feldern der galiſchen Stadt Bibracte; vom Morgen bis Sonnenuntergang Gefecht. Tapfer, ohne Kunſt, ſtritten die Helvetier; nicht minder tapfer, aber mit höherer Kriegserfahrung, die Römer. Das half dieſen zum Sieg. Voller Verwirrung flohen die Helvetier zum Hügel, wo ihre Weiber, Kinder und Schätze inner der Wagenburg ſtanden. Der Feind folgte, brach die Wagenburg, würgte. Greiſe, Männer, Weiber, Kinder fielen durch Feindesſchwert; Viele durch's eigene, weil ſie Freiheit und Ehre nicht überleben mochten. Andere flohen wehklagend in der Irre umher und wurden von den galiſchen Völkern dem Cäſar überliefert. Dieſer, vor welchem die Ueberwundenen fußfällig um Gnade ſchrien, ſprach: „Leget die Waffen ab; kehret heim, von wannen ihr

kommet; bauet eure Hütten wieder; lebet, wie vormals, genügſam in euern Bergen, nach euern Geſetzen. Jedes Land iſt dem Menſchen gut, wenn der Menſch dem Lande gut iſt. Ihr ſollet nicht Roms Knechte, ſondern Bundesverwandte und Schutzgenoſſen werden.“

Nun kehrten ſie mit Scham und Gram, ihrer kaum hundert- und zehntauſend, in die Thäler heim, von wannen ſie gekommen waren, und bauten wieder auf den Brandſtätten ihre Hütten neu. Der Cäſar aber ließ, unweit Genf am See, eine neue Feſtung aufrichten, Noviodunum, jetzt Nyon, geheißen. Das that er, die Helvetier zu bewachen. Auch zogen noch andere Beſatzungen hier und da ins Land.

Auch in den Ort Octodurum, am Fuße des Hochgebirgs, im heutigen untern Wallis, wurde römiſches Kriegsvolk gelegt, um daſelbſt die Straße über die Berge nach Italien zu hüten. Denn die Einwohner jenes breiten Thales, durch welches die Rhone zur See geht, lebten frei und wild; hatten nicht mit den Helvetiern, nicht mit den Römern zu ſchaffen; forderten Zoll von den Waaren, die über ihre Alpen gingen, und trieben Räuberei dazu. Als ſie nun ſahen, wie ſich die fremde Mannſchaft bei ihnen niederließ und verſchanzte, geriethen ſie in große Wuth. Die Landleute ſtürmten von Bergen und Thälern herab,

fielen die römiſche Beſatzung im befeſtigten Lager an, und lieſſen nicht ab, bis die Römer aus dem Gebiet wegzogen. Allein dieſe kehrten bald mit verſtärkter Macht ins Thal zurück, daß aller Widerſtand eitel ward. Bei zehntauſend von den Einwohnern, die für die Freiheit ihrer Heimath ſtritten, wurden erſchlagen, und die Dörfer ſtanden ringsum in Flammen. Von der Zeit an iſt auch Wallis römiſch geworden.

Nur die Rhätier, hinter ihren Eisbergen und Seen, dünkten ſich unüberwindlich. Längs dem Innſtrom, in den Thälern des heutigen Tyrols, und in den windelechiſchen Ebenen (des heutigen Schwabenlandes) wohnten ihre Stammes- und Bundesgenoſſen, wie Vorwachten. Sie trieben wildes Weſen, plünderten Reiſende aus, oder brachen jählings in großen Haufen aus den Bergſchlünden hervor und überfielen und beraubten die nahgelegenen Städte Italiens. Von den Gefangenen ſchlachteten ſie zum Opfer am Altare ihrer Götter.

Deſſen zornig, gebot Kaiſer Auguſtus, unter welchem der Weltheiland geboren ward, zweien Kriegsheeren zugleich, in das furchtbare Hochland zu dringen. Das eine ſtieg über die Alpen, zum Innſtrome nieder; das andere kam über den windiſchen (oder Boden-) See. Und Alles ward überwältigt in blutigen Schlachten.

Es wird erzählt, wie die Mütter der Rhätier in die Reihen der Fechtenden ſtürzten und ihre Säuglinge den feindlichen Kriegern ins Antlitz ſchmetterten, als müſſe mit der Freiheit des Gebirgs alles Leben darin vergehen.]

---

## 4.

## Von der römiſchen Botmäßigkeit im Lande.

(Vom J. 1 bis zum J. 300 nach Chriſti Geburt.)

Und die Freiheit des Gebirgs verging, aber das Leben blieb, jedoch unterthänig dem römiſchen Kaiſer Auguſtus, welcher alleinmächtig gebot von Anfang bis Niedergang der Sonne. Und er ſandte ſeine Landpfleger, Vögte und Kriegsknechte in die bewohnten Thäler von Helvetien und ließ ſtarke Veſten erbauen, das Volk in Demuth und Gehorſam zu halten. Und er erkannte, welche unüberwindliche Vormauer das weite Alpen- und Juraland für ganz Italien ſei, woſelbſt er in der reichen Stadt Rom auf dem Throne ſaß.

Der Kaiſer hielt jedoch die unterjochten Helvetier gar glimpflich und ſchonte ihrer Sitten und Gebräuche, damit ſie ſich leichter zu ſeiner Herrſchaft gewöhnen möchten und ihrer Schmach vergäßen. Auch ließ er ſie nach ihren alten Geſetzen

und unter ſelbſtgewählten Ortsvorſtehern leben. Waren Angelegenheiten des Gaues zu verhandeln, traten die Ausſchüſſe der Gemeinden zuſammen. Aber allgemeine Geſetze zu geben, Steuern und Abgaben auszuſchreiben, Krieg und Frieden zu beſchlieſſen, lag allein in des Kaiſers Gewalt.

Das alles begab ſich zu derſelben Zeit, da Jeſus Chriſtus geboren ward im jüdiſchen Lande. Und nach des Kaiſers Auguſtus Tode haben ſich lange Zeit auch ſeine Nachfolger alſo billig gegen die Helvetier erwieſen. Sie bauten viele neue Pflanzſtädte und verbanden dieſelben unter einander durch breite Heerſtraßen. Und die römiſchen Vögte, Statthalter und Kriegsknechte, beſſern Lebens gewohnt, als die armen, wilden Helvetier, richteten aller Orten zierliche Wohnungen und Luſtplätze auf; pflanzten Obſtbäume aus Italien an; lehrten das Volk Handwerk, Gewerb und Verkehr, Wiſſenſchaft und Kunſt jeder Art: alſo daß nach und nach Reichthum und Wohlleben im Lande aufging, wie es die Alten vorher nie gekannt hatten.

Viele Ortſchaften erweiterten ſich volkreich und wuchſen zu prächtigen Städten mit großen Paläſten, Tempeln, Bädern und Schauplätzen. Da ward die große Stadt Aventicum zehnmal geräumiger, als heutiges Tages auf ihrer Stätte Wiflisburg (Avenche) iſt. Damals lande-

ten die Schiffe des Murtnerſees hart unter der Ringmauer. Wo heutiges Tages nur zwei kleine Dörfer (Baſel- und Aargau-Augſt) am Ausfluſſe der Ergelz in den Rhein gelegen ſind, ſtieg eine blühende Stadt auf, die raurachiſche Auguſta genannt; und es reden noch heut von ihr die Trümmer alter Pracht. Größer aber, denn alle, prangte die Stadt Vindoniſſa (Windiſch im Aargau). In dem weitläufigen Raume, den ſie mit ihren Vorſtädten, Paläſten und Burgen bedeckte, haben ſich zu unſerer Zeit drei Dörfer und eine Stadt (Brugg) getheilt.

Solches gefiel den Helvetiern wohl. Sie freuten ſich der Milde ihrer Oberherren, zahlten denſelben Zins und Gaben und ſtellten ihre Söhne zum römiſchen Kriegsdienſt. Im neuerworbenen Wohlleben vergaßen ſie der alten Freiheit, für welche ihre Väter ſo blutig geſtritten hatten.

Aber Wohlſtand ohne Freiheit iſt gar unſicheres Gut; und der Vogel im goldenen Käfig jauchze nicht, denn der Herr kann ihn tödten, wann er will.

Kaum ſiebenzig Jahre nach Chriſti Geburt hat man zu Rom einen Kaiſer, Namens Galba, ermordet, und einen andern ernannt, der Vitellius hieß, den nicht Alle wollten. Die Helvetier wußten nichts vom Tode des alten Kaiſers; aber die Hauptleute des römiſchen Kriegsvolk im Lande

hatten es frühzeitig vernommen, und ſammelten unter ſich Stimmen für den Vitellius, und ſandten darum Boten her und hin. Des erſtaunten die Helvetier, denn ſie glaubten, es begehrten die Hauptleute Empörung wider Kaiſer Galba. Das Kriegsvolk, beſonders der Stadt Vindoniſſa, war ohnedem ein gar ungezähmtes und trotziges Volk, und hatte ſelbſt den Sold weggenommen, welcher der Beſatzung zu Baden gehörte, die aus helvetiſchen Jünglingen beſtand. Darum fing man die Boten und Briefe des Aulus Cäcina auf, der in Vindoniſſa Oberbefehl hatte.

Als dies Cäcina zu Vindoniſſa erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn, und zog mit ſeiner Schaar aus, welche die Wüthige hieß und war. Er erſtürmte und zerſtörte alsbald die Veſte und Stadt Baden, welche um den warmen Geſundquellen an der Limmat aufgeblüht war, plünderte das Land und ſchlug die ausgezogenen Helvetier in einem blutigen Treffen. Er verfolgte die Flüchtlinge weit über den Bötzberg des Juragebirgs. Den Fliehenden kam dort viele thraziſche Reiterei entgegen, die Heerſtraße den Berg hinauf. Da ſind ihrer abermals Tauſende erſchlagen worden im Kampf, oder in die Wälder und Klüfte zerſtreut; Andere ſind gefangen und in Knechtſchaft verkauft worden.

Solches Blutbad ſtillte den Grimm Cäcina's

nicht, ſondern er zog verderbenvoll das Land aufwärts bis zur Stadt Aventicum. Hier lebte ein hochgeachteter und reicher Mann, Julius Alpinus, vom helvetiſchen Volk. Dieſen befahl der grauſame Römer zu ergreifen, als den Stifter des Aufruhrs, und ihn in Ketten und Banden zu werfen und zum ſchmählichen Tode zu führen. Umſonſt betheuerten Viele des Greiſes Unſchuld: umſonſt warf ſich deſſen Tochter, Julia Alpinula, eine Prieſterin, zu den Füßen des Wüthrichs. Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Thränen rührten das Herz des rauhen Kriegers nicht. Der Greis wurde getödtet.

Das ganze Land erſcholl von Wehklagen und Jammer. Und man hörte nun zu ſpät, daß der Kaiſer, welchem man hatte treuen Dienſt leiſten wollen, ermordet ſei und daß Vitellius Herr der Welt geworden. Eilfertig ritten Geſandte zu ihm, das Erbarmen des neuen Gebieters anzurufen. Die Helvetier warfen ſich vor ſeinen Thron in Staub und Thränen nieder und ſchrien um Gnade. Wie ſie dieſelbe auf verächtliche Weiſe, als demüthige Unterthanen, erflehten, ward ſie ihnen wie elenden Knechten mit Verachtung gewährt. Das iſt das Loos der Dienſtbarkeit, wo Wohlleben mehr gilt, als Unabhängigkeit von fremden Herren.

Der Mordtag auf dem Bötzberg, der Jammer von Aventicum und die Schmach vor dem kaiſer-

lichen Thron erweckten aber die Helvetier nicht zur alten Stärke. Dieſe war in langer Ueppigkeit erſtorben und verdorben. Man vergaß der vergangenen Nöthen und lebte wieder in leichtſinniger Luſt, wie zuvor; ſuchte Reichthum und Bequemlichkeit, Ruhm in Künſten des Vergnügens, und wußte nichts vom Heldenmuth, welchen ein freies Herz allein kennt.

Das war den römiſchen Herren willkommen, damit das Volk nicht an das Beſſere dächte, ſondern weichlich und zinsbar bliebe; daß es unkriegeriſch die Führung der Waffen verlernte und von Gau zu Gau nicht einträchtiger würde, ſondern in knechtiſcher Demuth ſein Heil und ſein Weh aus der Hand der Gebieter ſchweigend empfinge.

Aber wehe dem Lande, auf deſſen Richterſtühlen Fremdlinge ſitzen und an deſſen Pforten Fremdlinge wachen! Wehe dem Volke, welches mit der Macht des Auslandes ſchön thut und unter ſich ſelbſt hadert! Wehe den Leuten, welche Gold ſammeln, aber das Eiſen nicht kennen, mit dem das Leben geſchirmt wird!

Die Helvetier in wehrloſer Sicherheit ſtanden immerdar jeder Gefahr bloß. Sie hatten das Vergangene vergeſſen, darum ſahen ſie das Zukünftige nicht. Alſo waren ſie zum Untergange reif. Auch kam der Tag des Verderbens alles Volkes über ſie mit Schrecken, ehe denn ſie es glaubten.

5.

## Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird.

(Vom Jahre 300 bis zum Jahre 650.)

Es war aber an der Zeit, daß große Wunderdinge auf Erden geſchehen ſollten. Der alte Weltherrenthron zu Rom hatte mit ſeinen Tugenden die tauſendjährigen Grundpfeiler verloren. Das wüſte Heidenthum lag ohne Kraft, und die Menſchen ſehnten ſich von den Altären der Götzen zu dem unbekannten Gott. Das Licht des chriſtlichen Glaubens leuchtete ſchon aus Morgenland hell wie eine neu aufgehende Sonne, und entzündete mit ſeinen Strahlen die Herzen in dreien Welttheilen.

Da war es, als ſchalle eine Stimme aus den Himmeln: Ich will die Völker der Erde durcheinander werfen, wie die Spreu im Sturmwind, daß die Funken des heiligen Glaubens in alle Welt zerſtreut werden und alle Lande der Menſchen davon entbrennen. Es müſſen die Abgötter Staub und Aſche ſein. Das Alte ſoll vergehen und Alles neu werden.

Und ſiehe, es erſchienen alsbald Völker um Völker aus unbekannten Gegenden des Erdkreiſes, und vertrieben mit der Schärfe des Schwertes, was vor ihnen lag. Und ſie kamen von Sonnen-

aufgang und aus den unbezwungenen Mitternachtsländern. Es kamen die Allemannen, wilde Kämpfer aus deutſchem Stamm. In drittehalbhundertjährigen Kriegen waren ſie immer tiefer in römiſches Gebiet eingedrungen, immer näher gegen das helvetiſche Gebirg. Endlich durchbrachen ſie, wie ein verheerender Strom, die Schluchten des Jura, und verbreiteten ſich über das Land. Da ward Alles zum Uechtland oder zur Wildniß, vom Schwarzwald bis zum Fuß der Alpen. Die Pracht von Aventicum und Vindoniſſa ſtürzte in Schutt zuſammen. Der Römer, wie der Helvetier, deſſen das Schwert des Feinds ſchonte, ward leibeigener Knecht. Es vertheilten die Allemannen alles Land, mit Gütern und Menſchen, unter ſich, vom Rhein und Bodenſee bis zum See der Waldſtätte und der Aar. Sie liebten Krieg, Freiheit und Heerden. Die Städte verachteten ſie als Kerker freier Männer. Was römiſch, was althelvetiſch geweſen, ging in ſchmähliche Vergeſſenheit unter.

Bald nach dieſen ſchwärmten mit tauſend Horden die Hunnen aus den Wildniſſen Aſiens hervor. Sie plünderten die Welt aus. Ihre Geſtalten waren ſo gräßlich, daß man ſie kaum für Menſchen hielt; noch unmenſchlicher war ihr Treiben. Durch Deutſchland, Galenland, Italien fuhren die Würger. Nur einzelne ihrer Haufen ſtreiften

über helvetiſchen Boden, hinein in Rhätien, hinein in die Gauen an der Aar, über die Felder der rauracһiſchen Auguſta und der römiſch geweſenen Baſilia (Baſel). Nirgends verweilten ſie. Wo aber ihr Fuß hintrat, waren Flamme, Blut und Wehklagen.

Dann kamen die Burigunden, ein gewaltiger Menſchenſchlag. Die ſchlugen ihre Sitze im Galenland auf, zu beiden Seiten der Juraberge, im Land von Savoien, am Lemanerſee, im untern Wallis, bis zur Aar, wo man noch heut zu Tage welſch redet. Dort bauten ſie ſich ſtarke Burgen. Genf hoben ſie aus dem Schutt hervor; vielleicht auch die Wiflisburg über der Aſche von Aventicum. Auf der Höhe am lemaniſchen See, wo ſonſt ein römiſches Lauſonium geſtanden war, gründeten ſie Lauſanne neu und viele andere Orte.

Dann kamen von Mittag über die höchſten Alpen herab die vielgewaltigen Gothen. Schon war Italien ihr Raub geworden, nun ward es auch ganz Rhätien mit ſeinen Thälern und weidereichen Gebirgen. Die gothiſche Gewalt ging weit hinaus über den Wallenſee bis zu den Sittern (den kleinen Strömen im Appenzellerland), über den Gotthard in die Thäler von Uri, nicht minder in Glarus. Gräuel ward aller Orten.

Es verſchwand nun Kunſt und Gewerb des Alterthums, Geſetz und Uebung der Vorwelt, Sitt'

und Sprache, die bisher gegolten. Selbſt der Name Helvetien ging verloren. Man hörte nur von Allemannen, Gothen und Burgundern.

Wohin der Allemanne kam, ließ er die Stadt öde. Er ſaß auf einem Meierhof oder Weiler. Die Leibeigenen mit ihren Weibern und Kindern mußten ſeine Hirten, Feldbauer und Handwerker ſein. Denen er wohl wollte, verlieh er unveräuſſerliche Grundſtücke um Bodenzins und Frohndienſt. Seine Heerden nährten ihn mit Fleiſch, Milch und Käſe. Alles Land war Viehweide und ungetheilte Allmend. Der einſt urbar geweſene Boden verwilderte. Wo ſonſt der römiſche Pflug gegangen, wurden Gehölze. Um den Bodenſee wucherten große Wälder, voller Bären und Wölfe.

Der Gothe im hohen Rhätien war wohl auch kriegeriſches Sinnes, doch hatte er ſchon mildere Sitte. Er machte zwar das Volk auch leibeigen, aber ließ ihm ſeine alten Uebungen. Er zerſtörte nicht die römiſchen Burgen, die er fand, ſondern baute noch neue hinzu. In den hohen Schlöſſern ſaßen die Herren und Grafen, und verwalteten die zinsbaren Thäler und Alpen im Namen ihres Königs, der in Italien wohnte.

Am menſchlichſten von Allen erwieſen ſich die Burgunder. Sie nahmen nur den dritten Theil aller Grundſtücke und Leibeigenen für ſich. Sie

rotteten des Landes alte Bewohner nicht aus, wiewohl ihnen dieſelben unterthänig und in Rechten nicht gleich waren. Sie wohnten neben denſelben und vermiſchten zuletzt mit deren Sprachen und Gebräuchen die ihrigen, dergeſtalt, daß beide zuletzt einerlei Volk wurden. Noch heutiges Tages unterſcheidet ſich dies Volk von den übrigen Eidsgenoſſen durch die ererbte, aber verunſtaltete Sprache, welche man die welſche oder die romaniſche heißt, in den Landſchaften der Waat, Freiburgs und Neuenburgs.

Das Reich dieſer Fremdlinge insgeſammt freute ſich jedoch keiner langen Dauer. Denn abermals drang ein anderes Volk heran, gewaltiger, kühner und ſchlauer, als die vorigen. Das ſind die Franken geweſen. Die waren weit her aus den Niederlanden heraufgezogen und mit Flamme und Schwert ſchon Meiſter des ganzen Galenlandes geworden. In den eroberten Städten hatten ſie ſich feſtgeſetzt und das Land nach ſich genannt Frankreich. Und als ſie am Rhein auf die Macht der Allemannen ſtießen, ward ein langes Streiten zwiſchen beiden Völkern. In ſchreckenvoller Schlacht aber ſind zuletzt die Allemannen auf ewige Zeit überwunden worden. Und die von denſelben am Rhein, in Schwaben und im helvetiſchen Lande wohnten, fielen darauf in die Botmäßigkeit der Sieger.

Bald nachdem gingen auch die Burgunder durch Zwietracht und Laſter ihrer Fürſten unter. Die Gothen nahmen die burgundiſchen Alpen und Genf dazu; die Franken nahmen das Uebrige des Burgundergebiets.

Doch nur die letzten behaupteten, was ſie gewonnen hatten; nicht alſo die Gothen. Denn wie deren Herrſchaft in Italien ausging, erſtarb auch ihre Gewalt über das Gebirg. Der Frankenkönig Dietbert zauderte nicht. Er brach mit ſeinem Kriegsvolk auf und bemeiſterte ſich Rhätiens und des Uebrigen.

Alſo iſt am Ende, nach mehr denn eines halben Jahrtauſends wechſelvollen Schickſalen, das ganze helvetiſche Land wieder unter den Zepter einer einzigen Herrſchaft gerathen, wie es vordem unter römiſcher geweſen war.

---

## 6.

## Der Franken Herrſchaft und Einrichtung im Lande.

(Vom Jahr 550 bis zum Jahr 900.)

Die neuen Herren theilten nun das Land in zwei Theile, weil ſie zu ungleichen Zeiten Beſitz davon nahmen und die Einwohner ſelbſt verſchiedene Sprache redeten. So weit nämlich die

Allemannen angeſeſſen waren und man deutſch redete, war das Land mit Schwaben vereinigt, das heißt, Rhätien und der Thurigau. Thurigau ward damals Alles geheißen vom Bodenſee und Rhein hinweg bis zur Aar und zum Gotthardsberg. — Die andern Gegenden aber, wo man welſch ſprach, oder die man den Burgundern abgenommen hatte, wie Genf, Wallis, Neuenburg, und was heut zu Bern, Solothurn, Freiburg und Waat gehört, wurde mit Savoien vereinigt und Kleinburgund geheißen.

Die großmächtigen Frankenkönige, als Herren eines kriegeriſchen Volks, beſtellten die Verwaltung von den Ländern, wie ſie ihr Kriegsheer zu beſtellen pflegten. Einen Oberfeldherrn oder Herzog ſetzten ſie über ein großes Gebiet; Kriegsoberſten oder Grafen ſetzten ſie über einzelne Abtheilungen des Gebiets, oder über Gauen; und andere tapfere Herren beſchenkten oder belehnten ſie mit weitläufigen Gütern in dieſen Gauen. Denn damals war das Geld noch ſehr ſelten. Die Könige belohnten daher den Dienſt ihrer guten Kriegsleute mit Ländereien und allen Einkünften derſelben. Zu den Gütern, die ſie weggaben, gehörten auch alle Einwohner und deren Haus, Hof und Vieh in den eroberten Ländern; denn die Einwohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Der Leibeigene hatte aber kein Eigenthum, weil er

ſelbſt nur das Eigenthum ſeines Leibherrn war, und er demſelben Alles verzinſen mußte, was er beſaß. Der Thurigau und Rhätien ſtand unter dem Herzog von Schwaben oder Allemannien, und das Uebrige unter dem Herzog von Kleinburgund.

So war denn alles Land mit Menſchen und Vieh vertheilt; und was der König nicht an ſeine Grafen, Edle und Kriegsleute vergabt oder verliehen hatte, das blieb ſein Eigenthum und ließ er für ſeinen Nutzen verwalten. Nur die freien fränkiſchen Leute, ſo wenige ihrer auch waren, machten das Volk aus; die Menge der unterjochten Einwohner aber ward für nichts gerechnet, war ohne bürgerliche Rechte, dienſtbar, ehr- und wehrlos. Das Loos der Leibeigenen war anfangs ſo kläglich, daß der Herr ſie nach Gefallen ſtrafen, verſchenken und verkaufen, ja ſogar ungeſtraft tödten konnte. Man hielt ſie kaum für Menſchen, ſondern wie anderes Vieh, ließ ſie ſich ohne weitere Einſegnung begatten, und die neugebornen Kinder wurden das Eigenthum desjenigen Leibherrn, dem die Mutter gehörte, falls der Vater etwa Eigenthum eines andern Herrn war.

Alſo grauſam und verwildert ſind damals die Zeiten geweſen.

7.

## Der chriſtliche Glaube dringt herein.

Mitten durch die Finſterniß der Zeiten traten die Boten Gottes, fromme Männer, ins Land, den Heiden das Himmelreich zu predigen und den Gekreuzigten zu verkünden. Es waren Kriegsknechte, die in andern Gegenden das Wort des ewigen Heils vernommen hätten; es waren vornehme Männer, oft Königskinder, welche die Freuden der Welt verläugneten, um, gleich den heiligen Apoſteln, unter den Heiden Chriſtum zu bekennen.

Man will ſagen, daß ſchon zur Römerzeit, und kaum zweihundert Jahre nach des Heilandes Geburt, ein ſolcher Königsſohn, Namens Lucius, im rhätiſchen Hochlande die Saat des Glaubens unter Todesgefahren ausgeſäet habe. Späterhin ſind Andere zu den Burgundern, Andere zu den Allemannen im Thurgau gekommen. Die ſammelten fromme Haushaltungen um ſich; die tauften Alt und Jung im Namen Gottes; die ſtifteten kleine chriſtliche Gemeinden; ſie bauten Kirchen und Bethäuſer. Sie gründeten auch Klöſter zur Beförderung in Wiſſenſchaft, Gebet und Glauben, und ſetzten Biſchöfe, das heißt Aufſeher, über die andern chriſtlichen Lehrer und Ge-

meinden. Schon bevor Alles fränkiſch wurde, hat man einen Biſchof zu Chur in Rhätien gefunden, der Stadt, die erſt gegen das Ende der Römerherrſchaft namhaft geworden war; auch in der raurachiſchen Auguſta, und zu Vindoniſſa, und zu Aventicum, desgleichen zu Genf und zu Octodurum (vielleicht Martinach), im Wallis.

Doch ſind nicht in allen dieſen Städten die biſchöflichen Stühle der Chriſten geblieben, ſondern ſie ſind in den langen Gräueln der Verwüſtung nach unzerſtörten Orten hingetragen worden. So ward der Biſchofsſtuhl von den Trümmern der alten raurachiſchen Auguſta nach Baſel genommen, der von Aventicum nach Lauſanne, der von Vindoniſſa nach Konſtanz am Bodenſee, der von Octodurum nach Sitten im obern Wallis.

Aber als die Franken, welche ſelbſt ſchon chriſtlichen Glaubens waren, ſich unſers Landes bemächtigt hatten, da wurde erſt das Werk der Bekehrung recht mit Eifer betrieben, der Prieſter beſchützt, der Biſchof geehrt, das Kloſter und die Kirche beſchenkt. Zum Unterhalt der Geiſtlichen ſtiftete man die Abgabe des Zehnden von den Feldern, zur Verherrlichung des Gottesdienſtes freiwillige Opfergaben. Denn weil damals das Geld fehlte, zahlte man lieber mit Erzeugniſſen

des Landes und mit Grundſtücken. Und was Einer zu frommen Stiftungen hingab, glaubte er nicht ſterblichen Menſchen zu geben, ſondern Gott ſelbſt und den Heiligen Gottes, die er verehrte, und ſchien ihm Alles nur Darlehn zu ſein für Zins ewiger Freuden nach dem Tode. Alſo ſind denn nach und nach Kirchen und Klöſter ſehr begütert und reich geworden an Land und Zinſen.

Aus fremden Landen aber kamen dazu immer mehr die Verkündiger des Kreuzes, daß ſie die letzten Ueberbleibſel des Heidenthums ausrotteten. Denn in den dicken Wäldern um den Zürichſee, in den abgelegenen Thälern des Gebirgs wohnten noch gar lange halbwilde Menſchen, ohne alle Kenntniß des lebendigen Gottes. Sie opferten ihren Götzen auf den Berghöhen und in einſamen Gehölzen Heerdenvieh und Pferde, die ſie ſchlachteten; oder trieben beim Beginn eines neuen Jahres furchtbaren Lärmen mit Schreien, Jolen, Klopfen und Schlagen, um die böſen Geiſter, Hexen und Zauberer zu verjagen; oder zündeten mit Anbruch des Frühlings große Freudenfeuer auf allen Bergen an, wie Dankopfer für die guten Götter. Viel abergläubige Angſt quälte die armen blinden Heiden vor der Macht der Hexen und Geiſter; ſie glaubten noch an allerlei Vorbedeutung, an Wahrſagereien, an den Einfluß ge-

wiſſer guter und böſer Tage und dergleichen Selbſt-betrug.

Darum waren die frommen Männer, welche den Heiden die Botſchaft des Heils brachten, hoch-zupreiſen. Es kam auch aus dem Frankenland Siegbert und predigte den Wildniſſen Rhä-tiens. Im rauhen Gebirgswinkel hatte er dort ſein Bethäuslein gegründet, wo nun das Kloſter Diſentis ſteht. Columban und Mangold lehrten lange an der Aar und Reuß und am Zü-richſee; auch der vieleifrige Gallus. Dieſer baute ſich zuletzt eine einſiedleriſche Bethütte in der Oede des hohen Bergthals am Bodenſee, wo zu ſeinem Gedächtniß nachher das Kloſter St. Gallen entſtanden iſt. In Hochgebirgen am Waldſtätterſee verkündete der fromme Meinrad das Wort Gottes, und im Finſterwald am Sihl-fluſſe baute er ſeine Zelle, wo in unſern Tagen das Kloſter Einſiedeln prangt. Auf dem Hü-gel bei Zürich ſtiftete ein Herzog das Chorherrn-ſtift und gab ihm viele Güter am Albis; ein an-deres Münſter baute ſein Bruder am Waldſtätter-ſee, da, wo einſt, vielleicht zur Römerzeit, nur ein Leuchtthurm mit nächtlich brennender Laterne für Schiffende ſtand, und jetzt die Stadt Luzern ſich ausbreitet. Und bald darauf erhob der reiche Graf Bero unweit davon ein neues Münſter

oder Kloſter, welches noch jetzt nach ihm Bero-münſter genannt wird.

Doch ich würde lange nicht enden, wenn ich alle frommen Werke jener Zeit nennen wollte. Die armen Heiden in den Gauen ſahen im weiten Lande umher gottgeweihte Mauern von Kirchen und Klöſtern aufſteigen, hörten alltäglich Worte der Erlöſung und des Kreuzes, und allnächtlich Geſang und Gebet der Mönche in den Zellen. Ihre Herzen wurden bewegt und ſie gingen zur Taufe.

Freilich bewies ſich das Chriſtenthum anfangs gar blöde und dürftig, denn der Bekehrungen waren zu viele und zu ſchnelle. Die Lehrer waren oftmals faſt ſo unwiſſend und roh, als die Hörer des Worts. Wer die Taufe empfangen, ein Gebet erlernt hatte, die Kirche beſuchte, ein Kreuz machen konnte, hieß ein Chriſt, obſchon er die Wildheit der Sitte und den Aberglauben des wüſten Heidenthums nicht abgelegt hatte. Die Heiligen wurden oft nur an die Stelle der Götzen geſetzt und die altheidniſchen Luſttage zu chriſtlichen Feſten umgekehrt. Furcht vor dem Teufel war gar viel mächtiger, als Liebe zu Gott. Mit Dienſten und Vergabungen an Kirchen und Klöſter meinte der Sünder gar wohlfeil ewige Seligkeit zu kaufen und ſich gegen Höllengewalt zu beſchützen.

Doch nicht gänzlich ohne Segen blieb der neue Glaube. Geht auch dem hellen Tagesſchein immerdar erſt eine Dämmerung voran. Es ward der Gedanke an den einzigen lebendigen Gott allgemein, und der Gedanke an die Vergeltungen der Ewigkeit, und daß wir Menſchen alle hienieden die Kinder des Vaters im Himmel ſind. Es leuchteten den übrigen Haushaltungen viele fromme Pfarrer und Biſchöfe mit ihren Eheweibern im guten Beiſpiel vor; denn in jener Zeit war Biſchöfen und Prieſtern das eheliche Leben keineswegs unterſagt. Viele chriſtliche Herren thaten nun glimpflicher gegen die Unterthanen, und viele Leibeigene bekamen eigene Rechte und erträglicheres Loos. In manchen Klöſtern wurden auch Schulen gehalten und Bücher der alten Weiſen geſammelt und abgeſchrieben; denn die Buchdruckerkunſt iſt erſt lange Jahrhunderte nachher erfunden worden. Von Einſiedlern und Mönchen, welche in ihren Wildniſſen Wälder ausrodeten und den Boden urbar machten, lernte das Volk Ackerbau und beſſere Landwirthſchaft; die Allmenden wurden eingeſchlagen. Das Volk lernte Kalk brennen und mit Steinen bauen: denn bisher kannte man bloß elende hölzerne Hütten; es lernte Wolle weben und ſich in Wollentuch kleiden; bisher ging es nur in Linnen oder Felle gewickelt. An den

Hügeln des Lemaner= und des Zürichſees fing man ſelbſt ſchon die Pflanzung der Weinreben an.

Das thaten nun freilich die Mönche nicht allein, ſondern vielmehr noch die Franken, als ſie das Land in Beſitz nahmen, denn dieſe brachten ihre Haushaltung und den Stier und den Ackerpflug mit ſich hieher, wo ihnen der König Ländereien, und leibeigene Knechte und Mägde dazu, ſchenkte oder zum Lehen ertheilte.

---

8.

## Wie das Land zum deutſchen Reich gekommen iſt und Städte erbaut wurden.

(Vom Jahr 900 bis zum Jahr 1200.)

Die Könige des großmächtigen Frankreichs ſind lange Zeit gewaltig geweſen über alle andere; und am gewaltigſten König Karl der Große. Der hat ſich zu Rom krönen laſſen als ein Kaiſer des alten römiſchen Reichs, welches er wieder herzuſtellen gedachte; und er wollte mit dem Namen eines Kaiſers andeuten, daß er ſei ein König der Könige. Allein ſeine Kinder und Kindeskinder waren Fürſten voller Zwietracht und oft Männer ſchwachen Geiſtes. Jeder begehrte Theil an der Herrſchaft; und ſie zerſtückelten das weitläufige Reich. Einer nahm Frankreich, ein Anderer Ita-

lien, ein Dritter Deutſchland, und ſie führten große Kriege wider einander ohne Ende. Auch iſt bei dieſen Theilungen geſchehen, daß vom helvetiſchen Land dasjenige, was bisher zum Herzogthum Schwaben gezählt geweſen war, ans deutſche Reich kam.

Als nun ſo viele Könige wurden und ſie einander in beſtändigen Kriegen verfolgten, entſtand aller Orten große Verwirrung. Deß erfreuten ſich die vornehmen Amtleute und Landpfleger der Könige, nämlich die Herzoge und die Grafen. Denn ſie ſchalteten fortan ohne Furcht vor Strafe, und gaben ihre Stellen, wenn ſie ſtarben, ihren Söhnen, und betrachteten die Herzogthümer und Grafſchaften, als hätten ſie dieſelben wie erbliche Lehen empfangen oder gar wie eigenes Gut. Der Herzog von Schwaben wollte Keinem gehorchen; der Herzog von Burgund nannte ſich ſelbſt König. Wie die Herzoge den Königen trotzten, alſo trotzten wieder die Grafen den Herzogen, hielten Kriegsvolk und ſprachen zu Allem ihr mächtiges Wort. Auch die Biſchöfe blieben nicht müßig. In ihren Kirchſprengeln und Gebieten hochanſehnlich und ſtark, thaten ſie den Grafen und Herzogen gleich, machten ſich unabhängig vom weltlichen Arm, legten Harniſch und Panzer an und ritten vor ihrem Kriegsvolk einher. Und wie die Biſchöfe mit den Herzogen und Grafen, ſo that

zu Rom der Papſt mit den Kaiſern und Königen; nahm Gewalt über ſie an und über alle Biſchöfe und Kirchen in deren Landen, und zuletzt über deren Völker.

In ſolcher allgemeinen Verkehrung iſt gekommen, daß die Herren und Grafen, welche in Helvetien ſaßen, den Herzogen in Schwaben zuletzt wenig nachfragten, eigenmächtig walteten und etwa nur die Könige oder Kaiſer des deutſchen Reichs fürchteten oder ihnen ſchmeichelten, wenn ſie durch dieſelben hofften, noch größer zu werden. Einig waren ſie unter einander nie, oder nur dann, wenn große Gefahr Alle zugleich bedrohte.

Eine ſolche Gefahr für Alle kam auch in den Tagen, als Kaiſer Heinrich, genannt der Finkler, Herr des deutſchen Reichs war. Aus Morgenland her, vom ſchwarzen Meer, am Donauſtrom herauf erſchien nämlich ein wildes Volk, kriegeriſch, Alles zu Pferd, zahlreich wie Sand am Meer. Man hieß es die Ungarn. Sie ſtreiften ſengend und brennend bald durch Deutſchland, bald durch Welſchland; nichts widerſtand ihnen, kein Fluß, kein Gebirg. Nur die feſten Burgen und Schlöſſer lieſſen ſie unangetaſtet, denn ſie verſtanden das Belagern nicht. Es war neunhundert Jahre nach Chriſti Geburt.

Da gebot der Kaiſer, daß man alle große Ortſchaften im Lande ſolle mit Mauern, Wällen und

Graben umfangen gegen den grimmigen Feind. So wurde St. Gallen und Baſel mit Ringmauern umgeben, weil ſie an den Grenzen lagen, auch Zürich am See. Das waren nun gleichſam Burgen des Volks, wohin Jeder zur Zeit der Noth ſeine Habſeligkeit flüchtete. Auch je der Neunte von den freien, adelichen Leuten, die im Lande gering begütert wohnten, mußte in die Volksburg ziehen, um ſie zu vertheidigen in Kriegsnoth, oder ſie in Friedenszeiten zu verwalten. Alſo ſind die Städte entſtanden und ihre Räthe. Und die freien Adelichen, welche zum Stadtregiment beſtimmt waren, hießen ſich Patrizier.

Nach dieſem Beiſpiel ſind bald mehrere Volksburgen oder Städte entſtanden, wie Luzern und Solothurn, und ſpäter am Umladeplatz am Rhein, wo dieſer Strom den gewaltigen Fall über Felſen macht, aus den dortigen Schiffhäuſern, Schafhauſen. Wie im deutſchen Helvetien, ſo geſchah auch im burgundiſchen Helvetien, als die Kaiſer daſſelbe endlich ebenfalls zum deutſchen Reich nahmen und daſelbſt die Herzoge von Zähringen zu Reichsvögten machten. Schon ſtanden hier die uralten Städte von Genf und Lauſanne. Dazu fügte nun Reichsvogt Berthold, Herzog von Zähringen, die Stadt Freiburg, welche er im Uechtland erbaute, zum Schutz und Trutz gegen die Stärke der widerſpenſtigen Herren

und Grafen der Gegend. Eben ſo that ſein Sohn und baute die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarſtroms.

Alle dieſe und andere Städte, welche hier und dort entſtanden, wenn ein offener Flecken ummauert und befeſtigt ward, empfingen für ihr Gemeinweſen ähnliche Einrichtungen und Rechtſame, wie ſchon ältere Städte in Deutſchland hatten. Der Landmann und Handwerker, welcher ſich in der Stadt niederließ, erhielt Bürgerrecht, mußte zur Vertheidigung Spieß und Degen führen, zu den Ausgaben tellen und ſteuern und einen Eimer halten, bei Feuersbrünſten zu löſchen; denn die Häuſer in Städten waren noch von Holz gebaut, wie in Dörfern. Zu großen Angelegenheiten ward die Bürgergemeinde verſammelt, die beſondere Verwaltung des gemeinen Weſens aber einem Rath überlaſſen, welchen die Bürgerſchaft wählte; an der Spitze des Stadtraths ſtand ein Schultheiß oder Bürgermeiſter. Geringe Händel wurden vor Rath abgethan; das hohe Blutgericht aber führte der Reichsvogt, oder der Statthalter des Abtes oder des Grafen, oder wer ſonſt der Stadt Oberherr ſein mochte.

Sicherheit hinter den Ringmauern gegen feindliche Anfälle lockte viel Volks in die Städte; die Menge des Volks aber brachte Gewerb und Handthierung, und Kunſtfleiß und Handel auf. Es

wurden Märkte gehalten, wo der Landmann verkaufte, was ſeine Felder und Heerden Ueberfluß gaben, und der Städter vertauſchte dafür die Waaren, welche er in ſeiner Werkſtatt bereitete. Das machte die Bürgerſchaften wohlhabend und erfinderiſch; ihr Wohlſtand machte ſie geſitteter; ihre Eintracht und Stärke machte ſie achtbar den Herren und Adelichen, die in den Gauen umher auf einſamen Schlöſſern und Burgen ſaßen. Gern kehrten zu den Städten die Herzoge, Könige und Kaiſer auf Reiſen ein, und thaten ſich gütlich bei ihnen, und beſchenkten ſie dankbar mit Rechtſamen und Freiheiten.

Als aber Grafen, Ritter und Herren im Lande das Wachsthum der Städte ſahen, wurden ſie faſt eiferſüchtig. Und ſie trachteten ebenfalls nach Erweiterung von Macht und Einkünften; dienten eifriger um neue Lehen und Güter den Königen und Herzogen und Klöſtern; oder führten kleine Kriege mit Nachbarn, um Raub zu machen. Viele, die ihren Vortheil kannten, erleichterten dabei ihren Angehörigen die Laſt der Leibeigenſchaft, und ſahen gern, wenn ſich auf ihren Gütern das Volk mehrte. Weil ſeit Eroberung des Landes aller Boden mit Wohn' und Weid' und Wald ihr Eigenthum oder Lehen geworden, vertheilten ſie nun die Grundſtücke, welche urbar oder Weideland waren, an die Haushaltungen,

die dafür die Grundzinſe und Zehnden zahlten und Frohnen leiſteten. So wurden der Dörfer, Weiler und Höfe immer mehr. Von jedem neuen Haus auf den Hofſtätten wurden Zinshühner und Eier entrichtet. Nach dem Tode eines leibeigenen Hausvaters gaben deſſen Kinder an den Oberherrn oder an das Gotteshaus, oder wem ſie eigen gehörten, das beſte Kleid aus dem Kaſten, das beſte Geräth aus dem Hauſe und das beſte Haupt Vieh aus dem Stalle. Nach Entrichtung dieſes Todfalls, wie ſie es nannten, behielten die Bauern das Uebrige, als wäre es ihr Eigen und Erbe.

Auf ſolche Weiſe vermehrten ſich aus den Frohnen und Zinſen der Angehörigen des Twinges die Einkünfte des Herrn. Die unvertheilten Grundſtücke, noch meiſtens von hohen Wäldern überwachſen, blieben aber des Herrn Gut. Aus dieſen Waldungen gab er ſeinen Angehörigen und Zinsbaren allezeit Holz zur Nothdurft und ließ ſie, nach ſeinem Wohlgefallen, das Acherum (will ſagen: die Eicheln) benutzen zur Mäſtung ihrer Schweine, oder er ertheilte ihnen daſſelbe gegen Zins, oder als freies Geſchenk, und freien Weidgang dazu bis zu den Ettern oder dem Bann des benachbarten Weilers und Dorfes.

Ohne daß es der Herr des Twings geſtattete, war aber Niemand befugt, vom hochwäldigen oder Herrſchaftsgut zu ſchwänden, einzuſchlagen und

auszureuten, um es in Acker und Wieſe zu verwandeln. Doch wenn ſich die Haushaltungen vermehrten und ſie neue Höfe bauen wollten, ſah es der Twingherr gern. Dann ließ er von einem Theil des Hochwaldes das Holz abſchwänden und ſich von neuen Aufbrüchen Rüti- und Bodenzins zahlen. So ſind viele Ortſchaften entſtanden, die noch heutiges Tages Schwanden und Schwändi und Rüti und Reuti heißen. Aber die Anbauer blieben, waren ſie nicht ſchon vorher Freie, ſeine Leibeigenen, wie ihre Väter geweſen, und was ſie hatten, betrachtete er wie das Seine. Denn er hatte ihnen nicht nur das Land hingeliehen, ſondern auch zur Wohnung und Stallung Holz, zum Acker Pflug, Wagen und Saat, ins Haus Axt und Leiter, in den Stall die erſten Kühe, die Sau mit den Ferkeln, und in den Hof den Hahn mit den Hennen. Darum waren ſie ihm zinsbar von Allem mit Frohnarbeiten auf ſeinen Feldern, mit Fuhren zu ſeinem Schloß, mit Zehnden und Bodenszins von ihren Aernten, mit Käſe, Leinwand, Hühnern und Eiern.

Alſo ſind im Schweizerlande die Städte und die vielen Dörfer entſtanden.

## 9.

# Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande.

(Vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1290.)

Je wohlhabender die Landleute wurden, deſto größern Reichthum ſammelten ſich aus de nvielen Zinſen die Grafen, Edelleute, Aebte und andere Oberherren. Dieſe aber ſind noch beſonders frei und mächtig geworden, als die Herzoge von Zähringen ausſtarben, weil nach deren Erlöſchen die Würde und das Amt eines kaiſerlichen Statthalters oder Reichsvogts nicht mehr erblich war, ſondern bald dieſem, bald jenem Grafen verliehen wurde. Nun fürchteten die Herren die allzugroße Gewalt und Uebermacht keines Einzelnen Ihresgleichen mehr. Nun wollte Jeder der Erſte ſein, oder hoffte es zu werden.

Es blühten damals viele vornehme Geſchlechter, welche jetzt verſchwunden ſind. Die Grafen von Savoien hatten weitläufige Güter, Lehen und Rechte im Lande Wallis und Waat, wo zugleich der Biſchof von Lauſanne gleich einem kleinen Fürſten ſchaltete. Die Grafen von Welſch-Neuenburg, welche der Stadt Neuenburg große Rechte verehrten, herrſchten in welſchen und deutſchen Gebieten, am Bielerſee, wie an

zer Aar und Zihl. Die Grafen von Kyburg, welche von Zürich bis zum Bodenſee mächtig waren, und auf ihrem Boden die Städte Dieſſenhofen am Rhein und Winterthur bauten, kannten kaum Gewaltigere im Lande neben ſich. Doch thaten ſich neben ihnen im Aargau die Grafen von Habsburg auf, die lange Zeit daſelbſt in ihrem Eigen, wo einſt die alte Vindoniſſa geſtanden, ein anſehnliches Gut beſeſſen hatten. Nachdem aber waren ſie auch Vögte des reichen Stiftes zu Seckingen geworden, welches im Glarnerlande viel Gutes hatte; dann wurde ihnen im Aargau dazu die uralte burgundiſche Grafſchaft Rore verliehen. Dieſe Grafſchaft erſtreckte ſich bis Muri, wo ſchon zweihundert Jahre vorher die Gemahlin eines Grafen von Habsburg, die damals noch Grafen von Altenburg hießen, eine Benediktinerabtei geſtiftet hatte. Nach Verſchwinden der Grafen von Rore war deren Gebiet an die Grafen von Lenzburg gefallen, von denen auch die Grafen von Baden herſtammten, und von denen nun ſo viel Reichthum das Anſehen Habsburgs vergrößerte.

Auch die Grafen von Rapperswyl, welche die Stadt dieſes Namens am Zürichſee gebaut haben, ſind hochanſehnlich und zwar an den Marchen von Rhätien geweſen; mehr aber noch, als ſie, die reichen Grafen von Toggenburg. Das

Stammhaus von dieſen lag auf einem Felſen unweit dem Kloſter Fiſchingen. Von da herab aus dem Fenſter der hohen Burg ſtürzte einſt Graf Heinrich von Toggenburg ſeine ſchöne Gemahlin Ida aus Eiferſucht, weil er ihren Brautring am Finger eines ſeiner Dienſtmannen erblickte. Aber den Ring hatte nur ein Rabe aus offenem Fenſter geſtohlen und verloren gehabt. Ida jedoch, indem ſie herabſtürzend ſich an Geſträuchen über Abgründen feſthalten konnte, ward durch göttliche Fürſehung gerettet und ihre Unſchuld offenbar. Sie beſchloß ihr Leben in einer Zelle zu Fiſchingen, indem ſie ihren Gemahl nicht mehr lieben konnte, der alſo im Jähzorn an ihr gethan, und ſogar den unſchuldigen Dienſtmann am Schweif eines wilden Roſſes zu Tod hatte ſchleifen laſſen.

Ich könnte noch viele Geſchlechter der Grafen und Freiherren nennen, die damals gewaltige Oberherren geweſen ſind, wie die Grafen von Werdenberg und Sargans, die von Montfort und Sax und Vatz und Rhäzüns im hohen Rhätien, und andere in deutſchen und burgundiſchen Landſchaften. Allein wer möchte ſie alle wiſſen, ſie, von denen nichts übrig iſt, als das dunkle Gedächtniß ihrer Kriege, oder die Sage, welche noch jetzt von ihrer Grauſamkeit um die Trümmer der zerfallenen Felſenſchlöſſer geht!

Von dieſen alten und vornehmen Geſchlech-

tern ſind jedoch ſchon zu jener Zeit manche früh-
zeitig ausgeſtorben und gänzlich verſchwunden.
Beſonders geſchah ſolches, als es Glaubens- und
Ehrenpflicht geworden war, mit dem Schwerte
in der Fauſt Wallfahrt nach Jeruſalem zum hei-
ligen Grabe zu thun, um daſſelbe aus der Hand
der Heiden und Unglaubigen zu befreien. In un-
geheuern Kriegsheeren aus allen chriſtlichen Län-
dern thaten ſich die bewaffneten Wallfahrter zu-
ſammen und zogen Jahr aus Jahr ein ins gelobte
Land, alle am Zeichen des Kreuzes kennbar, das
auf ihre Kleider genäht war. Jünglinge und
Greiſe gingen, ſogar Kinder, Fürſten, Könige,
Kaiſer, Nonnen, Fürſtinnen. Von Tauſenden
und Tauſenden aber kamen aus dieſen Kreuzzügen
nur Wenige zurück; denn die meiſten Leute ſtar-
ben unterwegs, oder in Aſien und Afrika, durch
Hunger, Krankheit, Schwert, Peſtilenz, Ausſatz
oder in Gefangenſchaft der Unglaubigen. Das
machte manche vornehme Frau zur Wittwe und
manche Mutter kinderlos.

Was den Grafen und Rittern ſolchergeſtalt
Verderben brachte, das kam den leibeigenen Leuten
auf Dörfern und Höfen, und auch den Bürgern
in Städten wohl zu ſtatten. Denn man hielt die
Leibeigenen freundlicher, damit ſie daheim blieben
und nicht Freiheit in den Kreuzheeren ſuchten.
Man gab ihnen mehr Freiheit und Rechte, um ſie

in heimiſchen Kriegen als Streiter gebrauchen zu können. Und die Bürger in den Städten gewannen viel mit allerlei Handwerk und Verkehr zur Ausrüſtung, Bekleidung und Verſorgung der endloſen Heerzüge ins heilige Land. Es ward ein weiter Waarenhandel getrieben durch Ungarn bis Griechenland, und durch Italien über das Meer bis Aegypten und Morgenland. Beſonders Baſel blühte auf, wohin ſchon Wein aus Zypern kam, und Zürich, wo ſchon Bearbeitung der koſtbaren Seide anfing.

Und wie in den jungen Städten eine Fülle des Wohlſtandes und Reichthums ward, trachteten die Bürgerſchaften eifriger, daß ſie ihre Rechtſame ausdehnten und ihre Stadtgebiete durch Kauf erweiterten. Sie ſchüttelten eins ums andere von den läſtigen Oberherrlichkeitsrechten der Biſchöfe, Aebte und Stifter ab, unter denen ſie ſeit alten Zeiten gelebt hatten, und begaben ſich lieber in den Schutz des deutſchen Reichs, daß Keiner über ſie ſtehe, als unmittelbar der Kaiſer allein, oder in deſſen Namen der Reichsvogt. Die Solothurner riſſen ſich von der Hoheit des alten St. Urſusſtiftes los, das in ihren Stadtangelegenheiten viel zu ſagen gehabt, weil es zur Gründung der Gemeinde viel gethan hatte. Ueber den Flecken Schafhauſen war der Abt des rei-

chen Stiftes Allerheiligen von Anſehen geweſen, und die herrſchaftlichen Rechte ließ er durch ſeinen Schultheiß üben. Allein nun erlaubten die Bürger ihm nur die Hälfte ihres Raths zu ernennen, die andere Hälfte wählten ſie ſelbſt. Bald machten ſie ſich in weltlichen Dingen vom Stifte ganz ledig, und traten, wie Andere, in des Reiches Schutz. Die Basler fuhren faſt eben ſo mit ihrem Biſchof, daß ſie nach und nach eigene Herren unter des Reiches Schirm wurden, wie Bern und Freiburg ſchon längſt durch kaiſerliche Gnaden geweſen waren.

Dem Beiſpiele der Stärkern folgten, wie die Gelegenheit erlaubte, viele von den kleinern Städten. Sie nutzten klug des Reichs Verwirrungen. Waren die Könige, oder andere Herren, von denen ſie abhingen, in Geldnoth, hielten ſie den Stadtſeckel offen; in Zeiten gemeiner Gefahr hatten ſie Arm und Schwert bereit. Jeder Bürger lebte ſchlicht und kärglich daheim, aber freigebig für das gemeine Weſen. Die Wohnungen waren gering anzuſehen, aber die öffentlichen Gebäude, Rathhäuſer und Kirchen groß und ſtattlich. Die Handwerker wetteiferten, vortreffliche Waaren zu liefern, und durch Mühe und Kunſt und Nachdenken ihr Gewerb zu verbeſſern. Die Zünfte wachten ſtreng gegen Pfuſcherei. Alſo empfing jegliches Handwerk einen güldenen Boden und

ſeine Ehren, und Keiner begehrte mehr zu gelten, als er werth war. Gottesfurcht, Rechtlichkeit und Fleiß regierten im Haus; aber gerechter Sinn, Klugheit und uneigennütziger Geiſt im Rathsſaal. Vom gemeinen Gut zu zehren verlangte Niemand; aber ihm, wenn's Noth war, zu geben und zu nützlichen Stiftungen und Anſtalten zu ſteuern, ſah man immerdar Hände ausgeſtreckt.

Dadurch wuchſen die Städte und wurden kräftig und gewannen ſchöne Befreiungen, Grundſtücke, allerlei Zölle und andere Vortheile. Darum trachteten ſie alle, unmittelbar unter Kaiſer und Reich zu ſtehen und anderer Herren los zu werden, auf daß ſie ihre Obrigkeiten und Richter ſelbſt wählen und ihr Gemeingut ſelbſt verwalten konnten. Dafür zahlten ſie gern die Reichsſteuern. Des Kaiſers Recht handhabte der Reichsvogt, der hielt auch Blutgericht vor allem Volk, weil er, als Fremdling, unparteiiſcher richten konnte, als Einer aus der Gemeinde über den Andern. In Kriegsnöthen wählten ſie einen mächtigen, tapfern Herrn und Grafen zum Schirmvogt oder Feldhauptmann, den ſie beſoldeten. Zu größerer Sicherheit ſchloſſen oft die Städte ſelbſt mit einander Bund, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rheine.

Alſo hat ſich nach langer Knechtſchaft und Leibeigenſchaft wiederum eine Art Freiheit aufzu-

richten angefangen zwiſchen Klöſtern und Ritterſchlöſſern, zuallererſt in den Städten. Iſt's doch, als könne auf Schweizerboden keine Zwingherrſchaft gedeihen, ſie komme von auſſen oder innen. Hier will die edle Freiheit daheim ſein, wie um des Landes Felſengipfeln der Adler.

---

10.

## Von den Völkerſchaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis.

(Vom J. 1200 bis zum J. 1290.)

Hinter den Seen, am Fuß des Hochgebirges, wohin vor uralten Zeiten vielleicht aus den Römerſchlachten die letzten Kymern geflohen waren, lebten deren Nachkommen entfernt von der Welt. Kein Allemann, kein Burgunde, kein Franke hätte ſich in ihre armen und grauenvollen Wildniſſe wagen mögen. Ungeſtört weideten ſie ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Man ſah an ihren Felſen keine Ritterburg, in ihren Thälern keine Stadt. Lange hatten die *Bruchenburen* nur eine einzige Kirche; die ſtand im *Mouttathal*: dahin zog das Volk aus *Schwyz*, *Unterwalden* und *Uri*. Die Leute dieſer drei Thalſchaften waren alle einerlei Stammes, hatten auch lange, gleichwie nur eine Kirche, nur eine

gemeinſame Obrigkeit. Zu der wählten ſie aus ihrer Mitte erfahrne, redliche Männer.

Nachdem dort aber der Leute zuviel geworden waren, baute jede Landſchaft ihre eigenen Kirchen und wählte eigenen Landammann, Rath und Gericht. So trennten die Orte Schwyz, Uri und Unterwalden ihre Gemeinweſen, handelten aber doch in wichtigen Dingen wie eine ungetrennte Gemeinde. Später ſonderten auch die Leute in Unterwalden ob dem Kernwald ihre Sache von denen, die in den Dörfern nid dem Kernwald wohnten, und beide Theile Unterwaldens hielten fortan abgeſondert Rath und Gericht. Denn die ob dem Walde hatten nach altem Herkommen, weil ſie vielleicht ehemals zahlreicher als die nid dem Walde geweſen waren, das Doppelte an den Landkoſten zahlen müſſen; und ſolches war ihnen nachher beſchwerlich geworden, als die Nidwaldner ſo ſtark und reich als ſie geworden. Wiewohl ſie aber auseinander gingen, hielten ſie doch in großen Angelegenheiten zuſammen und galten, nach wie vor, immer noch wie ein einziger Ort.

Ueber alles Gebirg ſprach Niemand Hoheit an, als der Kaiſer, und das Volk war des wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürſten Schirm genoß. Es wählte ſich gern Oberrichter des Reichs in ſeinen innern Zerwürfniſſen, am liebſten dazu aus den Grafen von Lenzburg.

Bei ihnen lagen noch große Wildniſſe und unbeſuchte Hochthäler, die Keinem angehörten. Solche wurden von den Kaiſern als herrenloſes Gut, mithin als Reichsboden, angeſehen. Davon gaben die Kaiſer zuweilen Eigenthum oder Lehen an Herren und Klöſter. Wenn dann die Einöden angebaut wurden, zahlten die Bauern davon Zinſen an die Könige, an die Grafen von Lenzburg und Rapperswyl, an die Münſter zu Einſiedeln, Zürich und Beromünſter und andere weltliche und geiſtliche Herren, welche von Kaiſern empfangen hatten. Ein frommer Freiherr, Konrad von Seldenbüren, hatte auch in einem rauhen Bergthal Unterwaldens, am Fuße des ewig beſchneiten Titlisberges, ein Kloſter gebaut, Engelberg genannt. Solches gefiel dem Papſte zu Rom alſo, daß er es in unmittelbaren Schutz des heiligen Stuhles ſetzte.

Doch viel älter und reicher war in jenen Gegenden das Kloſter Einſiedeln. Die Heerden des Abtes weideten durch alle Berge. Denn dem Kloſter war vorzeiten die ganze Wildniß des umherliegenden Gebirgs geſchenkt worden. Die Hirten von Schwyz, unbekannt mit Welthändeln, wußten lange Zeit nichts von ſolcher Vergabung, bis ſie einſt mit dem Abt in Streit geriethen, der ſeine Heerden in die Alpen ſchickte, die ſie doch ſeit undenklichen Zeiten von ihren Vätern gehabt

hatten. Da ſchrie der Abt um Hilfe zum Kaiſer, und der Kaiſer ſprach dem Abt das Recht zu. Deß verwunderten ſich die Schwyzer und ſagten: „Iſt des Kaiſers und Reiches Schirm unſerm Recht kein Nutze, ſo bedürfen wir deſſelben auch nicht.“ Die von Uri und Unterwalden hielten zu ihnen, und ſprachen wie ſie, und gehorchten dem Kaiſer nicht. Solches verdroß den Kaiſer, und er ächtete ſie, und der Biſchof von Konſtanz warf den Bannfluch über das Land, daß keine Glocke mehr daſelbſt geläutet und die heiligen Sakramente nicht mehr gereicht werden ſollten, weder Lebenden, noch Sterbenden, bis dem Kaiſer gehorcht würde. Doch deshalb erſchracken die Schwyzer gar nicht, ſondern ſie nöthigten ihre Prieſter, Gottesdienſt zu halten, wie immer, und jagten die widerſpenſtigen aus dem Lande. Und ihre Heerden gediehen, und ihre Alpen grünten, troß des Biſchofs Fluch, und ſie handelten mit dem Erzeugniß ihrer Heerden frei nach den offenen Märkten von Zürich und Luzern. Wie aber der Kaiſer nachmals in Noth gerieth und tapferes Volk zu ſeinen Kriegen nöthig hatte, ſchickte er wieder freundlich den Grafen von Lenzburg zu ihnen. Der ſprach: „Der Kaiſer liebet tapfere Männer; ſie ſollen ſeinen Krieg thun, wie ihre Väter, und ſich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen.“ — Auf ſolches zogen bei ſechshundert Jünglinge mit ihm in den Krieg

für den Kaiſer nach Ruhm und Beute, und Niemand von Allen bekümmerte ſich um die Rede der Pfaffen.

Auch im Hochgebirge am Bodenſee wohnte viel freies Volk, lange Zeit unter des Kaiſers und Reiches Schirm. Doch hatte von jeher der Abt von St. Gallen daſelbſt weitläufiges Gut und dienſtbare Angehörige, die ſein Land bauten und Gotteshausleute genannt wurden. Am Sitterfluß, zu Füßen des hohen Alpſteins, lag des Abtes Haus und Zelle, wohin der Herr oft kam, ſeines Rechts zu pflegen. Daher bauten ſich daſelbſt mehr Leute an, und ward um des Abtes Zelle der Flecken Appenzell, davon endlich das ganze Bergland die Benennung annahm. Ueber ſeine Gotteshausleute ſetzte der Abt ſeinen Vogt; aber die freien Reichsleute zu Appenzell, Hundwyl, Urnäſchen und Teuffen wählten unter Kaiſers Schutz, gleich den freien Völkerſchaften am Waldſtätterſee, aus eigener Mitte Landammann, Rath und Gericht, und hatten ihren Reichsvogt.

Die Aebte von St. Gallen gewannen jedoch nach und nach durch Käufe und Schenkungen immer mehr Rechte über das geſammte Land, zuletzt ſogar vom Kaiſer die Reichsſteuer, den Blutbann und die Hoheit über jene vier Reichsländlein. Es galt das aber unbeſchadet altbeſtandenen Freiheiten des Volks, dem es gleichviel dünkte, wem es die

Schirmſteuer entrichte, ob einem Reichsvogte oder einem mächtigen Abte. Hinwieder war das Gotteshaus zu St. Gallen mit den ſchönen Steuern und Zinſen wohlvergnügt, und beeinträchtigte keineswegs die althergebrachten Rechtſame des Hirtenvolks. Und auf daß die eigenen Gotteshausleute den übrigen Freien nicht ſo gar ungleich wären, verlieh denſelben der Abt ebenfalls das Recht, ſich einen Landammann zu erwählen, und andere feine Freiheiten mehr. Das geſchah zur Belohnung ihrer Treue und Tapferkeit, mit der ſie den geharniſchten Aebten oft im Kriege beigeſtanden hatten.

So vielen Heils ward das arme Volk im rhätiſchen Hochlande nicht froh. Da hingen in allen Thälern an den Felſenhöhen hundert und hundert ſtolze Burgen der Grafen und Freiherren, wie eine Sklavenkette um den Hals des Vaterlandes. Da waren der Biſchof von Chur, da die Aebte von Diſentis und Pfäffers, da die Grafen von Bregenz, von Werdenberg, Montfort, Mätſch und Miſox, da die reichen Baronen von Rhäzüns, Montalt, Aspermont, Vatz und hundert Andere gewaltig. Nur die Stadt Chur freute ſich, unter Oberherrlichkeit ihres Biſchofs, anſehnlicher Rechtſame; und eben ſo hin und wieder ein abgelegenes Thal altangeſtammter Vorzüge, wie das Pregällerthal, nahe an Italiens Grenze. Alles übrige Volk, am mei-

ſten das romaniſch redende, war und blieb dienſtbar und zinsbar und leibeigen. Lediglich die deutſch redenden Walſer hießen in ihren Höfen und Dörfern freie Leute, wie ſie von den Franken gefunden worden waren bei Eroberung des Landes. Man ſagt, dieſe Walſer ſeien Einwanderer allemanniſchen Stammes geweſen, die hier zur Zeit gothiſcher Herrſchaft Zuflucht fanden, und abgeſchiedene Hochthäler, das rauhe Avers, und Brettigäu, und den Rheinwald am Fuße der Rheingletſcher anbauten. Eben dieſe haben auch die fruchtbaren Einöden von Davos zuerſt bewohnt und urbar gemacht, als ſie dieſelben vom Freiherrn von Vatz zu Lehen empfingen.

Gleichermaßen herrſchten viele Grafen und Herren im Lande Wallis, wo die Stadt Sitten mit großer Mühe ihre Stadtrechte unter eigenen Bürgermeiſter und Rath emporhielt. Im untern Wallis war lange der Graf von Savoien am gewaltigſten; im obern Wallis aber der Biſchof von Sitten. Doch die Bergleute in den Thälern und Gemeinden des obern Wallis, alle deutſch redend, hatten auch deutſches, tapferes Herz, und behaupteten uralte Freiheit von ihren Vorfahren. Sie hatten das Land in ſieben Zehnten getheilt. Aus den Abgeordneten der Zehnten beſtand der Rath des Landes, und dem Landrath ſtand ihr Landeshauptmann vor. So, unter Obhut eigener Ge-

ſetze, weideten ſie ihre Heerden an den Ufern der Rhone bis zu deren Quellen aus dem ewigen Eis des Gebirgs.

---

11.

## Vom guten Kaiſer Rudolph von Habsburg und den böſen Anſchlägen ſeines Sohnes Albrecht.

(Vom J. 1290 bis zum J. 1307.)

Zu derſelben Zeit war im Schweizerland kein Herr ſo hochgeachtet wegen ſeines leutſeligen und klugen, dabei tapfern Weſens, als der Graf Rudolph von Habsburg. Sein Schloß lag auf dem Wülpelsberg im Aargau. Die Städte Aarau, Baden, Mellingen, Dieſenhofen, Surſee und andere hatten ihn zu ihrem Vogt. Auch beriefen ihn die Schwyzer, daß er ihr Vogt werde, weil allerlei Unruhen waren wegen damaligen Streitens zwiſchen Kaiſer und Papſt. Deswillen hatten Uri, Schwyz und Zürich Bund mit einander gemacht, ſich wider die Gewaltigen in den Schlöſſern beizuſtehen; und Zürich wählte dazu noch den Grafen Rudolph zu ſeinem Feldhauptmann.

Nicht alſo beliebt war Rudolph den Bürgern zu Baſel; zwar er noch mehr als ſeine adelichen Kriegsgeſellen und Freunde. Da dieſe ſich einſt

bei Faſtnachtsluſt in Ungebühr gegen die ſchönen Frauen und Töchter in Baſel betrugen, gab es viel blutigen Streit, und mancher leichtfertige Edelmann fiel todt unter der wackern Bürger Fauſt. Die Schmach ſeiner Freunde ſchmerzte den Grafen zu Habsburg, und er zog mit vielem Kriegsvolk vor die Stadt, um ſie zu züchtigen.

Allein dieſer Krieg endete gar plötzlich und freudig. Denn die Herzoge und Fürſten in Deutſchland, als ſie, nach dem Tode ihres Kaiſers, gehadert hatten, wer König ſein ſollte, erwählten dazu den Grafen Rudolph von Habsburg. Das war ihm geſchehen, weil der Kurfürſt von Köln geſagt hatte: er ſei weiſe und gerecht, und geliebt von Gott und Menſchen.

Wie nun die Baſeler vernahmen, ihr Feind ſei ihr König geworden, gingen ſie aus den Thoren hervor mit Ehrerbietung, und luden ihn und ſein Volk ein, in ihre Stadt zu kommen. Da ward Freundſchaft geſchloſſen. Und Freude und Verwunderung erfüllte alles Land. Und aus Städten und Ländern kamen die Vorſteher, ihm Glück zu wünſchen und ſeiner Gemahlin im Aargau zu Brugg.

Kaiſer Rudolph aber blieb lebenslänglich, auch auf dem erſten Thron der Chriſtenheit, auch im fernen Lande, den Völkerſchaften ſeiner Heimath gewogen. Er ſchmückte ihren Adel mit neuen Zier-

den, oder ſtattete ihre Städte mit neuen Vorrechten aus, oder bekräftigte durch ſein königliches Wort, was ſie ſchon beſaßen; den Zürichern, den Schafhauſern, den Solothurnern, ſie ſollten vor keinem andern, als vor ihren eigenen Richtern und nach eigenen Geſetzen antworten; denen von Laupen und Luzern Freiheiten, wie ſie Bern hatte, und daß Luzern reichslehenmäßig ſein ſolle; den Bielern die Stadtfreiheiten von Baſel; den Aarauern, vor keinem fremden Richter, ſondern vor ihrem eigenen Schultheiß Rede zu ſtehen; denen von Winterthur, Dieſſenhofen und andern Städten andere und ähnliche Rechtſame. Den drei Waldſtätten am See beſtätigte er, daß ſie allezeit des Reichs Unmittelbare bleiben ſollten; den Biſchof zu Lauſanne, den Abt von Einſiedeln erhob er zur Reichsfürſtenwürde. — In den welſchen Gebieten, wo die Grafen von Savoien übermächtig waren, ſtellte er mit Gewalt der Waffen das königliche Anſehen her, ſchirmte er Lauſanne und Freiburg vor Savoiens Joch und machte er wieder reichsfrei, was zuvor reichsfrei geweſen. Dafür waren ihm die Städte und Länder dankbar mit reichen Geldhilfen und Beiſtand.

Aber andere Zeiten kamen, als er geſtorben war und ſein Sohn Albrecht die königliche Krone trug. Denn von dieſem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, ſeine Hauslande zu

erweitern, oder ſie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden, und wie er die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete ſich Jeder. Da traten ſie zuſammen von Uri, Schwyz und Unterwalden (1291), und beſchworen, in Erwägung böſer und gefährlicher Zeiten, einen ewigen Bund, ſich und die Ihrigen mit Hab und Gut, gegen Alle und Jede, wer ſie auch ſeien, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hilfe zu leiſten. Davon wurden ſie Eidsgenoſſen genannt. Der Biſchof von Konſtanz trat auch mit dem Grafen von Savoien in Bund und mit andern Herren und Grafen gegen des Königs Abſichten, desgleichen mit dem Abt von St. Gallen und mit der Stadt Zürich. Die deutſchen Fürſten haßten den Albrecht nicht minder, und wählten ſich einen Grafen Adolf von Naſſau zum König.

Nun entſtand Parteiung und Krieg aller Orten, für und wider Albrecht von Oeſterreich, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bern hielt zum Grafen von Savoien und ſchloß Bund mit Freiburg und Solothurn. Alsbald kam Albrecht mit Heeresmacht von Oeſterreich und überzog verwüſtend die Lande des Biſchofs von Konſtanz. Dann entriß er in einer blutigen Schlacht dem Könige Adolf den Sieg, das Leben und die Krone des Reichs. Da ſandten die Eidsgenoſſen

aus den Waldſtätten nach Straßburg zu ihm, daß er ihre alten Freiheiten ſchirmen wolle, wie ſein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke, ihnen nächſtens eine Veränderung ihres Zuſtandes anzutragen. Deß erſchrack die Eidsgenoſſenſchaft am Waldſtätter-See gar ſehr.

Schon war Krieg und Kriegsgeſchrei im ganzen Uechtland, von Solothurn bis zum Lemanerſee. Die Herren dort und Grafen, welche mit Albrecht hielten und die Städte und deren aufwachſende Macht haßten, zogen wider Bern. Aber die tapfere Bürgerſchaft dieſer Stadt, mit Zuzug aus Solothurn und andern Orten, und angeführt von dem kriegserfahrnen Ulrich von Erlach, ſchlug die Uebermacht des Feindes am Donnerbühel auf's Haupt, und eroberte und zerſtörte viele Schlöſſer und Burgen der Adelichen, alſo daß der Ruhm der Stadt durchs ganze Land glänzend wurde.

Darauf kam König Albrecht ſelbſt ins Land und lagerte ſich vor Zürich auf den Berg, von welchem herab er in die Straßen ſehen konnte. Die Züricher aber ſchloſſen ihre Thore nicht, wiewohl ſie ſtarken Widerſtand gerüſtet hatten, ſondern ſie lieſſen ihm ſagen, daß ſie ihn als König anerkennen wollten, wofern er ihre Freiheiten anerkenne. Da er nun wenig Belagerungszeug bei

ſich führte, und ſo viel Kriegsvolk in der Stadt erblickte — denn auch die Frauen und Töchter hatten Waffen genommen —, erwies er ſich friedlich und beſtätigte den freien Zuſtand der Stadt.

Aber den Eidsgenoſſen in den Waldſtätten meldete er, daß er ſie zu ſeines königlichen Hauſes lieben Kindern haben wolle, und ſie wohl thun würden, ſich in den Schirm Oeſterreichs zu begeben, als getreue Unterthanen. Da wolle er ſie reich machen durch Lehen, Ritterſchaft und Beute. Weil aber die Männer im Gebirg antworteten: ſie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter und unmittelbar beim Reiche zu bleiben, wie von jeher, ſchickte er ihnen zu Reichsvögten harte und böſe Leute aus ſeinem eigenen Lande, die ſie drücken und quälen ſollten, damit ſie froh wären, vom Reich abzukommen und ſich unter Oberherrlichkeit des Hauſes Oeſterreich zu begeben. Und er ſchickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenberg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande ſelbſt wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, und Geßler baute ſich einen Twinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinſten Vergehen mit Kerkern und ſchweren Bußen geſtraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als

Geßler vor des Stauffachers neuem Haus im Dorfe Steinen vorbeiritt, ſprach er höhniſch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk ſo ſchön baue?“ Und als Arnold Anderhalden, von Melchthal im Unterwaldner Land, wegen geringen Fehlers um ein Paar ſchöne Ochſen geſtraft ward, riß Landenbergs Knecht die Ochſen vom Pfluge und ſprach: „Bauern können ihren Pflug ſelbſt ziehen.“ Aber der junge Arnold, ob der Rede ergrimmt, ſchlug den Knecht, daß er demſelben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirg. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausſtechen.

Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgeſehen und er hatte immer Recht. Doch nicht Allen bekam es wohl, wenn ſie, trotzig auf der Vögte Schutz, Ruchloſes thaten. Denn als der Burgvogt auf der Inſel Schwanau, im Lowerzer See, die Tochter eines ehrlichen Mannes von Arth ſchändete, ward er von den Brüdern der Jungfrau erſchlagen. Und als der Junker von Wolfenſchieß in Unterwalden, ein Freund des Landenberg, zu Alzellen die ſchöne Frau des Konrad von Baumgarten ſah, und erfuhr, ihr Mann ſei nicht zu Hauſe, begehrte er, ſie ſolle ihm ein

Bad machen, und muthete ihr Böſes zu. Wie er aber im Bade ſaß, rief die Frau ihren Mann vom Feld und klagte ihm. Der ſchlug den geilen Junker im Bade todt. — So geſchah, weil kein Gericht und Recht mehr im Lande zu finden war, daß Jeder ſich ſelbſt half und viel Unheils ward. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weiſe, alſo, daß ſie nicht nur des Volks von Kaiſern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, ſondern ſelbſt das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menſchen, wie ſein unveräuſſerliches Gut, verliehen hat.

---

## 12.

## Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli.

(Im Jahr 1307.)

Als nun in den Thälern der Waldſtätte Demuth weinte und Hochmuth lachte, ſprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieſer Erde und Erben unſers Gutes ſein: wozu taugen die Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter an unſern Brüſten Bettler ſäugen und

den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das ſei ferne!“

Darauf ging ſchweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See und fuhr über das Waſſer nach Uri zum Walther Fürſt in Attinghauſen. Bei demſelben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimm des Landenberg über das Gebirg entwichen war.

Und ſie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländiſchen Vögte, die ihnen der König, zuwider ihren angeſtammten Rechten und Freiheiten, geſandt habe. Auch gedachten ſie, wie ſie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt hätten vor dem König, und wie dieſer ſelbſt gedroht, ſie müßten trotz Siegel und Briefe alter Kaiſer und Könige ab vom Reiche und der Herrſchaft von Oeſterreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, ſei keine andere Hilfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod ſei viel leichter, als ſo ſchmähliches Joch. Darum beſchloſſen ſie, Jeder ſolle in ſeinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern ſprechen, und erforſchen, weß Sinnes das Volk ſei und was es für Freiheit und Sicherheit einſetzen wolle.

Nach dieſem kamen ſie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zuſammen an einem heim-

lichen Ort am See. Der lag faſt mitten inne zwiſchen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer ſchmalen, umbüſchten Wieſe am Fuß von den Felſen des Seelisberges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Geſtrüpp, das Rütli; da waren ſie von Menſchen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botſchaft mit: allem Volke ſei viel leichter der Tod, als das ſchmähliche Joch.

Wie ſie aber in der Nacht des ſiebenzehnten Wintermonats des dreizehnhundert und ſiebenten Jahres zuſammenkamen, und jeder von den Dreien mit ſich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entſchloſſen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum geſtirnten Himmel und ſchworen zu Gott, dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich ſind: In Treuem für die Rechte des unſchuldigen Volks zu leben und zu ſterben; Alles gemeinſchaftlich, nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebels zuzufügen, aber auch den Vögten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern streckten die Hände auf und thaten den Eid, wie jene, zu Gott und allen Hei-

ligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und ſie erwählten die Neujahrsnacht zum Werk. Dann gingen ſie aus einander, Jeder in ſein Thal zu ſeiner Hütte, und winterten das Vieh.

Dem Vogt Herrmann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte böſes Gewiſſen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger ausſähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oeſterreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, ſolle demſelben Ehrerbietung erweiſen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oeſterreich ſei.

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Mannen aus dem Rütli; aber er beugte ſich nicht. Alsbald führten ſie ihn gefangen zum Vogt, und dieſer ſprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, ſo ſtrafe dich deine eigene Kunſt. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den ſchieſſe herab und fehle nicht!“ Und ſie banden das Kind und legten auf das Haupt desſelben einen Apfel, und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da ſchwirrte die Bogenſehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägſt du noch den andern Pfeil bei dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erſte nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“

Deß erſchrack der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küß-nacht, wohin er ſelbſt zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, ſchien, wegen des Volkes, nicht rathſam; ihn aber in ausländiſche Gefangenſchaft zu ſchleppen, war wider des Landes Rechtſame. Darum fürchtete der Vogt Zuſammenlauf des Volkes und fuhr ſchleunig ab, wiewohl der warme Fönwind blies. Der See ging hohl und die Wellen ſchlugen ſchäumend über, daß Allen bange ward, und die Schiffleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da ſteigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Gewäſſers, wie Mauern zum Himmel. In ſchwerer Angſt ließ Geßler dem Tell die Feſſeln abthun, damit derſelbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlöſete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in ſeinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorn des Gewaltherrn? Und entrinne ich ſeiner Bosheit, ſo hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn

Landenberg ſchon um zwei gebrochener Finger ſeines Knechts willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte! Wo iſt der Richterſtuhl, vor den ich Geßlern lade, wenn der König ſelbſt des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Iſt aber kein Geſetz gültig, und Keiner, der da richtet zwiſchen mir und ihm, ſo ſtehen wir, Geßler, du und ich, geſetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unſchuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: ſo falle du, und Freiheit ſteige wieder!

So dachte der Tell, und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht, und harrete in der hohlen Gaſſe bei dem Ort. Da kam der Vogt; da ſchwirrte die Bogenſehne, da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erſchrack freudig, als es den Tod ſeines Unterdrückers vernahm. Die That des Tellen verlieh höhern Muth; allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen.

---

## 13.

## Der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308. — Die Freiheitsſchlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidsgenoſſen.

(Vom Jahre 1307 bis 1334.)

Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die im Grütli geſchworen hatten, zur Burg

Roßberg in Obwalden; drinnen hatte er ein Mägdlein lieb. Das Mägdlein zog ihn an einem Seile zu ihrer Kammer hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig Andere, die zog der Erſte auch hinauf. Wie alle droben waren, bemeiſterten ſie ſich des Amtmanns und ſeiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Meſſe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrgeſchenk. Der Vogt hieß ſie freundlich in die Burg hineingehen. Da ſtieß unterm Thor Einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen ſie alle ſcharfe Eiſen hervor, ſteckten dieſelben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hilfe kamen, die im Erlengebüſch verſteckt gewartet hatten. Landenberg floh erſchrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen Urfehde ſchwören, die Waldſtätte zu meiden ewiglich. Dann geſtatteten ſie ihm, abzuziehen nach Luzern. Keinem war Leides gethan worden.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzerſee und brach die Burg Schwanau daſelbſt ab. — Es zogen die Leute

von Uri hinaus, und Geßlers Twinghof ward eingenommen.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Das war der Freiheit Neujahr. Am nachfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zuſammen und beſchworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre; und der Bund dauerte ewiglich, und oft erneut. Sie hatten ihr altes Recht an ſich genommen, keinen Tropfen Bluts vergoſſen und nichts beſchädigt von Allem, was dem Könige oder was Habsburg im Lande angehörte.

Der Konig Albrecht, wie er die Begebenheiten vernahm, ward höchlich entrüſtet, ließ Kriegsvolk ſammeln und ritt in Begleitung vieler vornehmen Herren in den Aargau. Auch ſein Neffe und Mündel, Herzog Johann von Schwaben, war bei ihm, dem er das väterliche Erbtheil beſtändig vorenthielt Wie ſie nun am erſten Mai, von Baden abgereiſet, bei Windiſch über die Reuß gefahren waren, ſchrie Herzog Johann: „Hier der Lohn des Unrechts!“ und ſtieß dem Könige den Speer durch den Hals. Andere Herren, verſchworen mit dem Herzog, thaten wie er. Ritter Rudolf von Balm rannte dem Könige den Spieß in den Leib, Walther von Eſchenbach ſpaltete ihm das Haupt. Die Andern ſtanden da, voll Entſetzens vor der Miſſethat. Endlich flohen Alle aus einander. Der Kaiſer der Deutſchen ſtarb

im Schoos eines armen Weibes, das eben an der Straße ſtand.

Die Welt erſchrack vor dem Frevel. Die Mörder irrten und ſtarben im Fluch der Menſchen. Zürich verſchloß vor ihnen die Thore; die Waldſtätte gönnten den Todtſchlägern ihres Feindes keine Zuflucht. Aber die Kinder des Erſchlagenen, Herzog Leopold von Oeſtreich und Agnes, Königin von Ungarn, und die Wittwe des Erſchlagenen, Königin Eliſabeth, übten Blutrache an Schuldigen und Unſchuldigen. Am grauſamſten vor Allen Agnes. Viele Burgen der Verdächtigen wurden Aſche: Wart, Fahrwangen, Maſchwanden, Altbüren. A's in Fahrwangen zu Agneſens Füßen das ſchuldloſe Blut von dreiundſechszig Rittern floß, ſoll ſie gerufen haben: „Seht, nun bad' ich im Maithau!“ Umſonſt jammerte vor ihr im Staube die Gemahlin des Ritters Rudolf von Wart für das Leben des Gatten. Dieſer ward mit gebrochenen Gebeinen lebend auf's Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß. Vom Rad herunter tröſtete er ſterbend die treue Gemahlin, welche da einſam kniete, weinte und betete, bis ſeine geliebte Seele entwich. — Auf der Stätte des Kaiſermordes aber bauten Agnes und ihre Mutter das reiche Kloſter Königsfelden. Sie ſelbſt begab ſich hinein, ihr Leben mit Andacht zu vollbringen. Aber Bruder Berthold Stre-

bel von Oftringen ſprach voll Abſcheues zu ihr, da ſie den Vorüberwandelnden in ihre Kirche winkte: „Frau, es iſt ſchlechter Gottesdienſt, wer unſchuldiges Blut vergißt und aus dem Raub Klöſter ſtiftet.“

Auch den Leuten in den Waldſtätten vergaß Herzog Leopold die Widerſpenſtigkeit nicht, welche ſie ſeinem Vater gezeigt hatten, beſonders als ſie, ſtatt ſeinem Bruder Friedrich von Oeſterreich, dem Kaiſer Ludwig dem Baier ergeben thaten. Er brach wider ſie auf mit vielen Rittern und Herren und groſſer Macht. Gegen Obwalden über den Brünig zog ſein Graf Otto von Straßberg mit viertauſend. Mehr denn tauſend Streiter wurden durch die Amtleute zu Willisau, Wollhauſen und Luzern gerüſtet, um das Land Unterwalden vom See her zu überfallen. Der Herzog ſelbſt rückte mit dem Kern ſeinen Schaaren aus Aegeri auf Morgarten gegen das Gebirg der Schwyzer. Viele Stricke führte er mit ſich zur Hinrichtung der Vorſteher dieſes Volkes.

Die Eidsgenoſſen, ſich ſeiner Macht zu wehren, lagerten mit dreihundert Mann auf der Höhe bei der Einſiedler Landmarch. Es waren zu den Schwyzern vierhundert von Uri, dreihundert von Unterwalden geſtoßen. Auch fünfzig aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat zu verdienen.

Wie nun am ſechszehnten Tage des Wintermonats 1315 die viel tauſend geharniſchten Reiter im blutrothen Strahl des Morgens am Gebirge heraufzogen, drangen in einer kleinen Ebene bei der Haſelmatt und am großen, begraſeten Vorſprung des Berges die Eidsgenoſſen mit großem Geſchrei auf ſie ein. Die fünfzig Verbannten wälzten von den Höhen der Sigler=Flue zerſchmetternde Felsſtücke, und brachen dann aus Morgen=Nebeln hervor in den beſtürzten Feind. Da ward unter den Schaaren des Herzogs große Verwirrung, zuletzt Flucht und Verderben. Den Schwyzern freudig voran mit Ruf und That Heinrich von Oſpenthal, die Söhne des Greiſen Reding von Biberegg, der den Entwurf der Schlacht gegeben. In den Engweg, zum Aegeriſee nieder, ward der Feind eingedrängt. Unter Hellebarden und Morgenſternen der Hirten fiel die Blüthe des Adels im Morgarten. Leopold entkam mit Noth den ſiegreichen Verfolgern. Dann eilten folgenden Tages die Ueberwinder über den See der Waldſtätte gen Unterwalden; da ſchlugen ſie mit Macht die Luzerner, daß derſelben viele im See ertranken. Straßberg ſah es, und floh erſchrocken. Darauf, nach dem großen Heldentage, erneuerten die Eidsgenoſſen den alten Bund: Alle für Einen, Einer für Alle zu ſterben; ohne Willen Aller in keine Verpflichtung gegen das Ausland zu treten; doch

fremdes Gut und Recht im Lande zu ehren, wie eigenes.

So ward der Name der Schwyzer weltberühmt und ein Name aller Eidsgenoſſen. Mit ihren gefürchteten Waffen waren ſie bald geſucht in den Kriegen des Reichs. Ihr Fürwort rettete die Freiheit von Zürich und St. Gallen, da der Kaiſer in Geldnoth dieſe Reichsſtädte den Herzogen von Oeſterreich verpfänden wollte. Doch Schafhauſen, Rheinfelden und Neuenburg kamen in öſterreichiſche Gewalt, wie unterpfändliches Gut. Das ſchmerzte dieſe Städte tief. Luzern wußte aus bitterer Erfahrung, wie ſchwer Fürſtenjoch drückte. Denn Oeſterreichs wegen hatten die Bürger von Luzern wider die Waldſtätte und in allen fremden Kriegen ſtreiten müſſen lange Jahre mit großem Schaden. Dazu erhöheten ihnen noch die Herzoge aus fürſtlicher Macht die Abgaben. Sie konnten es zuletzt nicht mehr ertragen. Darum boten ſie aus eigener Macht den Waldſtätten erſt zwanzigjährigen Waffenſtillſtand an; und da ſie ſahen, wie die Vornehmen und Adelichen, die den Herzogen lieber dienten, deswegen gegen die Stadt böſe Abſicht hatten, ſchloſſen ſie mit den Eidsgenoſſen ewigen Bund, daß ſie ſtehen wollten mit ihnen, Einer für Alle, Alle für Einen, doch keinem ältern Recht zum Leide.

Darüber ward von dem im Aargau wohnenden

Adel, im Namen Oeſterreichs, Krieg erhoben gegen die Stadt. Mannhaſt wehreten ſich die Bürger für ihr gutes Recht. Mit ihnen ſtritten gegen den Adel die Waldſtätte. Allein in Luzern ſelbſt hielten die vornehmſten Geſchlechter der Stadt zum fremden Adel. Denn Art läßt nicht von Art. Die Junker von Luzern verſchworen ſich, eine Mordnacht anzuſtiften, und wenn die Freunde der Waldſtätte in den Betten erwürgt wären, die Stadt den Herzogen auszuliefern. Schon ſtanden ſie in finſterer Stunde bewaffnet unter dem Schwibbogen am See unter der Trinkſtube der Schneider, als ein Knabe ihre Anſchläge zufällig behorchte. Sie ergriffen den Knaben und wollten ihn tödten. Er mußte den Eid thun, keinem Menſchen zu ſagen, was er gehört habe. Aber er ging in die Trinkſtube der Metzger, wo noch Bürger tranken und ſpielten, und erzählte daſelbſt dem ſtummen Ofen mit lauter Stimme, was er geſchworen hatte, keinem Menſchen zu ſagen. Und alle Bürger horchten verwundert, eilten hinweg, und weckten die Stadt. Sie nahmen die Verſchwornen gefangen, riefen Hilfsvolk von Unterwalden, und entriſſen auf ewig den vornehmen Geſchlechtern die Regierung der Stadt, welche dieſe bisher verwaltet hatten. Die Vornehmen wurden vertrieben. Dreihundert Bürger bildeten fortan den Rath; auch über Stadtgut,

Steuern, Krieg und Bündniß entſchied die Gemeinde. So rettete Klugheit und Vaterlandsliebe eines Knaben die Freiheit Luzerns.

Die Herzoge inzwiſchen, von andern Kriegen belaſtet oder erſchöpft, machten gern Frieden mit Luzern, ſobald neun Schiedrichter von Baſel, Bern und Zürich ſprachen: der ewige Bund der vier Waldſtätte ſei ohne Gefahr für die Rechte von Habsburg-Oeſterreich, und unſchuldig.

---

14.

## Bern ſchlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Stadtverfaſſung von Zürich.

(Vom Jahre 1335 bis 1340.)

Um dieſelbe Zeit hat auch die Stadt Bern Kampf auf Leben und Tod eingehen müſſen gegen den Adel des Uechtlandes und deſſen Verbündete.

Denn es verdroß die Herren und Grafen, zu ſehen, wie Bern in Waffen, Gewerb und Landbau zwiſchen ihnen blühte, wie es durch Gemeingeiſt der Bürger mächtig ward, Hasli und Laupen an ſich gekauft und im ganzen Lande viel Anſehen gewonnen hatte. Weil nun die Stadt damals nicht von der Münze nehmen wollte, welche Graf Eberhard von Kyburg mit kaiſerlicher Bewilligung

ſchlug, ja den Kaiſer Ludwig den Baier ſelbſt nicht anerkennen wollte, dieweil der Papſt denſelben in Bann gethan, war ſolches den Herren willkommener Vorwand, die Widerſpenſtige zu züchtigen. Darum verſammelte Graf Rudolf, aus dem Hauſe Welſch-Neuenburg, welcher ſeinen Ortſchaften Erlach und Nidau ſtädtiſche Rechtſame und Ringmauern gegeben, alle Feinde Berns auf dem Schloß zu Nidau. Und ſie beredeten, daß die Stadt vom Grund aus vertilgt werden müſſe. Alſo ſammelten ſie aus Aargau, Savoien, Hochburgund, aus Uechtland und Elſaß viel ſtreitbares Volk. Es kamen ſiebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert geharniſchte Ritter, dazu noch über fünfzehntauſend Mann zu Fuß und dreitauſend zu Pferd.

Die von Bern erſchracken keineswegs, als ſie von den gewaltigen Rüſtungen hörten, noch verhöhnten ſie den Feind mit trotzigem Uebermuth; ſondern ſie beſchloſſen, gerechten Forderungen Genüge zu leiſten, aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Und weil gütliches Unterhandeln ganz fruchtlos blieb, kam es zur Gewalt.

Da ſchwor Altſchultheiß Johann von Bubenberg mit aufgehobener Hand, zur Behauptung der Stadt Laupen, unter deren Mauern ſich die Macht des Feindes verſammelte, Gut und Leben aufzuopfern. Und er zog dahin zur Ver-

ſtärkung mit ſechshundert rüſtigen Mannen. Und als man auf dem Rathhauſe zu Bern umher ſann, wer zum Feldherrn des tapfern Volks in dieſem Kriege zu wählen ſei, ritt in die Stadt herein Ritter Rudolf von Erlach, der Sohn jenes Ulrich von Erlach, welcher vor einundvierzig Jahren den Adel am Donnerbühl geſchlagen hatte. Alsbald riefen ſie ihn zum Feldhauptmann aus, denn er beſaß Kriegserfahrung und hatte in fremden Ländern ſechs große Feldſchlachten erſiegen helfen. Es kamen auch aus den Waldſtätten neunhundert unerſchrockene Krieger über den Brünig, aus Uri, Schwyz und Unterwalden, den Bernern zum erbetenen Beiſtand; aus Hasli und Siebenthal ſechshundert. Auch Solothurn ſandte achtzig Geharniſchte zu Roß; denn es gedachte dankbar des Tages, an welchem ihm Bern hilfreich geweſen, als Herzog Leopold von Oeſterreich mit großer Macht vor Solothurn gelegen war, im dritten Jahr nach der Schlacht von Morgarten. Damals aber war Leopold weniger durch Waffen, als durch die Wuth des Aarſtroms und durch die Großmuth Solothurns beſiegt worden. Denn die angeſchwollene Aar hatte des Herzogs Schiffbrücken zerriſſen und die edelſinnigen Bürger der Stadt hatten ihre in Wellen untergehenden Feinde vom Tode gerettet.

Mit dieſen Zuzügern und mit viertauſend Bürgern und Ausbürgern lagerte Rudolf von Erlach dem Feinde gegenüber, unweit Laupen, auf einer Höhe, von welcher er das Heer des Adels überſah. Alsbald begann die Schlacht. Die feindlichen Schaaren drangen die Höhen herauf. Da winkte Erlach. Es griffen die Schleuderer an. Es donnerten die eiſernen Heerwagen den Hügel hinunter und brachen die Glieder der feindlichen Rotten. Es folgten die Banner, die Hellebarden, die Morgenſterne. Nur die Hinterſten des Bernervolks wichen mit Entſetzen vor dem Anblick. Da ſchrie der kluge Held Erlach: „So recht, daß die Böſen nicht mit den Biederben ſiegen. Die Spreuer ſind von den Kernen geſtoben!“

Und ſie ſiegten. Graf Rudolf von Nidau lag unter den Vorderſten der Erſchlagenen; fünfzehnhundert der Seinigen um ihn. Das iſt im Jahr 1339 geſchehen. Doch währte noch vier Jahre lang das Kriegen her und hin mit Streifzügen. Viel ward geraubt und gebrannt. Freiburg im Uechtland litt Großes, denn es hatte mit den Herren des Adels wider Bern halten müſſen. Dann endlich kam Friede, vor Allem ruhmreich für Bern, obſchon es für ſich darin keinen Fleck Landes als Entſchädigung oder Eroberung behielt. Aber die Stadt, welche bedroht geweſen war, von der Erde vertilgt zu werden, war alſo ſieg-

reich worden, daß ſie allen Feinden Untergang drohte. Ihre Bürger hatten mit tauſend eiſernen Armen gegen zehntauſend geſtritten, Alle mit einerlei Sinn, einerlei Herz, Keiner für ſich, Jeder für das Leben der Stadt. So kann man Wunder verrichten.

Nach geſchloſſenem Frieden hingen die Berner ihre Waffen auf und traten wieder zu ihren Gewerben. Der ritterliche Held Rudolf von Erlach baute im Stillen ſein väterliches Feld, verlangte nicht Lohn, Ehrenſtellen und Namen, lebte glückſelig bis in ſein hohes Alter. Eines Tages aber trat Jobſt von Rudenz aus Unterwalden, ſein Eidam, zu ihm ins Zimmer, und ſie haderten mit einander wegen der Eheſteuer. Jobſt erblickte das Schwert des Siegers von Laupen an der Wand hangend. Im Jähzorn riß er es herab und ſtieß es dem alten Helden ins Herz, und floh, von deſſen Hunden verfolgt, und ward nicht wieder geſehen.

Auch der Schultheiß Johannes von Bubenberg, der ſeiner Stadt in den ſchwerſten Zeiten große Dienſte gethan, mußte noch bitteres Schickſal leiden. Denn die Bürgerſchaft war ihm wegen ſeines hochfährigen Weſens abgeneigt. Darum ward er angeklagt, daß er mit angeſtammtem Stolz regiere, nicht wie ein Bürger, ſondern wie ein Fürſt; und daß er ſich keines Geſchäfts annehme, ohne Geſchenk. Alſo wurde er mit ſeinem

Freunden allen aus der Stadt vertrieben auf hundert Jahre und einen Tag. Doch erbarmte man ſich ſein nach vierzehn Jahren, als er altersſchwach geworden, und nahm ihn wieder auf. In einem freien Gemeinweſen löſcht wohl oft die Tugend des Bürgers das Andenken ſeiner vormaligen Schuld aus, nie aber verſöhnen vormalige Verdienſte mit nachherigen Fehlern.

Weit ſchlimmer erging es faſt zu derſelben Zeit den Rathsherren in Zürich, wo immer vier Edelleute der Stadt und acht der vornehmſten Bürger vier Monate lang das Regiment führten und dann ſich Nachfolger zu wählen pflegten. So war die Herrſchaft in den Händen weniger vornehmer Geſchlechter, welche ritterliches und kriegeriſches Geſchäft trieben und Konſtaffler geheißen wurden. Die übrigen Bürger und die reichen, verſtändigen, tapfern Handwerksleute verdroß es, dieſer Geſchlechter Unterthanen zu ſein, zumal viel Beſchwerde gegen ihre Amtsführung laut ward. Die Herren, hieß es, ſorgten nur eigennützig für ſich ſelbſt und die Ihrigen, legten keine Rechnung ab von den Geldern der Stadt, empfingen die geringern Bürger gar hochmüthig bei ſich und führen in allen Dingen willkührlich zu. Das Murren dauerte, bis ſich einer des Raths ſelbſt zu den mißvergnügten Bürgern ſchlug und gemeine Sache mit ihnen machte. Dies war Ritter Rudolf Brun, ein

kluger Mann, aber der gern der Erſte geweſen wäre. Durch ihn angeſtiftet, forderten die Bürger endlich, der Rath ſolle von den Geldern der Stadt Rechnung ablegen. Rudolf Brun, ſein Freund Rüdiger Maneſſe und einige Andere des Raths ſprachen, ſolches Begehren ſei billig. Die übrigen Rathsherren meinten, das ſei nur eine Aufwallung der Bürgerſchaft, werde ſich ſchon wieder mit der Zeit legen, und brachten ihre kleinen Künſte an, die Sache ins weite Feld zu rücken. Sie kannten wohl die Rathsſtube, aber nicht das Gemüth des Volks.

Nach ſechs Wochen ließ Brun ausbreiten: die Herren vom Rath ſpotteten der Gemeinde nur. Da lief das Volk auf der untern Brücke beim Rathhaus zuſammen, wo der Rath verſammelt war. Als nun der Auflauf und Lärmen zunahm, erſchracken die im Hauſe. Einige erklärten ſich für die Bürgerſchaft, die Andern waren für ihre Perſonen in Angſt, und machten ſich davon und eilends aus der Stadt. Nun gab man dem Ritter Brun Vollmacht in allen Dingen, und beſchloß, die Herren an Ehre, Leib und Gut zu ſtrafen. Sie wurden mit ihren Freunden verbannt.

Nun ſchuf Ritter Brun, mit Zuzug ſeiner Freunde, eine neue Staatsverfaſſung; theilte alle Handwerker in dreizehn Zünfte, deren Zunftmeiſter im Rath ſitzen ſollten; die Konſtaffler verband er

in eine eigene Geſellſchaft, damit ſie auf andern Zünften keinen großen Einfluß hätten. So ward nun der Rath beſetzt, zur Häfte aus Bürgern, zur Hälfte aus Adelichen und Vornehmen, alle halbe Jahre zu erneuern. Brun ſelbſt ließ ſich auf Lebenszeit zum Bürgermeiſter ernennen und behielt ſich große Gewalt vor Dieſe Ordnung beſchwor das Volk im Jahr 1336 freudig. Denn nun hatten die Handwerker ihre Stimme im Rath, konnten das Mitwerben fremder Handwerker, die Ausfuhr roher Arbeitsſtoffe, das Einbringen verarbeiteter Waaren verbieten, als wäre die ganze Stadt zum Beſten ihres Handwerks vorhanden, nicht das Handwerk zum Beſten der Stadt.

Die entflohenen Herren des Raths aber und ihre auswärtigen Freunde ſannen auf blutige Rache gegen Zürich.

---

## 15.

## Urſprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenoſſenſchaft.

(Vom Jahr 1340 bis 1360.)

In Rapperswyl und auf den Schlöſſern und Burgen ihrer Freunde ſaßen die Vertriebenen und führten von da aus kleinen Krieg und ſchadeten den Zürichern, wo ſie konnten. Aber die

Züricher waren herzhafte Männer, und Bürgermeiſter Brun ſo tapfer als klug. Da die Verbannten ſahen, ſie richteten nichts aus, verſchworen ſie ſich, in Zürich eine Mordnacht anzurichten. Grafen und Edelleute kamen öffentlich unter allerlei Vorwand zur Stadt oder heimlich hinein. Wenn ſie ſich in Schreckniſſen einer finſtern Nacht der Stadt bemeiſtert hätten, ſollten die Thore geöffnet und zahlreiche Mannſchaften von Rapperswyl aufgenommen werden. Die Nacht kam. Die Verſchwornen traten im Hauſe eines Freundes zuſammen. Da hörte ihre Anſchläge ein Bäckerjunge, der halbſchlafend hinter dem Ofen lag. Dieſer verrieth es alsbald ſeinem Meiſter. Der Meiſter meldete es dem Ritter Brun. Dieſer im Harniſch eilte barfuß zum Rathhaus. Die Sturmglocke ward gezogen. Alle Bürger in Waffen blitzſchnell auf. Die Verſchwornen, ſchon verrathen, rückten aus. Die Weiber aber ſchleuderten aus den Fenſtern Steine, Töpfe, Kacheln auf ſie. Und Brun an der Spitze der Bürger begegnete ihnen auf dem Markt. Nun langes mörderiſches Gefecht. Die Verſchwornen wurden übermannt. Wer von ihnen entrinnen konnte, floh. Viele lagen erſchlagen, andere gefangen.

Brun führte darauf die Rache. Drei Tage lang blieben die Leichname der Todten auf dem Platze unbegraben, bis ſie von darüber gegangenen

Pferden und Wagen unkenntlich geworden waren. Siebenunddreißig Bürger, Theilnehmer der Verſchwörung, unter ihnen alte Vorſteher der Stadt, wurden vor ihren Häuſern in den Gaſſen enthauptet oder aufs Rad geflochten. Dann ging Bruns Kriegszug gegen Rapperswyl. Die Burg ward erobert und zerſtört, die Einwohnerſchaft ins freie Feld getrieben, die Ringmauer niedergebrochen, Alles bis auf die letzte Hütte verbrannt. So wüthete Brun gegen Schuldige und Schuldloſe. Es war im Jahr 1350.

Wie aber folgenden Jahres Herzog Albrecht von Oeſterreich ſchwere Vergeltung drohte, wandte ſich der Bürgermeiſter an die Eidsgenoſſen in den Waldſtätten und warb bei ihnen um Hilfe und Aufnahme in ihren ewigen Bund. Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche Zürich ſchon längſt als ihre Vormauer und ihren Markt ſchützten, nahmen die Stadt willig auf, und beſchworen mit ihr am Walpurgistage des Jahres 1351 den ewigen Bund, einander mit Leib und Gut gegen alle Feinde zu helfen, und wenn ſie unter ſich ſelbſt in Zwieſpalt zerfielen, den Streit durch Schiedsrichter gütlich beizulegen. Alle Rechte des Königs und des heiligen römiſchen Reichs und alle alten Bünde wurden vorbehalten; aber bei Schlieſſung neuer Bünde mit Fremden wurde dieſe Eidsgenoſſenſchaft vorbehalten.

Nun kam Herzog Albrecht von Oeſterreich und ließ die Züricher hart an, und forderte Genugthuung wegen Zerſtörung Napperswyls, das ſeinem Verwandten angehört habe, und wegen Schädigung aller Diener und Angehörigen Oeſterreichs. Er zog mit ſechszehntauſend Mann herbei, und forderte auch das Volk von Glarus auf, ihm hilfreich zuzuziehen. Als ſich die Glarner aber weigerten und ſprachen: „Wir, unter des Reiches Schirm, führen zwar die Kriege der Abtei Seckingen, des unſer Land vergabt iſt, doch ſind wir zu andern Kriegen Oeſterreichs nicht ſchuldig!“ — verdroß die Rede den Herzog. Er beſchloß, Kriegsvolk nach Glarus zu ſenden, wo er ſelbſt Schirm- und Kaſtvogt des Gotteshauſes Seckingen war, und weil er von Glarus aus die Urner und Schwyzer bedrohen konnte, damit dieſe den Zürichern nicht beiſtänden. Jählings aber ſtürmten aus den Waldſtätten die Eidsgenoſſen hervor und beſetzten mitten im Winter das Glarisland, deſſen ſicher zu ſein. Die Glarner ſchworen zu den Schweizern, ſchickten zweihundert Männer ihres Thals zur Beſatzung der Stadt Zürich, ſchlugen den Walter von Stadion, als er mit öſterreichiſchem Volk, von Napperswyl aus, ihr Land überfiel, und brachen die Burg von Näfels ab.

Solche Tapferkeit gefiel den Eidsgenoſſen wohl, und ſie nahmen das Glarnervolk in ihren ewigen

Bund auf, doch alſo, daß der Herzog und die gefürſtete Aebtin von Seckingen ihre rechtmäßige Herrſchaft und Einkünfte, hingegen auch das Glarisland ſeine alten Freiheiten behalten ſollte. Das iſt geſchehen im Jahr 1352, in demſelben Jahr, in welchem Rüdiger Maneſſe von Zürich mit weniger als fünfzehnhundert Mann ſiegreich bei Tätwyl gegen mehr denn viertauſend Oeſterreicher ſtritt, und zweiundvierzig Schwyzer bei Küßnacht am Waldſtätterſee gegen mehr denn tauſend Oeſterreicher Stand hielten und deren Verbrennung von Küßnacht mit der Zerſtörung Habsburgs auf der Rothenflue am Luzernerſee rächten.

Noch hatte der Herzog von Oeſterreich kein einziges Heldenwerk ausgeführt, und ſchon erſcholl abermals der Ruhm der Eidsgenoſſen und ihrer kriegeriſchen Behendigkeit von Thal zu Thal, von Land zu Land. Und es ward groß an ihnen geprieſen, daß ſie nicht nach Fürſtenweiſe kriegten, ſondern als freie Männer, und nicht eroberte Lande ausraubten, und nicht die überwältigten Einwohner zu zinsbaren Knechten und Unterthanen, ſondern zu getreuen, freien Bundesgenoſſen machten.

Darum waren ihnen vor allen die Landleute am See von Zug und auf den weidereichen Gründen und Höhen daſelbſt zugethan, und brachten ihnen in vielen Dingen Botſchaft, Hilfe und Rath. Hingegen die Stadt Zug hing den Herren

von Oeſterreich getreulich an; verſchloß ihre Pforten und beſetzte ihre ſtarken Ringmauern gegen die Eidsgenoſſen. Hier hatte manch' adeliches Haus Burgrecht. Die alten Grafen von Lenzburg ſelbſt ſollen zuerſt den Ort am See befeſtigt haben.

Wie nun aber die Eidsgenoſſen mit beinahe dreitauſend Mann vor die Mauern und Thürme von Zug traten, und ihnen weit umher alles Landvolk zufiel, erſchracken die Bürger der Stadt, denn ſie hatten nur ſchwache Beſatzung von Oeſterreich empfangen. Alſo ſandten ſie eiligſt an Herzog Albrecht, er ſolle ihnen beiſtehen in ihrer Noth.

Der Bote fand den Herzog bei Königsfelden; aber der Fürſt achtete kaum auf die Klagen desſelben, ſondern ſprach mit ſeinem Falkenier von der Jagdluſt, während jener weinte. Einen Vogel aus den hohen Lüften zu erjagen ſchien dem Herrn wichtiger, als eine Stadt zu behaupten. — Voll Unwillens wegen ſolchen Leichtſinns eröffneten ſofort die Bürger von Zug die Pforten ihrer Stadt den Eidsgenoſſen und traten zu ihnen in den ewigen Bund, mit Vorbehalt aller Rechte und Einkünfte des Hauſes Oeſterreich.

Der Herzog hatte zum Boten von Zug geſprochen: Ich will bald Alles wieder erobern. Er verließ ſich auf ſeine gewaltige Hilfe. Zu ihm ſtieß auch aller Adel vom Aargau, Thurgau, Uechtland, bundesgemäßer Zuzug aus den Städten Schafhau-

ſen, Baſel, Straßburg und ſelbſt Bern. Aus Deutſchland brachte ihm ſogar der Kurfürſt von Brandenburg Völker. Mit mehr denn vierunddreißigtauſend Mann umlagerte er alsbald die Stadt Zürich. Dieſe ward von den Eidsgenoſſen männlich beſchützt.

Bald genug bemerkte der Kurfürſt von Brandenburg, daß gegen ein Volk, ſo ſtandhaft, einträchtig und unerſchrocken, wie die Schweizer, kein Ruhm zu gewinnen wäre, da ohnehin im volkreichen Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln war, und Hungersnoth dräuete. Er bot deswegen dem Herzoge freundliche Vermittelung an und ſandte zwei vertraute Männer zu den Schweizern. Als die Schweizer in der Stadt kaum geantwortet hatten, ſahen ſie am folgenden Morgen die Feinde von ihren Mauern weggezogen; nur die Berner allein waren ſtehen geblieben, den Eidsgenoſſen gewogener, denn dem Herzoge.

Zu Luzern vermittelte der Kurfürſt den Frieden, in welchem, wie immer, alle ältern Rechte und Bünde unverletzt vorbehalten wurden. Die Eidsgenoſſen aber nahmen hier nun auch Bern in ihren ewigen Bund. Es war im Jahr 1353.

Nach dieſem Frieden muthete der Herzog von Oeſterreich den Zugern zu, ſie ſollten dem Schweizerbunde abſchwören. Die antworteten: „Der

Schweizerbund iſt im Friedensvertrag unverletzt geblieben; wir leiſten dem Herzog nur Gehorſam in allen Rechten, die ihm gebühren.“ Da klagte der Fürſt die Sache vor dem Kaiſer, und der Kaiſer verwarf die ewigen Bünde der Eidsgenoſſen, ſagend: „Reichsglieder dürfen ſich nicht ohne das Reichsoberhaupt mit einander verbinden.“ Und er ſelbſt kam auch mit großer Macht ins Land und vor Zürich. Als er aber die Stärke, Eintracht und Gerechtigkeit der Eidsgenoſſen erkannte, und daß es dem Herzoge nur um Oeſterreichs Vergrößerung zu thun geweſen, beſann er ſich des Beſſern, ließ die Schweizer in Ruhe, und es ward Friede gemacht, und die ewigen Bünde beſtanden feſt.

Zwei Jahre nach dieſem Frieden (nämlich 1360) iſt der Bürgermeiſter Rudolph Brun geſtorben, verhaßt durch Ehrſucht und Eigengewalt. Er war ein Mann, der nur für ſich ſorgte. Ein Jahr noch vor ſeinem Tode hatte er den Herzogen von Oeſterreich heimlich geſchworen, ihnen und ihren Amtleuten zu dienen, doch nicht wider die Eidsgenoſſen. Und dafür waren ihm tauſend Gulden und ein Leibgeding von hundert Gulden verheißen.

---

16.

## Wie die Schweizer erwerben und die Gügler und Grafen Kyburg verderben.

(Vom Jahr 1360 bis 1385.)

Was machte die Eidsgenoſſen ſtark und feſt? Daß ſie Freiheit höher achteten, als Bequemlichkeit und Geld, und mehr als das flüchtige Leben; — daß ſie ſchnell in Waffen fuhren für ihr Recht, ohne fremdes Recht zu begehren; — daß ſie zuſammenhielten brüderlich in Noth und Tod, und kein Eigennutz ſie trennte. Das machte die Eidsgenoſſen ſtark und feſt. Ihr ewiger Bund ſtand deutlicher in Aller Herzen, als auf dem alten Pergamentbriefe geſchrieben.

Als ſie nun Frieden hatten vor Oeſterreich, brachten ſie ihr Hausweſen in Ordnung, lebten geſchäftig in Gewerben und ſparſam zu Hauſe, und trugen Geld zuſammen, nicht um wollüſtig und hoffärtig zu leben, ſondern Rechtſame und Einkünfte an ihr Gemeinweſen zu kaufen, die der verarmende Adel feil bot. Dadurch vergrößerten ſie ihre Stärke und Freiheit auf gerechte Art. Und Gerechtigkeit iſt die Grundlage aller ehrlichen Freiheit.

Die Hirtengemeinde Gerſau am Luzernerſee gab ſich, mit Vorbehalt ihrer Vorzüge, zu den

vier Waldſtätten in ewigen Bund. Hergiswyl und Alpnach kauften ſich vom Gericht ihrer Twingherren los und traten zu Unterwalden. Luzern erhandelte vom Freiherrn von Ramſtein die Rechtſame über Weggis am See; Zürich aus den Steuern ſeiner Bürger viele Reichslehenſchaften. Bern gewann, wie Zürich, aus kaiſerlicher Huld Vortheile und Freiheiten der Stadt, und mit baarem Gelde die Herrſchaft Aarberg und mehrere Dörfer. Auch andere Städte auſſer der Eidsgenoſſenſchaft erweiterten unter ihren alten weltlichen und geiſtlichen Oberherren die hergebrachten Beſitzthümer, wie Schafhauſen und Baſel, Lauſanne, St. Gallen, Biel und Solothurn. Der Biſchöfe und Grafen Gewalt aber ward in ewigen Zwieſpalten ſchwach, ihr Reichthum durch beſtändige Kriege erſchöpft. Das half allem Volke zu größerer Befreiung und Stärke, beſſer denn Trotz und Gewalt. Auch die Appenzeller gehorchten ſchon mehr ihren ſelbſteigenen Geſetzen, als den Geboten des Abts von St. Gallen. Eben ſo lebten die Thäler des Landes über dem Thunerſee in angeſtammten Freiheiten unter gelinder Herrſchaft ihrer Grafen, deren Keiner mehr ganz unbeſchränkt gebot. Saanenland hatte ſich ſchon volle Freiheit von den Grafen von Greierz erkauft. Oberhasli und Brienz hätten gern die bisherige Herrſchaft des Vogts zu

Rinkenberg mit Gewalt vernichtet. Allein die Eidsgenoſſen mochten dazu nicht helfen. Dieſe ſprachen: Ohne Gerechtigkeit keine Freiheit!

Dagegen, wenn einer der ſchweizeriſchen oder der ſonſt befreundeten Orte in Noth und Kriegsgefahr gerieth, ſprangen die Eidsgenoſſen freudig zu Hilfe, wie, da Arnold von Cervola mit zuchtloſen Kriegsrotten von England durch Frankreich ſtreifte und Baſel bedrohte. Wenn aber Oeſterreich um Beiſtand bat, als Ingelram von Coucy, der Graf von Soiſſons, mit den Herzogen von Oeſterreich kriegete, denen für ihr Gut im Aargau bange war, weil es dem Ingelram als Heirathsgut verſchrieben war, weigerten ſich die von den Waldſtätten und Luzern, zu helfen. Denn ſie nährten in ihrer Bruſt wider Oeſterreich allzuſchweren Groll. Zürich hingegen und Bern fürchteten, wegen der Nähe des Aargaus, für ihre eigenen Grenzen, und rüſteten daher ſchnell.

Der Ingelram aber kam wirklich mit Tauſenden und Tauſenden in den Aargau. Deß erſchrack das Land nicht wenig, ſelbſt Luzern und Unterwalden. Von den Unterthanen Oeſterreichs erhoben ſich die Tapferſten ohne Verzug zur Gegenwehr; am muthigſten die Männer im Entlibuch Dieſe ſchaarten ſich zuſammen. Aus Lu-

zern und Unterwalden lieſen ihnen ſtreitluſtige Jünglinge zu. Der Engländer ſtanden dreitauſend im Büttisholz; viele edle Herren und Ritter dabei. Die Entlibucher ſahen es. Sie und ihre Gefährten, nur ſechshundert ſtark, griffen dennoch den Feind an und ſchlugen ihn nach viel blutigem Kampf. Stolz ritten ſodann die Entlibucher auf den erbeuteten Roſſen mit den gewonnenen Harniſchen der Ritter heim. Das zu ſehen jammerte die altadelichen Herren im Lande, und Junker Peter von Dorrenberg ſeufzte: „O edler Herr von edelm Blut, daß ein Bauer deine Rüſtung tragen thut!“ Aber der Entlibucher antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Roßblut zuſammengethan!“ — Auch die Männer von Bern, von Laupen und Aarberg verrichteten Heldenwerk bei Jns und beim Kloſter Fraubrunnen gegen die Schwärme der Gügler, wie man die Leute des Jngelram von Coucy hieß. Darum zog dieſer Herr bald wieder über den Hauenſtein traurig ins Elſaß heim.

Sechs Jahre nach dieſem, als man zählte 1382, ſtand die gefreite Reichsſtadt Solothurn in großer Gefahr. Es lebte nämlich Graf Rudolf von Kyburg unweit der Stadt im Bergſchloß Bipp, das er als Pfand von den Grafen

von Thierſtein inne hatte. Und ihn ſchmerzte, daß von ſeinem uralten und reich geweſenen Geſchlecht ſo viel Guts abgekommen ſei durch ſchlechten Haushalt ſeiner Väter. Thun, die Stadt ſeiner Altvordern, war an Bern als Pfand gekommen; auch Aarberg. Auf Solothurn machte er wegen einiger Rechtſame Anſpruch. Das Alles dachte er durch einen Gewaltſtreich wieder zu bekommen. Im Stillen warb er Helfershelfer links und rechts. Solothurn wollte er in finſterer Nacht überrumpeln und einnehmen. Der Propſt des St. Urſusmünſters daſelbſt war ſein Oheim. Ein Chorherr dieſes Stifts, Hans Amſtein, an der Stadtmauer wohnhaft, ſollte das Kriegsvolk durch ſein Haus in die Stadt laſſen und den Hammer der Sturmglocke mit Tüchern umwickeln. Alles war bereit. Die Nacht kam und das feindliche Volk ſchlich wirklich im Finſtern gegen die Stadt zu.

Hans Rott aber, ein Bauer von Rumisberg, lief in der Mitternachtsſtunde ſtracks voran und verrieth der Wache am Eichthor den mörderiſchen Anſchlag des Grafen. Da wollten ſie die Sturmglocke ziehen, und die ſchlug nicht. Nun Schrecken und Geſchrei in den Gaſſen; nun Alles zum Schwert, nun Alles auf die Ringmauer. Als Rudolf von Kyburg ſolche unverhoffte Wachſamkeit ſah, zog er beſchämt ab. Hans Amſtein, der

verrätheriſche Chorherr, wurde zur Strafe gevier-theilt; Hans Rott hingegen empfing zum Lohn, daß Solothurn alljährlich immerdar dem Aelteſten ſeiner Nachkommen einen neuen Rock geben ſollte von der Stadtfarbe, roth und weiß.

Herr Rudolf von Kyburg kam darauf von Stund an in gar große Noth; denn Solothurn und Bern fielen rächend über ſeine und ſeiner Freunde Güter her. Er hatte Geldmangel, und darum ward ihm wenig Hilfe. Er legte ſich vor Gram und ſtarb. Seine Brüder fochten noch männlich für ihr Erbe. Viele adeliche Herren ſtanden ihnen zu. Bern jedoch rief die Eidsgenoſſen. Da erging großes Unglück über Kyburg, und die Grafen machten ſchlechten Frieden; gaben Thun und ihr Amt am Geißenberg eigenthümlich, und Burgdorf, ſchon von den Bernern bela-gert, kaufsweiſe an dieſe. Bern entſchädigte die Eidsgenoſſen für ihren Zuzug und Solothurn um die Kriegskoſten mit Geld.

Alſo endete Kyburgs Mordanſchlag auf Solo-thurn ihm ſelbſt verderbenvoll, und Bern ärntete durch Muth und Klugheit den größten Nutzen. Und das that Bern zu derſelben Zeit, als inner ſeinen Ringmauern ein weit ärgerer Feind der Freiheit wohnte, denn Kyburgs ganze Macht war.

Es hatte ſich nämlich zu Bern nach und nach durch Mißbrauch oder Verdrehung der Geſetze

Staatliche Bibliothek Bamberg

oder durch Gleichgültigkeit der Bürger, eine Partei weniger Familien in dem Rathe erhoben und alle Obermacht und Leitung der Dinge an ſich gebracht. Dieſe Familien behandelten geringe Bürger nach Gutdünken und die Geſetze wie Wortkram, und vertheilten unter die Ihrigen die beſten Aemter. Doch unter den Bürgern in Geſellſchaften und Handwerken war noch friſches Leben der Freiheit. Daher, als dieſe um Faſtnacht (1384) zuſammenkamen, laut alter Uebung die Vorſteher der Stadt mit gemeinem Rath neu zu wählen, ſetzten ſie, bis auf Einen, alle verhaßte Rathsherren ab, und ſchworen mit leiblichen Eiden für ſich und ihre Nachkommen, daß Obrigkeit und Bürgerſchaft fortan zuſammen leben ſollten, als Brüder; jährlich ſollten die guten Aemter abgeändert werden, nebſt den mehrern des Raths; jährlich ſollten die Venner und ihre Beiſitzer zweihundert ehrbare Männer von den Handwerken der Stadt zu einem gemeinen großen Rath erwählen, doch ſollten keine zwei Brüder zugleich am Rath ſitzen. Und vor der Gemeine ſollte der erkorne Rath erſt ſtehen, ob er von ihr beſtätigt werde, und dann vor ihr ſchwören, Alles zu thun, wie es Handveſte und Ordnungen in den Rodeln enthalten.

So thaten und ſchworen ſie zu Bern; doch kam mit der Zeit Manches wieder ins Vergeſſen, alſo daß die Gemeine die jährliche Aenderung

nach und nach unterließ, und nicht ſehr den Namen derer nachfragte, die in den Zweihundert waren.

---

17.

## Die Freiheitsſchlacht bei Sempach.

(Vom Jahre 1385 bis 1387.)

Nun will ich erzählen von viel blutigerm Streit um Freiheit, der in den Feldern von Sempach und Näfels wider Oeſterreich und die Ritter geſtritten worden iſt.

Der Adel, wie immer, haßte unverſöhnlich die Freiheit des Volks. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffärtig gegen die Eidsgenoſſen. Und er dünkte ſich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oeſterreich mit ihm hielt, der die Eidsgenoſſen durch neue Zölle drückte, welche er in ſeinen Erblanden ſtellte, ihren Handel zu ſchwächen. Wie nun eines Tages ein Haufen kecker Luzerner aufgebrochen war und voll Grimmes die Mauern des Schloſſes Rothenburg, wo neuer Zoll ſtand, in den Graben geſtürzt hatte; und wie in eben denſelben Tagen die vielgeplagten Entlibucher, denen ihr Oberherr, Peter von Thorberg, die Abgaben vermehrt hatte, die Luzerner um Schirm ihrer Rechte und um bürgerliches Zuſammenhalten mit ihnen baten, und Lu-

zern auch ihrer Bitte zuſagte: da erhob ſich der Krieg gegen die Twingherren.

Peter von Thorberg ließ die Männer aus Entlibuch, welche Urheber des Bundes mit Luzern geweſen, ſchmählich hinrichten, und ſtreifte verwüſtend bis vor die Stadtthore. Und Herzog Leopold von Oeſterreich kam und ſchwor, den trotzigen Eidsgenoſſen Strafe zu bringen für ſo viel Unheil, daß ſie ihm ſchon und ſeinem Hauſe zugefügt hätten. Nun Kriegsgeſchrei, nun Geräuſch der Rüſtungen weit umher. Die Eidsgenoſſen hielten eilfertig einen Tag. Nur Bern fehlte, weil der Stillſtand dieſer Stadt mit Herzog Leopold noch nicht ganz verfloſſen war. Indeſſen kündeten hundert und ſiebenundſechszig geiſtliche und weltliche Herrſchaften nach einander in wenigen Tagen den Eidsgenoſſen Verderben, Krieg und Untergang an.

Dieſe aber erſchienen jählings in Waffen, ohne alle Furcht. Manche Burg ward ſtracks von ihrer Fauſt gebrochen: Rümlang an der Glatt, Mörsburg, Schenken am Berg bei Surſee, Windegg im Gaſterland. Die Feinde hinwieder, nicht träge, erſchlugen, mit Hilfe Verraths der Bürger von Mayenberg, viele der dort in Beſatzung liegenden Zuger und Luzerner; darüber mußte der Ort in Flammen aufgehen. Hinwieder Reichenſee, den Eidsgenoſſen treu, mußte eben-

falls die Treue mit dem Brand ſeiner Häuſer und mit Niedermetzelung ſeiner meiſten Bewohner büßen, alſo daß ſelbſt des unmündigen Kindleins an der Mutterbruſt nicht geſchont ward.

Herzog Leopold zog darauf mit großer Macht, viel herrlicher Ritterſchaft und Hilfe aus ſeinen Landen, von Baden durch's Aargau herauf über Surſee gen Sempach, um hier die Bürgerſchaft, die zu den Eidsgenoſſen hielt, mit eiſerner Ruthe zu züchtigen. Dann wollte er Luzern überfallen. Gen Sempach gekommen, fand er aber die Banner der Eidsgenoſſen ſchon in der obern Gegend verſammelt. Alsbald, ohne ſein Fußvolk zu erwarten, hieß er die Tauſende ſeiner Ritter von den Roſſen ſteigen, weil er deren Verwirrung im Berggefecht fürchtete, und befahl Mann an Mann gedrängt, gleich einer eiſernen Mauer, mit vorgeſenkten Speeren in die Eidsgenoſſen einzudringen. Da jauchzte der Adel. Doch Freiherr Hans von Haſenburg warnte: „Hoffart ſei zu nichts gut!“ Herzog Leopold aber ſagte: „Hier in meinem Land, für mein Volk, will ich ſiegreich ſein oder verderben!“

Es war zur Aerntezeit. Die Sonne ſtand hoch und brannte heiß. Die Schweizer fielen auf ihre Knie und beteten. Dann erhoben ſie ſich; vierhundert von Luzern, neunhundert aus den Waldſtätten, hundert aus Glarus, Zug, Gerſau, Entli-

buch und Rothenburg. Alle ſtürzten ſie wüthend gegen die Eiſenſchaar an. Vergeblich; die durchbrach Keiner. Mann um Mann ſank. Sechszig Leichname der Eidsgenoſſen bluteten am Boden. Alle wankten.

„Ich will der Freiheit eine Gaſſe machen!“ ſchrie jählings donnernd eine Stimme: „Treue, liebe Eidsgenoſſen, traget Sorge für mein Weib und Kind!“ Das ſprach Arnold Struthan von Winkelried, der ritterliche Unterwaldner, umfaßte alsbald mit beiden Armen von den Feindesſpeeren, ſo viel er deren konnte, und begrub ſie in ſeinen Leib und ſank. Und über ſeine Leiche ſtrömten die Eidsgenoſſen durch die Lücke der eiſernen Mauer ſtürmiſch, zermalmend ein. Wie krachten Helm und Schienen unter den Schlagen der Morgenſterne! Da wurden viel hundert funkelnde Panzer blutroth. Dreimal ſank das Hauptbanner von Oeſterreich aus ſterbenden Händen; dreimal ward es wieder erhoben über den Schaaren, vom Blut gefärbt. Erſchlagen lag mancher Herr und Graf. Da ging verzweifelnd auch der Herzog in den Tod. Er fiel; ein Schwyzer erſchlug den Fürſtenſohn. Entſetzen flog über die Schaaren der Ritter. Sie ſchrien zur Flucht nach ihren Pferden. Aber die Knechte waren mit den Roſſen in der Angſt davon gejagt. Schwerfällig in den eiſernen, vom Sonnenſtrahl heißen Gewändern flohen die unglück-

ſeligen Herren; hinter ihnen behend folgten die rüſtigen Eidsgenoſſen. Viel hundert Grafen, Freiherren und Ritter aus Schwaben, Etſchland und Aargau kamen mit Tauſenden ihrer Fußknechte um. Es fiel Schafhauſens Banner, umſonſt von vierunddreißig Edelleuten und Bürgern der Stadt bis zum letzten Hauch des Lebens vertheidigt. Der Bannermeiſter von Lenzburg, Werner von Lo, fiel unter ſieben, der Schultheiß von Aarau unter vierzehn ſeiner Mitbürger, und Niclaus Thuet, Schultheiß von Zofingen, unter zwölfen der Seinigen. Als dieſer den Tod ſah, zerriß er die Fahne ſeiner Stadt, daß ſich derſelben keine Feindeshand rühmen könne. Noch im Tode hielt er den Stock des Banners feſt zwiſchen den Zähnen. Von Mellingen und Bremgarten kämpften die Bürger, in ſchrecklicher Tapferkeit, nur nicht im Glück, den Eidsgenoſſen gleich. — Das war bei Sempach der Ausgang der Schlacht, am neunten Tag Heumonats 1386; das die ewiglich ſchöne Frucht aus Heldenwerk und Todtenweihe Arnolds von Winkelried.

Nun trat auch Bern zu den alten Kampf- und Bundesgenoſſen gegen Oeſterreich und gegen deſſen Anhang im Gebirg; zerſtörte manches feſte Schloß des Adels; nahm das weidereiche Land Oberſibenthal in ſeinen Schutz und ſchlug Freiburg auf dem Bümplitzer Feld. Die Banner von

Zürich und Luzern flogen ſiegreich durch Thal und Feld über Habsburger Gut. Die öſterreichiſche Landſtadt Weſen im Gaſter mußte ſich an Glarus, Zürich und die Waldſtätte ergeben, da dieſe Orte zu Waſſer und Land mit Feuer und Schwert die Stadtmauer umringten.

Oeſterreich gerieth in Noth und unterhandelte. Es ward auch anderthalbjähriger Sillſtand der Waffen vermittelt, aber kein Stillſtand des Haſſes. Der Adel und Oeſterreich, weil ſie die Freiheit der Eidsgenoſſen tödten wollten, waren ſo ſehr verhaßt, daß ohne Lebensgefahr Niemand ſich in einem Hut oder Helm mit Pfauenfedern geſchmückt zeigen durfte, weil Oeſterreichs Herzoge ihn ſo zu tragen pflegten; daß ſogar deswegen in der ganzen Schweiz kein Pfau mehr geduldet wurde; daß ein Mann im Wirthshauſe voll Grimmes einſt ſein Weinglas zerſchmetterte, weil ihm die gebrochenen Strahlen der Sonne den Farbenglanz des Pfauenſchweifes im Glaſe ſpiegelten.

---

## 18.

## Die Freiheitsſchlacht bei Näfels und die Folgen.

(Vom Jahre 1388 bis 1402.)

Aber auch der Adel und Oeſterreich hatte noch vieler Orten treuen Anhang.

Obgleich Glarus das eroberte Städtlein Weſen gar milde verwaltete, lieſſen doch die Bürger daſelbſt den alten Nachbarſchaftsgroll nicht fahren; und ihrem Stolze ſchien erträglicher, einen mächtigen Fürſten zum Herrn zu haben, als Ihresgleichen. Und ſie verſchworen ſich, das Haus Oeſterreich an den Schweizern zu rächen. Darum hielten ſie mit benachbarten Herren und Grafen geheimes Einverſtändniß, führten ſelbſt öſterreichiſche Soldaten, verkleidet oder in Fäſſern verſteckt, in die Stadt und verbargen ſie in ihren Kellern oder Hauswinkeln. Die Glarner recht ſicher zu machen, baten ſie ſogar um ſtärkere Beſatzung von den Eidsgenoſſen. Die Glarner, ohne Argwohn, ſchickten fünfzig Mann.

Darauf plötzlich in einer verabredeten Nacht (vor St. Matthias 1838) rückten Oeſterreichs Völker, bei ſechstauſend, aus allen Nachbarſchaften, zu Land und über den Wallenſee vor die Stadt. Still war's noch in Gaſſen und Häuſern, wo die Bürger und verſteckten Soldaten das Mordzeichen erwarteten. Es kam. Da ward plötzlich in allen Fenſtern Licht; jedes Thor zum Einlaß der Angekommenen aufgethan; nun gemordet. Da ſtarb Konrad von Au, der Urner, Vogt und Hauptmann der Stadt, und mit ihm über dreißig Eidsgenoſſen. Zweiundzwanzig ſprangen über die Stadtmauer und flüchteten durch den See.

Glarus ward voll Entſetzens und ſtellte ein ſchwaches Häuflein ſeiner Getreuen an die Landmarchen auf zur Gegenwehr. Denn die Feinde kamen heran. Noch lagen die Wege des Hochgebirgs verſchneit. Der Eidsgenoſſen nahe Hilfe fehlte. Viele Tage wurde an den Landmarchen geſtritten. In großer Noth ſandte Glarus zum Feind und bat um billigen Frieden. Da ſprachen die Herren aus Oeſterreich ſtolz und gebieteriſch zum Landammann und den Gemeinden des Glarnerlandes: „Ihr ſollet dem Herzog von Oeſterreich, als euerm natürlichen Herrn, dienen, wie leibeigene Leute; keine Geſetze haben, als die euch euer Herr gibt; Zinſen und Steuern ihm zahlen, Frohnen und Todfall leiſten, wie er euch vorſchreibt; keine ſteuerfreie Geſchlechter ſollen ferner bei euch ſteuerfrei ſein; ihr ſollet ihm den Brief des ewigen Bundes ausliefern, den ihr mit den Schweizern errichtet habt, und ihm gegen dieſe dienen; ihr ſollet der Stadt Weſen um Alles Erſatz leiſten, und büßen, bis des Herzogs Gnade erworben iſt.“

Glarus antwortete und ſprach: „Wir erkennen gern die gefürſtete Aebtin von Seckingen als unſers Landes Frau, und den Herzog von Oeſterreich, daß er die Kaſtvogtei habe. Die gewohnten Steuern zahlen wir, wollen ſelbſt die Stadt Weſen entſchädigen. Allein wir bitten, daß man uns

bei den alten Rechten laſſe und im ſchuldloſen Bund mit den Eidsgenoſſen.“

Deß ſpotteten höhniſch die Räthe und Herren aus Oeſterreich und zogen ſtracks mit ſechstauſend Mann gegen die Landwehr bei Näfels, wo der Hauptmann Mathias Am Büel mit zweihundert Glarnern Wache hielt. Weiber und Kinder flohen in die Sicherheit des Gebirgs, Boten über die Gebirge nach Uri und Schwyz; der Landſturm erging. Aber Oeſterreichs Heer und Uebermacht brach die Schanzen der Landwehr. Fechtend, kaum mit fünfhundert Helden, zog Am Büel zurück gegen den Berg Rüti, daß er denſelben im Rücken hatte zu ſeiner Sicherheit; vor ſich wilden, von Felsſchutt bedellten Boden. Ueber dieſen ſteinigen Grund aber ward der öſterreichiſchen Reiterei die Bewegung ſchwer: die Glarner hingegen ſchleuderten einen Hagel von Felsſtücken gegen Roß und Mann, daß Verwirrung unter die Menge des Feindes kam. Noch ward herzhaft geſtritten, da hörte man kriegeriſches Freudengeſchrei ſchallen aus dem Gebirg. Dreißig Männer von Schwyz kamen zur Hilfe, die hatten das Geſchrei erhoben. Der Feind wußte nicht, wie viel ihrer waren, und erſchrack. Schon in Verwirung, floh die Reiterei beſtürzt zurück. Das Fußvolk der Oeſterreicher ſah es und hielt Alles verloren, und floh in Angſt. Mörderiſch folgten ihnen auf den Ferſen

Speer und Schwert und Morgenſtern von Glarus. Da wurden mehr denn dritthalbtauſend Mann erſchlagen in den Baumgärten und Matten; Viele ſtürzten in die Fluthen der Linth. Es brach unter der Laſt der Fliehenden die Brücke von Weſen, und der See verſchlang die geharniſchten Leichname. — Das war die Schlacht von Näfels am neunten Tage des Aprils im Jahr 1388. Noch heute feiert das Volk von Glarus ihr Gedächtniß, je am erſten Donnerſtag des Aprilmonats, und hört die Namen der erſchlagenen Helden und der Sieger auf der heiligen Stätte der Freiheitsſchlacht.

Ehe der Ruf der Waffenthat durch die Eidsgenoſſenſchaft geklungen war, erhob ſich dieſe ſchon unter ihren Bannern. Zürich nun, mit Zuzügern von allen eidsgenöſſiſchen Orten, ſtürmte die neubefeſtigte Stadt Rapperswyl, wenn auch vergebens. Bern, mit Beiſtand der Solothurner, eroberte Büren, Nidau, Unterſeen, ſiegte vor Freiburg, zog verwüſtend durch Aargau, brach die Stammburg Peters von Gauenſtein und zog beutereich zurück durchs Frickthal.

Wie die Herzoge von Oeſterreich ſo viel Unglück hörten und ihren ganzen Thurgau und Aargau in großer Gefahr ſahen, ihre Heere geſchlagen, zerſtreut, ihre Schätze erſchöpft, war es ihnen um Frieden zu thun, und ſie ſchloſſen ihn auf ſieben Jahre. Die Schweizer behielten in demſelben,

was zu ihrem Landrecht geſchworen hatte; nur Weſen gaben ſie zurück, doch ſollte während des Friedens Keiner von denjenigen Leuten darin wohnen, die den Eid gegen die Schweizer gebrochen und die Mordnacht gemacht hatten.

Was nun Leopold, der vierte dieſes Namens unter den Herzogen von Oeſterreich, nicht mit den Waffen hatte ertrotzen können, verſuchte er durch Liſt. Zuerſt gedachte er die Schweizer unter ſich zu trennen, und gewann ſich auch wirklich zu Zürich den Bürgermeiſter Rudolf Schön und einige Rathsherren. Aber die Umtriebe desſelben wurden entdeckt und vereitelt. Die Bürger von Zürich verbannten den gefährlichen Mann nebſt ſeinem Anhang, und beſchränkten durch einen geſchwornen Brief die Gewalt von Bürgermeiſter und Rath, daß ſie minder leicht in Mißbrauch verarte. Und die geſammten acht Orte der Eidsgenoſſenſchaft, nebſt Solothurn, auf der Tagſatzung in Zürich, richteten unter ſich ein gemeinſames Kriegsgeſetz auf (10. Brachm. 1393) und ſchworen: „muthwillige Fehde zu meiden, aber in Kriegsnöthen redlich zuſammenzuhalten; in Schlachten, auch verwundet, bis nach der Entſcheidung des Treffens, nicht zu fliehen, ſondern das Feld zu behaupten; nicht zu plündern, ehe es der Feldhauptmann erlaubte; der Gotteshäuſer und wehrloſen Frauen und Töchter zu ſchonen.“ Dieſes

Geſetz der Eidsgenoſſen ward vom Krieg, der bei Sempach begonnen und dieſen Anlaß zur Einrichtung beſſerer Heerordnung gegeben hatte, der Sempacher Brief geheißen.

Als Oeſterreich längere Dauer des Friedens begehrte, ward ſie auf zwanzig Jahre feſtgeſetzt und gehalten.

Dieſe ſchöne Friſt war den Orten der Eidsgenoſſenſchaft willkommen, um durch Einlöſungen und Käufe ihr Recht und Gemeinweſen zu vergrößern. Da war Keiner arm, ſondern ein Jeglicher reich, wenn zu des Vaterlandes Ruhm gezinſet und geſtreuet werden ſollte, ſo wie am Tage der Schlacht Jeder reich war an Muth und Blut. Das war eine güldene Zeit!

Da kauften die Züricher von dem verarmenden öſterreichiſchen Adel die Vogteien von Küßnacht am Zürichſee, von Höngg und Thalwyl; gewannen die Herrſchaften Grünenberg, Regensberg und anderes viel; da erwarben die Luzerner Rothenburg ganz, Ebikon, Rechte auf Meriſchwanden und in benachbarten Dörfern am See der Waldſtätte; pfandweiſe die Burgen von Wollhuſen, Rußwyl und Entlibuch; da brachten die Berner viele Oerter und Rechte im Gebirge des Oberlandes an ſich, das große Thal Frutigen, das ſchöne Emmenthal, die Landgrafſchaft der Herren von Kyburg in Bur-

gundien, von Thun bis zur Brücke von Aarwangen. Auch die Städte Solothurn und Baſel erweiterten ſchneller mit Gold, als ſonſt mit Eiſen, ihre Rechtſame und Gebiete. Mit Uri trat das uraltfreie Volk im Thal Urſeren am Gotthard in ein ewiges Landrecht zuſammen; und als die Amtleute des Herzogs von Mailand den Obwaldnern und Urnern das Vieh, welches dieſe auf den Jahrmarkt von Vareſe geführt hatten, wegen Streites um Zoll wegnahmen und Recht verweigerten, zogen Uri und Obwalden über das Gotthardsgebirg mit ihren Bannern und lieſſen das Volk des Livinerthals zu ihrem Schirm und ihrer Gewalt ſchwören. Es nahm ihnen Keiner dies wieder; denn ſelbſt die Herren von Bellinzona, aus Furcht vor den Eidsgenoſſen, ſchloſſen mit ihnen Landrecht.

Alſo vergrößerten die Schweizer durch Geld und Verträge ihre Gebiete in den Friedenstagen, verſchönerten ihre Städte und Flecken und verbeſſerten ihre Verfaſſungen. Friburg im Uechtland gab die alte Feindſchaft gegen Bern auf und ſchloß mit demſelben ewige Freundſchaft und Burgrecht, auch mit der Stadt Biel ewigen Bund. Schafhauſen bildete in größerer Freiheit ſeine Verfaſſung der von Zürich nach. Als die Stadt Zug gegen die drei Gemeinden Menzingen, Baar

und Aegeri, um Verwahrung von Banner und Landſiegel, in Hader fiel, der einen Bürgerkrieg drohte, vermittelten die bewaffneten Eidsgenoſſen Frieden und Recht. Glarus kaufte ſich von den Zehnten und Rechten der Abtei Seckingen los, alſo daß Jeder zinsfrei wurde.

Das waren nach den Freiheitsſchlachten von Sempach und Näfels die Friedenswerke der Eidsgenoſſen.

---

## 19.

## Der Appenzeller Heldentage.

(Vom Jahr 1403 bis 1411.)

Aber es hörten die Leute im Gebirg von Appenzell an den Sitterflüſſen von den großen Schlachten und Werken der Eidsgenoſſen. Da dachten ſie mit ſchwerem Seufzer an den Abt von St. Gallen, der ein gar harter Mann war, und ihnen die Reichsſteuern unmäßig erhöhte, und dachten an die Böswilligkeit der Amtleute, die er ihnen ſetzte. Die Abgaben, kaum noch zu erſchwingen, wurden mit Unmenſchlichkeit eingetrieben. Der Vogt in der Schwändi ließ Käſe, Milch und Butter ſchwer verzollen, und wer die Zollſtätte vorbeiging, ohne zu entrichten, den packten zwei angehetzte Hunde. Der Vogt zu Appenzell ließ,

um ſein Recht beim Todfall zu behaupten, da ihm das beſte Kleid des Verſtorbenen gehörte, ſogar ein Grab öffnen, und nahm der Leiche den Rock, welchen arme Kinder ihrem Vater mit in die Gruft gegeben hatten.

Da wurden die Menſchen endlich voller Zorn und wollten ſolchen Mißbrauch der Gewalt nicht länger dulden. Sie ſprachen: „So kann es nicht weiter gehen!“ und überfielen eines Tages die Burgen und jagten die Amtleute fort. Abt Kuno zu St. Gallen hatte in dem Augenblick weder Kriegsvolk auf den Beinen, noch Geld, um es zu werben. Er wandte ſich daher an zehn ſchwäbiſche Reichsſtädte, mit denen er einen Bund hatte, und bat um Hilfe. Die Reichsſtädte ſandten warnende Boten zu den Appenzellern. Dieſe ſprachen zu den Boten: „Wir wollen ja gern alle Schuldigkeit dem Abte leiſten; aber Unrecht mögen wir nicht dulden. Wir bitten nur, der Abt wolle ſeine Amtmänner aus rechtlichen Leuten wählen, die wir ihm vorſchlagen wollen.“ Die Reichsſtädte hielten Gericht zu Ravensburg, verwarfen den Vorſchlag des Landvolks und ſetzten die verjagten Amtleute wieder ein, welche nun aus Rache doppelt drückten.

Mit der aufblühenden Stadt St. Gallen, die ſchon von den Kaiſern große Freiheiten und mit andern Reichsſtädten Bündniß hatte, war Abt Kuno auch im Zerwürfniß. Denn dieſe Stadt

genoß, als ein guter Handelsplatz, wo vielerlei Handwerk gedieh, beträchtlichen Wohlſtandes, und wäre gern vom Stifte ganz unabhängig geweſen. Da nun Appenzell und St. Gallen wegen ihrer Rechtſame gleiche Noth und Furcht hatten, ſchloſſen ſie mit einander Bund, ſich in ihrem alten Herkommen gegenſeitig zu ſchützen. Das mißfiel dem Abt gar ſehr. Nun erſt that er den Appenzellern mehr zu Leid als zu Lieb, wich ihren Klagen aus, und wollte ihren Bund mit St. Gallen nicht gelten laſſen. Darüber ward das Landvolk ungeduldig, verlangte vom Abt Erklärung, wie er es meine, und griff zu den Waffen. Kuno floh erſchrocken auf ſeinen Hof nach Wyl. Die zehn Reichsſtädte traten abermals zuſammen und richteten und ſprachen: „Aemter ſöll der Abt mit Landleuten, aber ohne Vorſchlag, beſetzen; die Größe der Reichsſteuer möge der Kaiſer entſcheiden; aber der Bund, welchen die von Appenzell zu St. Gallen geſchworen, ſolle ab und todt ſein auf ewige Zeiten.“ — St. Gallen ließ ſich den Spruch wohlgefallen; aber das Volk in den Appenzeller Bergen ſchrie, es ſei Verrätherei. Es ſah wohl, daß die Herren in den ſchwäbiſchen Städten vornehm und ſtolz thaten, und dem gefürſteten Abt lieber, als gemeinen Bauern zu Willen lebten. Darum kamen die Leute aus dem Gebirg zuſammen, und die Rotten oder Rhoden

des Landes ſchwuren unter ihren Rottenmeiſtern, und alle Gemeinden unter dem Landammann im Dorf Appenzell, bei der Sache ihrer Rechte in Noth und Tod mit einander zu halten.

Und weil ſie von St. Gallen, der Stadt, verlaſſen waren, baten ſie die Orte der Eidsgenoſſen, auſſer Bern, um Bund. Fünf derſelben verweigerten ihn bedenklich; Schwyz aber nahm Appenzell ins Landrecht auf, und Glarus ließ ausrufen: „Welcher tapfere und freiheitliebende Mann den Appenzellern helfen wolle, dem ſolle es erlaubt ſein.“

Wie der Abt davon hörte und die Reichsſtädte noch einmal das Volk von Appenzell drohend angemahnt hatten, beſchloſſen der Abt und die Städte, die Bauern durch Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Alſo rüſteten ſie Reiterei und Fußvolk, die zur Stadt St. Gallen zogen, wo ſie der Abt reich bewirthete. Dann rückten ſie weiter; die Reiterei, ſchön gepanzert, voran; fünftauſend Mann Fußvolks ihr nach. Der Zug ging über den Linſenbühl durch die Hohlgaſſe hinauf zur Höhe Vöglinseck, wo das Dorf Speicher liegt. Es war am 15. Mai des Jahrs 1403 in der Frühe des Morgens.

Die Appenzeller, wohlbelehrt, hatten zweihundert Männer von Glarus bei ſich, und dreihundert von Schwyz, und als die Hochwachten auf den Bergen das Zeichen gaben, daß der Feind

komme, erging der Sturm. Von Weib und Kind ſchied Jeder männlich, entſchloſſen, Alles für Alles zu wagen; und die Alten, welche nicht mitgehen konnten, ſegneten ihre Söhne. Zweitauſend eilten hinauf zur Vöglinseck. Achtzig Appenzeller ſtellten ſich oben in den Hohlweg, links und rechts neben demſelben im Wald lagen die Glarner und Schwyzer.

Die Reiterei des Feindes ritt unerſchrocken bergauf; da drangen die Achtzig gegen ſie mit Schleudern und Speeren ein; da fielen ſeitwärts Glarner und Schwyzer aus dem Gebüſch hervor gegen die Hohlgaſſe. Die Reiſigen im engen Wege konnten ſich nicht regen und wenden. Sie ſtürmten wilder bergauf, um die Ebene zu erreichen; aber dort trat ganz Appenzell in Schlachthaufen hervor, geführt vom Hauptmann Jakob Hartſch. Als die feindlichen Feldherren ſolches ſahen, beſchloſſen ſie, die Hohlgaſſe wieder abwärts zu ziehen, und die Appenzeller drunten im Freien zu erwarten. — Sie gaben Befehl: zurück! — und durch den ganzen Herzug am Berge ſcholls: Zurück! Zurück! Da meinten die Hinterſten, droben ſei Alles verloren, es gelte Flucht. Entſetzen kam über ſie. Appenzell, Glarus und Schwyz aber brachen zugleich von allen Seiten in den Hohlweg ſchlagend hinein, oben und unten. Verwirrung ward und erſchreckliche Flucht nach der Stadt St. Gallen.

Sechshundert in Eiſen gepanzerte Reiter lagen todt im Hohlweg; die andern ſprengten durch ihr eigenes Fußvolk. Ihnen auf den Ferſen folgte mörderiſch Schwert und Speer und Kolben der Appenzeller.

Nun entſtand großes Wehklagen in den zehn Reichsſtädten um verlorne Väter und Söhne, und die Städte wollten für den Abt nichts mehr wagen, und ſchloſſen Frieden. Der Abt hingegen redete ſchimpflich auf die Städte und auf die Appenzeller, die ihm alle ſeine Burgen in ihrem Lande niederriſſen und ſeine Güter verödeten. Er rief den Herzog Friedrich von Oeſterreich an und ſprach: „Appenzell wird eine zweite Schweiz, wenn man nicht wehret; und tritt Appenzell zu den Eidsgenoſſen, iſt aller Adel und Oeſterreich ſelbſt in den obern Landen verloren!“

Herzog Friedrich verhieß, nach langem Unterhandeln, Hilfe, und ſammelte vielen ritterlichen Adel und mächtiges Kriegsvolk. Dann zog er in getheilten Haufen gen Arbon und St. Gallen, das Land von zwei Seiten zu überfallen. Ehe denn er aber ankam, trat zu den Appenzellern vor die Landsgemeinde Rudolf von Werdenberg und ſprach: „Es iſt mir zu Ohren gekommen, daß der Herzog in Tyrol ſich aufmacht, wider euch zu ſtreiten. Bedrängte müſſen zuſammenhalten; darum trete ich vor euch. Ihr kennet

mich Alle. Hinter jenen Felſen iſt Werdenberg, das Erbe meiner Väter; im Reinthal haben meine Altvordern geherrſcht. Alles hat mir die Habgier von Oeſterreich geraubt; nichts mir gelaſſen, als mein Herz und mein Schwert. Das bringe ich euch. Laſſet mich bei euch ſein ein freier Landmann zu Appenzell, und mit euch leben und ſtreiten!“

Alſo ſprach er, und legte ſeine Rüſtung und die prächtigen Grafenkleider ab, und nahm gemeine Hirtenkleidung an und lebte unter ihnen; Solches gefiel Allen an dieſem Kriegshelden wohl, und ſie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Sie bauten Schanzen in den Engpäſſen und machten wieder Freundſchaft mit der Stadt St. Gallen.

An einem regneriſchen Tage (den 17. Brachmonds 1405) zog die größte Heerſtärke Herzogs Friedrich aus Altſtätten ins Rheinthal aufwärts gegen die Appenzeller Landmarken, und hinan den Berg an den Stoß. Mühſam war der Weg, ſchlüpfrig vom Regen der Gang über den kurzen Raſen der Wieſen. Vierhundert Appenzeller, mit einigen Glarnern und Schwyzern, wälzten dazu noch Felſenſtücke und runde Träme von den Höhen gegen den Zug. Es hatten die Schaaren kaum die Mitte des Bergs erreicht, gab Rudolf von Werdenberg ein Zeichen. Da ſtürzten

die Haufen von Appenzell unter großem Geſchrei daher gegen die ſchon gebrochenen Ordnungen; voran war Rudolf, barfuß, wie die Appenzeller alle; ſo hielten die Füße ſicherer am glatten Boden. Den Feinden halfen die Armbrüſte nicht, denn dieſe waren vom Regen ſchlaff. Nun Speer und Schwert wider Schwert und Speer. Mit Verzweiflung ſtritt Oeſterreich. Siehe, da trat hinterhalb auf den Höhen ein neuer langer Kriegszug von Appenzell hervor; der ſchien Oeſterreichs Ruckzug hindern zu wollen. Alsbald eilten die erſchreckten Feinde bergab, Appenzell ihnen mordend nach. Aber die auf den Höhen waren die Weiber und Töchter von Appenzell geweſen, alle in Hirtenhemden. Die wollten mit ihren Männern, Geliebten und Brüdern ſterben für die Freiheit, oder ſiegen helfen. Nun floſſen Blut und Regen in Strömen den Berg hinab. Sechs Stunden währte Schlacht und Flucht bis ins Rheinthal. Dann kehrte Appenzell zurück auf den Stoß, und dankte Gott knieend auf der Wahlſtätte für den großen Sieg.

Herzog Friedrich war unterdeſſen verwüſtend von anderer Seite her mit glänzenden Ritterſchaaren bis vor die Mauern der Stadt St. Gallen gekommen. Da er aber dieſe zu ſtark fand und er wieder umkehrte nach Aarbon, fielen die Bürger von St. Gallen, vertheilt in mehrere kleine Rot-

ten, den unordentlichen Zug an, und erſchlugen der Oeſterreicher viel am Hauptlisberge. Solche Schande ſchmerzte den Herzog ſehr, noch mehr aber, als er die Niederlage ſeiner Leute am Stoß vernahm. Da ſchwor er, nicht ungerächt von hinnen zu ziehen. Er ließ ausſprengen, er kehre von Aarbon nach Tyrol heim, und rückte auch mit ſeinem Kriegsvolk wirklich dem Rhein zu. Aber angekommen beim Dorfe Thal, ließ er ſeine Schaaren plötzlich gegen Appenzell die Wolfshalde hinaufſteigen. Er hoffte das Hirtenvolk unerwartet mit Schrecken zu überfallen. Allein Alles war den Appenzellern ſchon verrathen. Vierhundert derſelben ſtürzten mit Geſchrei gegen das öſterreichiſche Kriegsvolk, welches ohne Argwohn und ſonder Ordnung des Weges zog. Es ſtellte ſich eilends bei der Kirche vortheilhaft. Der Kampf ward grimmig. Vierzig Appenzeller waren ſchon in den Tod gegangen, ehe des Herzogs Reihen gebrochen werden konnten. Dann aber ging die Flucht der Oeſterreicher die Wolfshalde hinab allgemein. Jeder erſchlagene Appenzeller wurde durch den Tod von zehn fliehenden Feinden bezahlt.

Da verfluchte der Herzog dieſen Krieg, und ritt nach Tyrol zurück.

Die Appenzeller, deren Ruhm und Schrecken weit durchs Land ging, ſchloſſen nun Bund auf neun Jahre mit St. Gallen; rächten den Rudolf

von Werdenberg an Oeſterreich und eroberten ihm das Erbe ſeiner Väter zurück aus Dankbarkeit; halfen dankbar den Schwyzern das Thal Wägi und die untere March von den Herzogen von Oeſterreich erobern, und drangen nach Vorarlberg ins Tyrol, bis Landeck, wo ſie des Herzogs Söldner ſchlugen. Schon ſprach der Tyroler Landmann am Inn und an der Etſch: „Was kümmert's uns? Laſſet uns freie Schweizer werden!“ — Da vernahmen die Appenzeller, der Herzog rufe am Bodenſee die Macht des Reichs gegen ſie auf. Alſo eilten ſie aus Tyrol heim. Doch fanden ſie keinen Feind.

Der Krieg wüthete ins fünfte Jahr. Appenzell, ſiegreich, furchtbar am Bodenſee, an der Thur, am Inn gegen alle Feinde, eroberte über ſechszig Burgen, brannte von dieſen über dreißig nieder, und belagerte zuletzt die Stadt Bregenz, doch ohne Glück.

Dann erſt nach großem Leiden aller Gegenden ward zum Frieden geſchritten. Der König der Deutſchen wollte ſelbſt richten, aber Appenzell fand ſeine Sprüche parteiiſch. Unter Vermittelung von Schwyz bekam Abt Kuno ſeine rechtmäßigen Gefälle wieder; doch alle herrſchaftliche Gewalt und Rechte verlor er über Appenzell auf immer. Oeſterreich machte Waffenſtillſtand auf einige Jahre und nahm das Rheinthal wieder an ſich.

Die Appenzeller, zufrieden mit der Freiheit und Unabhängigkeit im heimathlichen Gebirg, traten am St. Katharinatag 1411 mit den Eidsgenoſſen, doch mit Bern nicht, in Landrecht und Bund; verſprachen, ohne Willen der Schweizer keinen Krieg mehr zu unternehmen, und ihnen mit ganzer Macht auf eigene Koſten in Kriegsnoth beizuſtehen. Die Schweizer hingegen behielten ſich vor, an dieſem Bund mehren oder mindern zu können, alle insgeſammt, oder jeder Ort beſonders, und wenn ſie den Appenzellern in einem Kriege helfen müßten, nicht anders als auf Appenzells Unkoſten.

Die Einrichtung dieſes Bundes, der beiden Theilen nicht gleiche Vortheile gab, beweiſet, wie viel die Appenzeller für Behauptung ihrer neuen Unabhängigkeit fürchteten, daß ſie den Bund mit den Eidsgenoſſen um jeden Preis eingehen wollten; und wie viel hinwieder die Eidsgenoſſen fürchteten, durch das kriegeriſche Volk von Appenzell in blutige Händel mit dem Auslande verwickelt zu werden.

20.

## Wie die Eidsgenoſſen ſich des Aargaues bemächtigen und gemeine Herrſchaften errichten.

(Vom Jahr 1412 bis 1418.)

Nachdem die tapfern Leute im Appenzellergebirg ihre Freiheit erſtritten, und mit den Eidsgenoſſen Bündniß hatten, waren ſie wohl zufrieden und begehrten keinen Krieg mehr. Auch Herzog Friedrich von Oeſterreich ſah ein, daß böſe ſei mit einem Volke kriegen, welches, ſtark durch Eintracht für ſein Recht, lieber das Leben, als die Unabhängigkeit fahren läßt. Er ſah auch die Eidsgenoſſen ſchon ſo mächtig geworden, daß er ſich bald ihre Freundſchaft lieber, als ihre Feindſchaft wünſchte. Derohalben trat Herzog Friedrich zu ihnen und ſchloß mit den acht freien Staaten oder Orten, aus welchen die Eidsgenoſſenſchaft beſtand (am 28. Mai 1412), fünfzigjährigen Frieden, und beſtätigte ihnen Alles, was ſie beſaßen. Und ſie hinwieder beſtätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandſchaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Auch mußten ſechszehn Städte in ſeinen Erblanden, Schafhauſen nämlich und Waldshut, Laufenburg, Seckingen, Rheinfelden, Dieſſenhofen, Baden, Rapperswyl, Brugg, Brem-

garten, Zofingen, Surſee, Lenzburg, Mellingen, Aarau und Frauenfeld, den fünfzigjährigen Frieden beurkunden.

Allein dieſer währte kaum drei Jahre. Denn es begab ſich jetzt, daß Siegmund, der König der Deutſchen, gen Konſtanz ritt, wo zu derſelben Zeit eine große Kirchenverſammlung gehalten ward, um vieler Zwietracht in der chriſtlichen Kirche ein Ende zu machen. Dazu waren aus fernen und nahen Landen die vornehmſten Prälaten gekommen und die Geſandten der Könige und Fürſten aus Italien, Deutſchland, Frankreich, England, Polen, Dänemark, Schweden, Ungarn und vielen andern Reichen. Sie wollten richten und ſchlichten, weil zu Prag in Böhmen ein Prieſter, genannt Huß, neue Lehre verkündet, und gewaltigen Anhang gefunden hatte, welcher der katholiſchen Kirche abſagte. Auch war dazu noch die katholiſche Kirche in ſich ſelbſt zerriſſen, denn ſie hatte, ſtatt eines Papſtes, drei Päpſte, in Italien und Frankreich, die ſich einander verdammten und in Bann thaten. Das gab gar großes Aergerniß in der Chriſtenheit.

Als nun die geiſtlichen und weltlichen Herren zu Konſtanz beiſammen ſaßen, gerieth Herzog Friedrich mit dem König Siegmund in Streit. Denn der Herzog weigerte ſich, nach Konſtanz zu kommen, und vom Könige ſeine Lehen zu empfan-

gen, nach altem Brauch. Auch die Verſammlung der Kirchenfürſten ward voller Erbitterung gegen dieſen Herzog, weil er einen der Päpſte, Namens Johannes, in ſeinen mächtigen Schutz nahm, den man abſetzen wollte. Darum erklärte die Kirchenverſammlung den Herzog, weil er hartnäckig Gehorſam weigerte, unter den Judasfluch und hohen Bann; der König aber erklärte ihn zum Hochverräther an ſeiner Majeſtät und am Reich, und entſetzte ihn aller fürſtlichen Würden und ſprach ihn aller ſeiner Lehen verluſtig. Es wurden darauf des Reichs ſämmliche Getreuen gegen den Herzog aufgeboten, desgleichen auch die Eidsgenoſſen. Der König bot die Stadt Schafhauſen gegen den Herzog, ihren Herrn, auf, und gab ihr zum Lohn Unabhängigkeit, daß ſie, gleich andern freien Städten, unmittelbar unter dem Reich ſtehen ſolle. Das ergriffen die Schafhauſer begierig. Auch Frauenfeld, Dieſſenhofen und faſt der ganze Thurgau gehorchten um ſolchen und ähnlichen Preis dem Könige.

Die Eidsgenoſſen trugen aber billig Bedenken, einen Frieden zu brechen, welchen ſie kaum erſt mit dem Herzog auf fünfzig Jahre hinaus beſchworen hatten. Zwar die heilige Kirchenverſammlung ſprach ſie von aller Sünde frei, und der König ſagte zu ihnen: das Land, was ihr von Oeſterreich, euerm Erbfeind, erobern werdet, ſoll

in ewigen Zeiten Euer Eigenthum bleiben. Allein die in den Waldſtätten, auch Zürich, Zug, Luzern und Glarus, antwortete: „Wir können uns mit nichten bereden, daß eine ſolche treulose That rühmlich ſei.“

Anders dachte jedoch Bern. Die Gelegenheit ſchien allzugünſtig, eigene Herrſchaft zu erweitern und Oeſterreichs Gewalt in der Nachbarſchaft zu vermindern. Bis zu dieſen Tagen hatte die Stadt ihr Gebiet nicht durch das Schwert, nur allein durch Vertrag, meiſtens durch Kauf vergrößert gehabt. Nun aber redete Bern mit Zürich und ſprach: „Recht und Ehre geſtatten den Krieg, denn Reich und Kirche befehlen ihn; die Stunde des Untergangs aller Feinde unſerer Altvordern iſt jetzt erſchienen!“ Und als die Eidsgenoſſen länger zögerten, ſandte der König wiederholt ſeine Boten an ſie, und wiederholt drohte auch die Kirchenverſammlung, ſämmtliche Eidsgenoſſen in Bann zu thun, wenn ſie nicht gegen den Herzog ins Feld rückten.

Eilfertig rüſtete Bern ſein Kriegsvolk. Als Zürich ſolches ſah, wollte es auch nicht zurückbleiben, ſondern Theil an der Beute haben. Nun folgten auch die übrigen Eidsgenoſſen dem Gebot des Königs und der Kirche; nur Appenzell nicht.

Wie aber die Städte und Edelleute im Aargau dieſes und das Unglück ihres Herrn, des

Herzogs Friedrich, vernahmen, traten ſie im Frühling des Jahrs 1415 zu Surſee in einen Landtag zuſammen. Und die Städte ſprachen: „Laſſet uns zwiſchen Oeſterreich und Schweizerland unparteiſam bleiben und die landesfürſtlichen Rechte neben unſern Freiheiten bewahren. Jetzt iſt's an der Zeit, daß ganz Aargau einen ewigen Bund gemeinſchaftlicher Vertheidigung ſchwöre. So kann es als eigener, freier Staat zur ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft treten, ohne Furcht eines Größern, ohne Beherrſchung von Seinesgleichen, und allen Orten der Schweizer in Würde und Schickſalen gleich."

Der Hochmuth der Freiherren und Edelleute aber verſchmähte, mit dieſen Städten gemeine Sache zu machen. Lieber wollten ſie den Fürſten dienen, als Bürgern gleich ſtehen. Alſo ging der Landtag auseinander ohne Nutzen. Doch beſchloſſen die Städte zuvor, ſich in den Schirm der ganzen Eidsgenoſſenſchaft zu begeben. Aber auch dies ſchon zu ſpät.

Denn wie die Boten der Städte zu den Eidsgenoſſen ritten am frühen Morgen, ſahen ſie ſchon von allen Anhöhen die Sturmzeichen der Schweizer und deren Banner und Schaaren im Anzuge. Alſo ritten ſie betrübt wieder heim.

Es zogen die Kriegshaufen der Berner ge-

gen Zofingen, ängſteten die Stadt einige Tage lang, und zwangen ſie, dem Herzog zu entſagen, und zum Reich und zu Bern zu ſchwören. Rechts von Zofingen ſtanden die Wyken, vier Burgen, auf der Felſenhöhe; die Berner nahmen drei, und in die vierte drangen die Luzerner. Links Zofingen lag Aarburg, die Veſte, nebſt dem Städtlein an der Aar; beide nahm Bern, die zwei Wartburgen auf benachbarten Berggipfeln dazu. Der Zug ging gegen Aarau; den Bernern hatte Solothurn, auch Biel, Neuenburg und Neuſtadt, Beiſtand geſchickt. Aarau, doch bei weitem nicht mit den Stimmen aller Bürger, übergab ſich, unter Vorbehalt ſeiner Freiheiten, in den Schirm des römiſchen Reichs und der Städte Bern und Solothurn. Gleichermaßen wurden auch Brugg und Lenzburg durch Vertrag eingenommen; viele Burgen im Aargau dazu, Troſtburg, das in Flammen aufging, Ruod, Brunegg und andere. Alſo eroberten die Berner binnen wenigen Wochen ſiebenzehn feſte Burgen und ummauerte Städte und eine weite, reiche Landſchaft, ohne allen Verluſt, durch raſchen Ueberfall. Nur vor dem Schloſſe Wildegg, wo die tapfern Freiherren von Hallwyl Widerſtand verſuchten, wurden vier Mann erſchlagen.

Zu gleicher Zeit waren die Banner von Luzern über Surſee vorgerückt und hatten ſich

der obern Gegenden an der Sur, Wiggern, Aa und Winna bemächtigt, bis ſie an die Eroberungen der Berner ſtießen; und weiter gegen Morgen hin bemeiſterten ſie ſich der fruchtbaren Landſchaften bei Reichenſee, Meyenberg und Villmergen.

Die Züricher aber waren ſchon über den Berg Albis in das freie Amt Knonau gezogen; das mußte zu ihnen ſchwören. Ein anderer Haufe rückte der Limmat nach, Dietikon nehmend, gegen Baden im Aargau.

In denſelben Gegenden, wo die Limmat und Reuß ſich der Aar nahen, ſtießen die Fahnen der ſieben Orte der Eidsgenoſſenſchaft zuſammen, und gemeinſchaftlich eroberten ſie, was hier noch von Oeſterreichs Erblanden übrig blieb: Mellingen, Bremgarten, Baden. Mellingen behauptete ſeine Treue zum Herzoge vier Tage lang; ſtärker noch widerſtand Baden. Denn im Schloſſe, auf dem Stein, ob Baden, lag der Herr von Mannsberg mit vielem Kriegsvolk. Als aber die Büchſen der Berner einen Theil der Mauern niedergeworfen hatten und den Belagerten Waſſer mangelte, ward auch der Stein von Baden übergeben und zerſtört. Weit ins Land leuchtete die Flamme der alten Burg.

Nachdem die Eroberungen vollbracht waren, richteten die Eidsgenoſſen ihre neuen Herrſchaften

ein. Was Bern, Zürich und Luzern mit eigenen Waffen gewonnen, behielt jede der drei Städte für ſich, in den Rechten, wie unter Oeſterreich gewesen. Was gemeinſam gewonnen war, ſollte ungetheilte Herrſchaft Aller ſein; nur ward Bern von dieſer Theilnahme ausgeſchloſſen, weil es ſonſt zu viel hatte.

Aber Uri ſprach: „Wir hören, der König hat ſich mit Herzog Friedrich verſöhnt. So laßt uns lieber dem König, was wir genommen, zurückgeben, damit er dem Herzog das Seine wieder erſtatte. Denn nicht unſer, ſondern des Königs, war dieſer Krieg. Wir, o Eidsgenoſſen, wir vom Land Uri wollen keinen Theil an dem, was nicht unſer iſt. Unſere Väter haben die Sitte auf uns gebracht, unverfälſchte Treue höher als Alles zu achten!“

Die Uebrigen ſpotteten deß und ſprachen: „Wie vorwitzig, wie göttlich ſind denn die von Uri; ſie müſſen immer etwas Beſonderes haben!“ Und ſie beſchloſſen: „wechſelsweiſe ſollte, da Uri nichts verlange, Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden und Glarus einen Landvogt auf zwei Jahre in dieſe gemeinſamen Vogteien herſenden, und jährlich ſollen Geſandte aller theilhabenden Städte die Verwaltung und Berechnung der Einkünfte unterſuchen.“

Alſo behielten die Eidsgenoſſen ihre Erobe-

rung, und ſie ward ihnen auch vom König beſtätigt. Und ſie herrſchten nun über dieſe Lande, ſtatt Oeſterreichs, und hatten, als freie Bürger in Städten und Orten, Fürſten gleich, die Zahl ihrer Unterthanen groß vermehrt.

---

21.

## Die Matze von Wallis gegen Raron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Hrn. Zoppo Kunſt.

(Vom Jahr 1419 bis 1426.)

Noch waren jetzt kaum hundert Jahre ſeit der That Wilhelms des Tellen vergangen, und die Städte und Orte der Schweiz, ehemals dienſtbar, hatten ſich nun ſelbſt Andere dienſtbar gemacht, und waren denjenigen furchtbar geworden, vor welchen ſie ſonſt gezittert hatten. Und die Söhne jener alten Helden und Ritter, die vorzeiten auf ihren Burgen von den Feſen her den Städten gedroht hatten, warben nun entweder demüthig um Burgrecht bei ihnen, oder verkauften denſelben ihre Ländereien und zogen auſſer Landes, um nicht unadelichen Bürgern gehorchen zu müſſen.

Da fühlten die Städte und Orte der Eidsgenoſſenſchaft ihre Kraft und wurden kriegeriſch-ſtolz,

und ihre Krieger-Ehre lieſſen ſie nicht ungeſtraft verachten, weder vom Feinde noch vom Freunde. Das ſah man in den Händeln um Wichard von Naron, den Landeshauptmann von Wallis.

Es war nämlich geſchehen, daß die Eidsgenoſſen, als ſie mit den Urnern das Livinenthal erobert, auch das benachbarte Oſſolathal beſetzt und ſchwache Beſatzung daſelbſt gelaſſen hatten. Der Herzog von Mailand, um den Schweizern nicht Oſſola zu laſſen, hatte es dem Herzog von Savoien verkauft. Dieſer ſchickte Kriegsvolk nach Oſſola durch Wallis; der Freiherr von Naron zeigte den Weg durchs Gebirg, und die wenigen Schweizer mußten davon ziehen.

Es ſprach der Herr von N a r o n: „Wäre ich dabei geweſen, kein Schweizer wäre lebendig davon gekommen." Solche hochmüthige Rede verdroß die Unterwaldner und Urner; ſie verklagten ihn vergebens bei Bern, wo der Freiherr Bürger war; darum wiegelten ſie die Landleute im Wallis gegen ihn auf. Die Landleute im Wallis hatten ſchon vielerlei Klagen gegen ihn, daß er unbewilligten Bund mit Savoien gemacht; daß er und die Großen im Lande das alte Herkommen vergäßen und Knechtſchaft aufbringen wollten. Die Männer von Brieg ſagten: „Soll Wallis in ſeinen alten Rechten bleiben, muß man den

großen Herren Zaum und Gebiß anlegen; dazu müſſen alle Ehrenmänner helfen.“

Und es gingen nach uralter Sitte des Landes einige Männer hinaus mit einer großen Keule, worin ein trauriges Menſchenantlitz geſchnitzelt war, und wandten Ruthen und Dornen herum; dies ſtellte die unterdrückte Gerechtigkeit vor und ward von den Walliſern die Matze genannt. Die Matze ſtellten ſie auf einen öffentlichen Platz, das Volk lief herzu, und ein kühner Mann trat zur Keule als Matzenmeiſter und hielt ſie. Dann redeten Viele aus dem Volk die Geſtalt an und ſprachen: „Matze, warum trauerſt du? Matze, warum biſt du hier?“ Sie aber antwortete nicht. Andere fragten: „Matze, wir wollen dir helfen; zeig' an, gegen wen? Fürchteſt du den Sillenen? Macht dir der Aſperling Pein, oder der Henngarten?“ Die Matze ſtand und ſchwieg. Als man aber den Landeshauptmann von Raron nannte, verbeugte ſie ſich tief bejahend. Darauf erhoben ſie die Matze, trugen ſie durch alle Zehnten des Wallis von Dorf zu Dorf, und es hieß, die Matze wolle zum Landeshauptmann und allem ſeinem Anhang und zum Biſchof von Sitten, ſeinem Neffen.

Als der Herr von Raron den Aufſtand des erbitterten Volks ſah, floh er nach Savoien und ſchrie zum Herzog um Hilfe. Die Landleute leg-

ten aber ſeine große Burg auf der Höhe ob Si- ders, und ſeinen Thurm und des Biſchofs Veſte ob Leuk in Aſche, und belagerten ſein ſtarkes Schloß Beauregard auf dem Felſen hoch über Chippis. Alles zerſtörten ſie ihm, und der Herzog von Savoien fürchtete ſich, ihm beizuſtehen.

So eilte er nach Bern, wo er Bürger war, und flehte um Hilfe und Rettung. Aber die von Wallis wandten ſich an Uri und Unterwalden, er- richteten als freie Landleute mit ihnen Landrecht zu gegenſeitiger Hilfe, und verſprachen, ihnen wieder zum Beſitz von Oſſola zu helfen, welches Thal an Wallis ſtößt. Sofort zogen die Urner und Unterwaldner über die höchſten Alpen; Schwyz, Luzern und Zürich zogen mit; die Walliſer auch, und das ganze Eſchenthal oder Oſſola ward wieder eingenommen.

Bern aber nahm ſich des Freiherrn von Raron bei allen Eidsgenoſſen an und forderte Recht für denſelben. Es ward lange darum gehandelt. Bern wollte einen Zug ins Wallis thun und bot die Eidsgenoſſen auf. Aber Unterwalden und Uri weigerten ſich, auch Luzern. Da drohte faſt ein Krieg unter den Eidsgenoſſen ſelbſt. Solches Un- glück zu verhüten, ſetzten die unparteiiſchen Orte einen Tag an in Zürich, und nachdem ſie für und wider Raron Alles angehört hatten, ſprachen ſie: „Vor Allem muß Wallis erſt den Freiherrn in

ſein geraubtes Eigenthum wieder einſetzen; dann ſoll er dem Lande Recht halten um alle Klagen.“

Allein die Parteiführer im Wallis wollten dieſen Spruch nicht, und wiegelten das Volk auf zur Hartnäckigkeit. Sie brachten Leute zuſammen, fielen ins Oberhasli ein und raubten die Schafheerden und führten ſie hinweg, weil auch der Freiherr von Raron vorher mit Oberländern ins Wallis eingedrungen wäre, und übel gehauſet habe. Sofort ſchickte Bern zur Sicherheit ſeiner Päſſe einen Gewalthaufen gegen Wallis. Noch einmal wollten Schwyz und Zürich vermitteln. Die Walliſer aber gaben nicht nach und begehrten lieber Krieg, als Billigkeit.

So zogen denn die Berner, verbunden mit den Bannern von Freiburg, Solothurn, Neuenburg und andern, dreizehntauſend ſtark, durch die höchſten Alpen gegen den Zehnten Gombs, und über das Gebirg Sanetſch gegen Siders in Wallis. Es kam ihnen auch Beiſtand von Schwyz; aber den Walliſern, wegen ihrer Halsſtarrigkeit, keiner von Uri, noch Unterwalden. Viele Dörfer gingen in Flammen auf. Schrecken lief durch das weite Wallis.

Doch ein gemeiner Landmann, Thomas Brantſchen, ermannte ſich und ſeine Mitbürger durch herzhaften Sinn und ſprach, als er die plündernden Feinde gegen das Dorf Ulrichen

vordringen ſah: „He, wo bleibet Wallis, das alte Heldenland? Haben nicht unſere Väter bei Ulrichen vorzeiten den Herzog von Zähringen blutig auf's Haupt geſchlagen? So laſſet uns denn noch einmal hier für Vaterland und alte Freiheit kämpfen, oder den ruhmreichen Tod ſuchen!“

So ſchrie er und ſtürzte mit vierhundert tapfern Walliſern in die Tauſende der Eidsgenoſſen aus einem Hinterhalt, da ſie ſorglos vorbeizogen. Brantſchen ſtritt als ein Held. Vierzig Bernerleichen lagen vor ihm; da ſtarb auch er, der Löwe von Wallis. Und Entſetzen war unter den Bernern. Sie wankten. Da erſchien der Zuzug von Schwyz, der zwang die Walliſer, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Keiner verfolgte ſie. Folgendes Tages zogen die Schweizer aus dem Wallis zurück. Denn auch bei Sitten hatte Wallis gewaltig gegen die Saanenleute geſtritten.

Darauf ward abermals über Frieden gehandelt. Nur mühſam lieſſen ſich die Walliſer endlich gefallen, dem Freiherrn von Raron ſeine Herrſchaften zurückzuerſtatten und für allen erlittenen Schaden nur zehntauſend Gulden zu geben; den Bernern aber für Kriegskoſten eben ſo viel; dem Hochſtift Sitten viertauſend. Das geſchah im Jahre 1420, wenige Monden nach der Heldenthat des Thomas Brantſchen. Aber der Freiherr von Raron ſtarb fern von ſeinem Vaterlande.

Auf ewig war der Glanz ſeines Geſchlechts dahin, weil er nicht die Liebe des Volks zu gewinnen verſtanden hatte.

Unterdeſſen hatte der Herzog von Mailand noch gar nicht das Oſſolathal vergeſſen können, und er ward zorniger, wie er bald darauf hörte, daß die Eidsgenoſſen von den Freiherren von Sax, den damaligen Herren von Bellinzona, dieſe Stadt und die ganze Landſchaft vom Livinenthal bis zum Langenſee um zweitauſend vierhundert Gulden erkauft hätten. Heimlich rüſtete er, und überfiel dann mit großer Macht Oſſola und Bellinzona. Alles, ſogar Livinen, mußte ihm Treue ſchwören.

Zu ſpät brachen die Eidsgenoſſen zur Rache auf. Seit Eroberung des Aargaues war ſchon nicht mehr die alte Eintracht bei ihnen. Das hatte ſie verzögert. Zwietracht ſchwächte auch den Ruhm ihres blutig erkauften Sieges, als ſie über den Gotthard gezogen und im Felde von Arbedo, unweit Bellinzona, auf Mailands Macht geſtoßen waren. Vom Morgen bis zum Abend ward da von allen Eidsgenoſſen gegen welſche Kunſt und Verzweiflung geſtritten. Es ſanken viele edle Helden vom Schweizerland, Hans Rot, Landammann von Uri, Heinrich Püntiner, Landfähnrich von Uri, und der greiſe Peter Kolin, Ammann und Bannerherr von Zug. Sterbend fiel

Kolin mit dem Banner vor ſeiner Schaar. Seiner Söhne einer zog unter des Vaters Leichnam das Banner hervor und hob es blutig über die Schlachthaufen. Auch er ward des Todes Beute; aber nicht das Banner die Beute des Feindes. Johannes Landwing hat es gerettet. Das geſchah am 30. Brachmonat 1422.

Traurig um ſo viele Todte und den ſchlechten Sieg, und Einer dem Andern Vorwürfe machend, zogen die Eidsgenoſſen über den Gotthard zurück. Nur Livinen hielten ſie beſetzt. Jahre lang haderten ſie um das, was geſchehen müſſe, und brauchten halbe Mittel mit halber Luſt, und richteten darum nichts gegen Mailand aus.

Solches verdroß den Petermann Ryſig, einen herzhaften Mann vom Lande Schwyz. Der ſammelte fünfhundert kühne Leute zu ſich, ging mit denſelben über den Gotthard, dann rechts ins Oſſolathal über die Berge, vertrieb da die mailändiſchen Beſatzungen und hielt feſt. Alle Macht von Mailand brach auf gegen das Thal. Aber Petermann Ryſig hielt feſt. Nun erſt erwachten alle Eidsgenoſſen, durch die That der wenigen Schwyzerhelden ermuntert, und zogen gen Oſſola. Aus Solothurn, Wallis, Toggenburg und Rhätien kamen Hilfsvölker. Darüber gerieth der Herzog von Mailand in große Verzagtheit; aber was er mit Gewalt des Schwertes nicht mehr hoffen

konnte zu erſtreiten, das erwartete er noch von ſeiner Klugheit.

Und er ſprach zu ſeinem Kammerherrn Zoppo: „Gehe mit meinem Geld zu den Eidsgenoſſen und unterhandle mit ihnen.“ Da ging Herr Zoppo, fuchsklug und ehrbar, that gar freundlich mit den Rathsherren, und war ſehr freigebig dazu; trennte ſie von einander; bewog erſt Uri, Nidwalden und Luzern, für ſich abgeſondert Frieden zu ſchlieſſen, und gewann durch geheime Verbindungen dann auch die Uebrigen. Und im Jahre 1426 lieſſen die Eidsgenoſſen um einunddreißigtauſend und einige hundert Gulden, und um einige Vortheile und Zollbegünſtigungen für ihre Kaufleute und Krämer, die Oſſolathäler, Bellinzona, ja ſelbſt Livinen wieder an Mailand fahren. Die Eidsgenoſſen zogen heim. Petermann Ryſigs Heldenwerk war eitel geweſen; umſonſt hatte vor Arbedo der edeln Koline Blut die Schlachtfahne roth gefärbt. Wahrlich, den Schweizern iſt nie ein gewaltiges Kriegsheer ſo furchtbar geweſen, als ein Herr Zoppo!

22.

## Im hohen Rhätien erſtehen der Oberbund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund zur Freiheit.

(Vom Jahre 1426 bis 1436.)

Aber in derſelben Zeit, da die Eidsgenoſſen um Geld verkauften, was ſie mit dem Blute ſo vieler Helden erworben hatten, zog ein anderer Geiſt durch die Thäler der hohen rhätiſchen Gebirge; das war der Geiſt der Freiheit, des ewigen Rechts und der Eintracht.

Im hohen Rhätien waren die Leute noch aus alter fränkiſcher Zeit dem Biſchof von Chur, den Aebten von Diſentis und Pfäffers und andern geiſtlichen Herren und zahlloſen Grafen, Baronen und Adelichen zinsbar, unterthänig und leibeigen. Die Stadt Chur hatte wohl mancherlei Vorrecht, aber vom Biſchof auch mancherlei Plage. Und die armen Leute in den Dörfern litten gar ſehr im Kriege, den die vielen großen oder kleinen Herren beſtändig unter einander führten; und litten eben ſo ſehr im Frieden von der Härte und Grauſamkeit ihrer Gebieter. Nicht Uri, Schwyz und Unterwalden hatten je böſere Tirannen gehabt, als Rhätien; aber Rhätien hatte auch ſeine Tellen.

Als nun Willkühr, Eigennutz, Ungerechtigkeit und Hochmuth der vornehmen Oberherren am höchſten geſtiegen waren, da erinnerten ſich die armen Leute in Rhätien, daß ſie auch Menſchen ſeien, und Gott ihnen, als ſeinen Kindern, ebenfalls Rechte ertheilt habe, die kein Tirann verletzen dürfe. Und in einzelnen Thälern erwachte, durch einzelner Ehrenmänner Muth, der Muth alles Volkes zur Errettung ſeines ewigen Rechts.

Im hohen grünen Thale des Engadin, von deſſen Gletſcherhöhlen der Innſtrom hervorbrauſet gegen Tirol, war die Burg Gardovall, auf dem Felſen ob dem Dorfe Madulein, das Schrecken des Landes. Der grauſame Kaſtelan von Gardovall ſah eines Tages die Schönheit eines Mägdleins aus dem gegenüberliegenden Dorfe Camogask. Und er ſchickte ſeine Knechte hinüber, die ſollten ihm das Mägdlein noch in derſelben Nacht zuführen. Deß erſchrack des Mägdleins Vater, der da hieß Adam, und die Tochter verzweifelte faſt. Adam aber faßte ein Herz und ſprach zu den Knechten: „Saget dem gnädigen Herrn, ich werde ihm mein Kind am Morgen ſelber ins Schloß bringen!“

Als ſie fort waren, lief der Vater zu ſeinen Nachbarn und Freunden; ſein Herz war voller Wuth, ſein Auge voller Gluth. Er erzählte den Leuten, was geſchehen ſei, und rief: „Sind wir

Menſchen dieſes Herrn Vieh?“ Da kochte Zorn in Aller Bruſt, und ſie ſchworen in der Nacht zuſammen, dem Elende des Thals ein Ende zu machen, oder alle unterzugehen.

Im Frühſchein des Morgens führte Adam, der Camogasker, ſeine ſchöne Tochter, in Feierkleidern, wie eine Braut geſchmückt, nach Gardovall. Einige der Verſchwornen folgten, wie im Brautgefolge; andere hatten ſich um das Schloß im Hinterhalt verſteckt, den Ausgang der Dinge abzuwarten, Alle bewaffnet.

Kaum ſah der Kaſtellan das Mägdlein ankommen, ſprang er fröhlich von den Stiegen des Schloſſes hernieder, und wollte die Unſchuld vor den Augen des Vaters umarmen. Da zuckte Adam von Camogask das Schwert und ſtieß es durch das geile Herz des Ungeheuers. Er und die Seinigen ſtürmten in die Burg, erſchlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenſtern, und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf. Frei war die Landſchaft unter den Innquellen von der Gewaltherrſchaft der Zwingherren.

Im weidereichen Thale Schams, das ſich zwiſchen hohen Alpen freundlich aufthut, waren die Herren in den Schlöſſern Bärenburg und Fardün unmenſchliche Böſewichte. Sie thaten mit dem Volke, was ihnen beliebte, auch das

Schändlichſte, und das Volk litt und ſchwieg. Nicht alſo litt und ſchwieg der ſtarke Johannes Chaldar. Da man ihm zwei Roſſe des Herrn von Fardün in ſeine Saat trieb, ward er ergrimmt, daß er die Roſſe zu Boden ſchlug. Dafür mußte er in Ketten und Banden dulden, bis ihn die Seinigen mit großen Summen und tauſend Thränen wieder erlöſen konnten.

Als Chaldar wieder froh bei den Seinigen war, und in ſeiner Hütte mit ihnen zu Mittag aß, trat der Herr von Fardün herein. Alle begrüßten ihn mit Ehrerbietung; er aber ſah ſtolz auf ſie herab und ſpuckte ihnen in den Brei. Da loderte Chaldars Zorn, wie Wetterflamme; in Nacken und Gurgel des Gewaltherrn krallte ſich Chaldars Fauſt: „Nun friß den Brei, den du gewürzet haſt!“ ſchrie Chaldar und ſtieß den Kopf des böſen Wichts in die beſudelte Speiſe und würgte ihn. Dann trat er vor die Hütte, rief das Volk auf. Der Sturm erging. In Blut und Flammen ſtürzten Fardün und Bärenburg zuſammen.

Gleichwie in dieſen Thälern die Oberherren durch harten Sinn und unbarmherziges, ruchloſes Weſen die Freiheit beförderten, ſo halfen ſie in andern Gegenden Rhätiens durch ihre eigene Herrſchſucht dazu. Biſchof Hartmann von

Chur hatte ewigen Krieg mit dem Adel des Landes. Da er nun viel Schaden litt, und das in vielerlei Dörfern und Thälern oft zwiſchen Feindesland zerſtreut liegende Gebiet ſeines Gotteshauſes nicht aller Orten ſelbſt ſchützen konnte, gab er den unterthänigen Gotteshausleuten das Recht, zu ihrer eigenen Beſchirmung unter ſich und mit benachbarten Thälern und Ortſchaften Bündniſſe zu ſchlieſſen. So errichteten (ſchon im Jahr 1396) die Gotteshausleute der Thäler Domleſchg, Avers, Oberhalbſtein und Bergün einen Bund mit den Herren von Werdenberg in Schams, Domleſchg und Obervatz. Das war der erſte Grund des nachherigen Gotteshausbundes.

So thaten auch die Grafen und Herren im rhätiſchen Oberlande unter ſich; und vereint mit dem unter einander verbündeten Landvolke der Thäler, errichteten ſie mit ihren Nachbarn, den Glarnern (im Jahre 1400 ſchon), einen ewigen Schutzvertrag gegen die Anfechtungen des Biſchofs von Chur.

Aber in den Bünden der Thalſchaften waren allezeit die Rechtſame groß und klein ihrer verſchiedenen Herren vorbehalten; und dieſe Rechtſame wurden viel gemißbraucht. Die Herren kannten kein anderes Geſetz, als ihre Gewalt und ihre Luſt. Da war Ungerechtigkeit im Gericht und Unſicherheit auf der Landſtraße.

Solchen Leiden ein Ende zu machen, ohne Gewalt und Aufruhr, vereinigten ſich im rhätiſchen Oberlande mehrere rechtſchaffene, entſchloſſene und achtbare Landleute. Allnächtlich kamen ſie zuſammen zwiſchen der Abtei Diſentis und dem Städtlein Jlanz, dem erſten ummauerten Orte am Rhein. Da, in einem Walde beim Dorf Truns, kamen ſie zuſammen und unterredeten ſich; und ihre Beſchlüſſe theilten ſie darauf den redlichſten Männern ihrer Gemeinden im Vertrauen mit.

Dann ſandten an einem und demſelben Tage alle Gemeinden und Thäler des Oberlandes ihre verſtändigſten und ehrbarſten Mitbürger an die verſchiedenen Oberherren, und baten um Gerechtigkeit und Sicherheit durch einen heiligen und beſchwornen Vertrag Aller mit Allen, ohne Verletzung der wirklichen Rechtſame des Vornehmſten und Geringſten.

Die Herren erſchracken vor dem Ruf, der plötzlich aus den Wäldern von Truns an ſie erſcholl; und ſie gedachten der Begebenheiten, die ſich hundert Jahre zuvor in der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft zugetragen hatten. Der fromme und kluge Abt von Diſentis, Herr Peter von Pulringa, ſprach zuerſt dem gerechten Begehren der Landleute das Wort. Dann folgten auch die Grafen von Werdenberg, von Sax, die Freiherrn

von Rhäzüns und Andere, aus Furcht vor der Gewalt ihres eigenen Volks, oder auch aus Furcht vor dem mächtigen Biſthum Chur, um ſich gegen daſſelbe zu ſtärken.

Nun traten jene Herren und die Boten der Gemeinden aus dem Oberlande, in ihren beſcheidenen grauen Kitteln, vor dem Dorfe Truns, unter freiem Himmel, im Schatten eines Ahornbaumes, zuſammen, und ſchworen zur heiligen Dreieinigkeit ihren ewigen Bund für Gerechtigkeit und Sicherheit, ohne Verletzung der wahren Rechte des Höchſten und Niedrigſten. Das geſchah im Maimonat des Jahres 1424. Und ſo entſtand der obere oder graue Bund. Späterhin ward er durch den Beitritt von den Thälern Miſox und Calanca vollendet in ſeinem Umfang. Bald ging der Name der Graubündner auf alle Rhätier über, obgleich die Gotteshausbündner ſchon für ſich ſelbſt beſtanden, und auſſerdem noch viele Landſchaften, gegen Tirol zu, im Gebirg lagen, die weder zum Gotteshaus- noch zum grauen Bund gehörten, ſondern zu den weiten Herrſchaften des reichen Grafen Friedrich von Toggenburg.

Es begab ſich aber bald nachher, daß dieſer reiche Graf kinderlos ſtarb, und große Furcht wegen eines Krieges um die Erbſchaft entſtand. Da traten die Männer aus den Gebieten, Ortſchaften und Gerichten zuſammen, die dem Hauſe Toggen-

burg in Rhätien angehörten. Sie kamen von Davos und Kloſters, Kaſtels, Schierſch und Seewis, auch vom Chorherrngericht Schierſch, von Malans, Maienfeld, Belfort, Churwalden, Auſſer- und Inner-Schalfik. Die ſprachen: „Dieweil wir durch den Tod des Grafen von Toggenburg Freigelaſſene ſind, ſo laſſet uns, gleich den Leuten des Gotteshauſes und Oberlandes, in dieſen Bergen einen Bund aufrichten, der ſoll dauern ewiglich; Keinem zu Leid, aber zum Schutz unſerer herkömmlichen Rechte; für Beiſtand in Noth und Tod. Keiner ſoll einen Andern belangen auſſer Landes, noch Bündniß ſchlieſſen mit Andern, ohne Willen Aller. Wenn über die Hinterlaſſenſchaft von Toggenburg entſchieden iſt, wollen wir dem künftigen Erbherrn ſein Eigenthum unverletzt geben, aber auch er ſoll unſern Bund nicht löſen können." — So ſprachen ſie, und beſchworen Alles gar feierlich am Freitag nach Fronleichnamstag, im Jahre 1436. Das iſt der Urſprung vom Bund der zehn Gerichte.

Alſo wuchs eine neue Eidsgenoſſenſchaft in den drei Bünden des rhätiſchen Felſenlandes. Und die Rhätier wurden von der Zeit an Bündner geheißen.

23.

## Der Streit um die Toggenburger Erbſchaft.

(Vom Jahre 1436 bis 1443.)

Ganz andere Wirkungen hatte der Tod des reichen Grafen von Toggenburg bei den Bündnern, ganz andere bei den Schweizern; dort rief er ein herzhaftes Volk zur Freiheit und Eintracht; — hier blies er, durch Habſucht und Ehrgeiz, die Flammen des ſchmählichen Bürgerkriegs hervor.

Sobald nämlich der reiche Friedrich von Toggenburg im hohen Alter die Augen geſchloſſen hatte, meldeten ſich vielerlei Erben. Sein Gut war groß. Vieles lag jenſeits des Rheins; vieles vom Zürichſee längs den Appenzeller Bergen bis Tirol. Dazu gehörte das Toggenburger-Land, die Herrſchaft Uznach, die Mark, Windegg im Gaſter, das Rheinthal, die Herrſchaft Sargans und die zehn Gerichte im Bündnerlande. Noch war ſonſt davon manches im Thurgau und anderswo gelegen. Es meinte Frau Eliſabeth, die Wittwe des Verſtorbenen, eine rechtmäßige Erbin zu ſein; aber des Mannes entferntere Anverwandten widerſprachen ihr und verlangten für ſich. Hingegen Zürich, wo der kinderlos verſtorbene Graf Land- und Bürgerrecht gehabt, glaubte, wegen dieſes Rechts, auch über das Erbe mitreden

zu können; und Schwyz hinwieder eben ſo, denn der Graf hatte in Schwyz das Landrecht gehabt.

Frau Eliſabeth, um ſtärkern Schirm zu empfangen, ſchloß ſich enger an die Stadt Zürich und gab derſelben Uznach, den Uznacherberg und Schmerikon mit Brief und Siegel zum Geſchenk. Die Schwyzer hingegen bewogen des Grafen Verwandte, daß ſie der Wittwe alle Veräuſſerungen aus der Erbſchaft verböten. Darauf kamen die Unterthanen des Grafen, die da wohnten in Lichtenſteig, im Neckarthal, Thurthal, St. Johannſerthal, Uznach und am untern Wallenſee, und ſprachen zu Schwyz: „Gedenket, daß unſer verſtorbener Herr uns bei ſeinem Leben noch wohl verſorgen wollte, damit wir nach ſeinem Tode wüßten einen Schirm und Rücken zu haben bei euch. Alſo nehmet uns in euern Eid und zu euern ewigen Landleuten auf.“ Und die Leute der Grafſchaft Sargans, welche dem Grafen von Toggenburg nur pfandweiſe gehört hatten, baten den Herzog Friedrich von Oeſterreich, er wolle ſie wieder, als ſeine treuen Angehörigen, einlöſen. Das that er. Wie er aber ſah, daß ſie es nicht redlich meinten, ließ er ſie dem Grafen Heinrich von Werdenberg.

Als Zürich hörte, daß die Leute in Uznach und andern Orten zu denen von Schwyz geſchworen, ward die Stadt zornig und drohte ſehr,

dieweil Uznach ihr eigen Gut wäre. Die Schwyzzer aber legten etwas Volks in die Mark und gen Uznach zu ihren neuen Landleuten, um ſie vor Gewalt zu ſchützen; ſchlugen den Zürichern Recht dar, und nahmen Glarus in die Gemeinherrſchaft über die neuen Gebiete auf, um im Nothfall durch Glarus ſtärker zu ſein.

Seitdem die Regierung in den Städten und Ländern der Schweiz den Aargau erobert und gemeine Vogteien errichtet hatten, waren ſie gar hoffärtig geworden; wollten wohl für ſich die Freiheit genießen, aber ſie keinem Andern geben; wollten lieber Unterthanen, als freie Mitbürger, ihnen an Rechten gleich. So wenig ſie den Aargau ehemals zu einem freien Mitſtand im eidsgenöſſiſchen Bund hatten aufnehmen mögen, ſo wenig dachten ſie für Toggenburg an Beſſeres. Unterthanen wollten ſie.

Darum viel blutige Verwirrung, Hader und Zank. Eine große Tagſatzung zu Luzern verſuchte umſonſt liebreiche Ausgleichung. Man ging vielmehr erbitterter auseinander, als man gekommen war. Denn an der Spitze von Zürich ſtand der Bürgermeiſter Rudolf Stüßi, und an der Spitze von Schwyz der Landammann Ital Reding von Biberegg. Beide waren ehrgeizige, unternehmende, kluge und beredte Männer; aber ſie haßten einander, und jeder ſorgte nur für ſeinen

Kanton, unbekümmert um Frieden und Wohlfahrt gemeiner Eidsgenoſſenſchaft.

Nun ward zum erſtenmal geſehen, in welches Verderben und Unglück Selbſtſucht und Eigennutz der Kantone führt, wenn dieſe ihren Vortheil dem Vortheil des ganzen Bundes vorziehen. Man hatte ſchon den Untergang der alten ſchönen Eintracht bei der damaligen großen Theurung (im Jahr 1439) erkannt, als langwieriges Regenwetter die Aernten zu Grunde gerichtet hatte. Ein Kanton verſperrte ſchnöderweiſe dem andern die Zufuhr der Lebensmittel, ſo daß natürlich bei Allen die Noth deſto größer wurde, aber auch der Haß. Schwyz und Zürich bedräueten einander darum mit dem Schwert.

Größeres Unglück zu meiden, thaten die Eidsgenoſſen einen Spruch zu Bern. Schwyz ließ ſich denſelben gefallen, aber Zürich keineswegs. Sondern es nannte die Eidsgenoſſen parteiiſch, denn dieſe hatten Uznach den Schwyzern gelaſſen, obwohl es von der Gräſin Eliſabeth an Zürich verſchenkt ſei; und von Gaſter und Windegg hätten ſie kein Wort geſagt, obwohl doch die Schwyzer, vor ausgemachter Sache und ſelbſt gegen Abmahnung der Eidsgenoſſen, dieſe Landſchaften an ſich gezogen hätten.

Bürgermeiſter Stüßi ſprach: „Alſo muß das Schwert entſcheiden!“ Doch ſandte er zuvor einen

offenen Brief an die Schwyzer, worin er ſie aber nicht mehr Eidsgenoſſen hieß. Und er ſchlug ihnen vor, beim römiſchen König Recht zu nehmen, welcher Haupt ſei des deutſchen Reichs, zu dem ſie beide gehören. Ihm antworteten die Schwyzer: „Das Recht beim König mag gut ſein; aber das iſt nicht dasjenige Recht, wozu wir als Eidsgenoſſen unſere ewigen Bünde geſchworen haben.“

Darauf rückten die Züricher und Schwyzer mit ihrem Kriegsvolk gegen einander am Ezelberg. Droben lagen die Schwyzer, drunten bei Pfäffikon die Züricher. Stüßi ſelbſt zog gegen die Mark hinauf; aber er fand ſie von Glarus und Schwyz ſo wohl verſchanzt und beſetzt, daß er unverrichteter Sachen umkehren mußte. Auf dem Ezelberg kamen zu Itel Reding Boten von Uri und Unterwalden. Und ſie baten bei Gott und Vaterland, noch einen Verſuch zur Güte zu thun, damit nicht das Unerhörte erlebt würde, daß eidsgenöſſiſches Blut durch eidsgenöſſiſche Hand vergoſſen würde. — Doch in dem Augenblick floß ſchon Blut. Denn ein Haufe Züricher hatte ſich vorgewagt und war unter den Vorwachten der Schwyzer geweſen. Viele wurden verwundet, eilf Züricher getödtet, die Andern flohen.

Es gelang noch einmal den Eidsgenoſſen, daß Waffenſtillſtand wurde, und neues Unterhandeln. Weil aber Zürich beharrte, lieber bei dem römi-

ſchen König, als bei den Eidsgenoſſen Recht zu nehmen, ward nichts beendet. Nun waren alle Eidsgenoſſen zornig gegen Zürich. Zürich rüſtete, und Stüßi zog mit mehr denn ſechstauſend Mann gegen den Ezelberg, wo droben Schwyz und Glarus kampffertig ſtanden, zu denen auch Kriegsvolk aus Uri und Unterwalden ſtieß.

Da geſchah es wunderbar in einer Nacht, daß über die Züricher, welche bei Pfäffikon lagen, plötzlich große Furcht kam, man wußte nicht woher. Und alle flohen in der Nacht mit Entſetzen auf zweiundfünfzig Schiffen über den See zurück nach Zürich. Die Kriegsvölker oben auf dem Ezel ſtiegen nun herab und verheerten und beſetzten das Land am See, und mahnten alle Eidsgenoſſen, gegen Zürich zu ziehen.

Das brachte die Stadt in Angſt und Verwirrung, da ſie ſich von aller Hilfe verlaſſen ſah, und ſie unterhandelte von Neuem und ließ ſich den Rechtsſpruch der Eidsgenoſſen gefallen. Nun mußte Zürich nicht nur allem Anſpruch auf Toggenburg entſagen, ſondern ſogar, zur Entſchädigung an Schwyz und Glarus, Land und Leute zu Pfäffikon, Wollrau, Hurden und andere Orte, Höfe und Rechte abtreten. Alſo machte ein Kanton Eroberungen von dem andern. Das geſchah in demſelben Jahr (1440), da Schwyz auf ehrenhaftere Weiſe durch Kauf von den wohlbegüterten

Herren von Moos das Dorf Merliſchachen am Waldſtätterſee erwarb, und Uri Anlaß gewann, das verlorne Livinerthal wieder zu bekommen. Es war nämlich geſchehen, daß einigen Urnern ſowohl zu Airolo, als Bellinzona, vertragsmäßige Gerechtigkeit verſagt worden war. Darüber ergrimmt, gingen die Urner Banner, wie ſie vom Ezelberg wieder zurückkamen, ſtracks über den Gotthard und beſetzten Livinen und Bellinzona ohne Widerſtand. Der alte Herzog von Mailand, nicht zum Kriege gerüſtet, mußte den Frieden theuer wieder kaufen und ließ dafür Livinen an Uri fahren.

Unterdeſſen war Herzog Friedrich von Oeſterreich, ein Enkel des bei Sempach erſchlagenen Leopold, Kaiſer geworden. Der hatte öffentlich geſagt, er gedenke noch den Schweizern alles Gut ſeiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Er ließ auch die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforſchen.

Solches vernahm der Bürgermeiſter Stüßi und der Rath von Zürich mit Vergnügen, denn ſie waren voller Zorn über die Eidsgenoſſen. Zürich, der Vorort des Schweizerbundes, hätte er ſeiner eigenen Kränkung großmüthig vergeſſen, hätte er jetzt gegen Oeſterreichs gefährliche Anſchläge mit edelm Muthe warnen können: in wie ehrwürdiger Majeſtät wäre ſeine Tugend den nachkommenden Geſchlechtern erſchienen und allen Eidsgenoſſen

damals! — Aber Zürich kannte nur die Rache, fühlte nur ſeine Wunden; ging dem Kaiſer nach; ſchloß heimlich böſen Bund mit ihm und vergaß die Eidsgenoſſen. Es mangelten große Seelen. Das ſchnöde Werk ward im Jahr 1442 vollbracht.

Wie es ruchbar wurde, ſchrien die Eidsgenoſſen alle gegen den Vorort: er habe den ewigen Bund verletzt. Und ſie ritten auf Tagen zuſammen und mahnten Zürich, vom öſterreichiſchen Bündniß loszulaſſen. Viel ward darüber eitel hin und her geredet. Zürich jedoch ließ nun nicht vom Kaiſer. Dieſer ſchickte ſeinen Hauptmann, den Thüring von Hallwyl, in die Stadt, die in deſſen Hand feierlich den Reichseid ſchwor, des Kaiſers Nutzen zu fördern und deſſen Schaden zu wenden. Auf des Hauptmanns Verlangen legten die Züricher auch die weißen Kreuze ab, das Unterſcheidungszeichen der Eidsgenoſſen in allen bisherigen Kriegen, und hefteten dagegen die rothen Kreuze, wie die Oeſterreicher trugen, auf ihre Röcke. Andere ſteckten den kaiſerlichen Adler auf und die öſterreichiſche Pfauenfeder.

Das ſchmerzte die Eidsgenoſſen bitterlich, das trieb den Grimm in die Bruſt alles Volks. Nun gab es Fluch und Mißhandlung, Todſchlag und Mordbrand her und hin. Endlich brach der Krieg ſämmtlicher Eidsgenoſſen gegen Zürich los.

## 24.

# Der Krieg aller Eidsgenoſſen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede.

(Vom Jahr 1143 bis 1450.)

Doch Zürich fürchtete ſich keineswegs, als die Eidsgenoſſen den Krieg anſagten; denn es hoffte auf des Kaiſers mächtige Hilfe. Auch waren ſchon durch Oeſterreichs Aufgebot, nebſt Thüring von Hallwyl, gar viele andere Ritter und Kriegsknechte, ſelbſt Wilhelm Markgraf von Baden, der Stadt mit Beiſtand zugeeilt. Man zählte der Oeſterreich über fünftauſend.

Nun hob der Kampf der Schweizer gegen Schweizer an. Bei Pfäffikon und Freienbach am Zürichſee ſtritten die Schwyzer glückhaft gegen der Züricher doppelt ſtärkere Zahl; nicht minder Luzern, Uri und Unterwalden auf der Höhe des Hirzel gegen die Züricher in den hohen Schanzen auf dem Berge. Die Bollwerke wurden erſtürmt und gebrochen; das koſtete viel edles Blut. Ich mag die Dörfer nicht zählen, die am See, und im Zuger- und Schwyzergebiet, und in den freien Aemtern mordbrenneriſch in Aſche gelegt wurden. Menſchenblut färbte alltäglich die Erde und allnächtlich die Feuerflamme den Himmel. Vergebens wehrte ſich tapfer die muthige Stadt Bremgar-

ten, weil ſie den Theil der Herrſchaft, welchen Zürich über ſie gehabt, nicht fahren laſſen wollte. Bremgartens Schickſal erſchreckte Baden, welches lieber unparteiſam geblieben wäre. Es öffnete den Eidsgenoſſen die Pforten. Weder der Thurm von Rümlang, noch die feſten Burgen von Grüningen und Regensberg konnten der Wuth der Eidsgenoſſen widerſtehen.

Endlich zogen dieſe, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, bei fünftauſend ſtark über den Albis; Itel Reding mit ihnen, gegen die Stadt Zürich ſelbſt. Und die Bürger und Oeſterreicher, zu Fuß und zu Pferd, ſtürzten den Kommenden wüthend entgegen, mit ihnen Bürgermeiſter Stüßi; Alles vor, über den Sihlſtrom. Auf den Wieſen, zwiſchen dem Dorfe Wiedikon und der alterthümlichen Kapelle St. Jakobs, ſtießen die ſchlachtluſtigen Haufen gegen einander, Tauſende gegen Tauſende, am 22. Heumonds 1443. Es ward ein erſchreckliches Geheul und Morden. Entſetzen kam über die Züricher, welche ohne Ordnung ſtritten, wie ſie ohne Ordnung ausgezogen waren. Nun flohen ſie verwirrt über die Sihlbrücke. Da ſtellte ſich Bürgermeiſter Stüßi, ehrwürdig durch ſein graues Haar und durch ſeinen Heldenmuth, mitten auf die Brücke und ſchwang die breite Streitaxt und rief: „Haltet, Bürger, haltet!“ — Aber Einer von Zürich ſchrie ihn an:

„Daß dich Gott's Wunden ſchänd'; dies Weſen haben wir allein von dir!“ und durchrannte ihn mit dem Spieß. Da fiel der Bürgermeiſter in ſeiner Rüſtung praſſelnd nieder. Ueber ſeinen Leichnam ſetzten Feind und Freund hinweg, der Vorſtadt zu. Die Pforten der innern Stadt verrammelten die Bürger; drauſſen ward geplündert von den Siegern. Dieſelben zerhieben des Stüßi Leichnam, zerriſſen ſein Herz mit Zähnen, ſalbeten mit dem Fett ſeines Bauches Schuh und Stiefel und warfen die Stücke des Leichnams in die Sihl. Ringsum brannten Häuſer und Dörfer. Die Flammen mußten leuchten, während die Sieger auf den Leibern erſchlagener Feinde ſaßen und mit einander zechten.

Dann rückten die Eidsgenoſſen belagernd vor Rapperswyl, wo in der Burg die Oeſterreicher lagen, die Berner eben ſo vor Lauffenburg. Beide Orte aber hielten feſt. Hingegen die Burg von Greifenſee, als ſie berannt war, mußte fallen. Sechsundzwanzig Tage lang hatte ſie Hans von der Breitenlandenberg, den man den Wildhans hieß, mit wenigen Leuten heldenmüthig behauptet. Das koſtete dem Itel Reding und ſeinen Eidsgenoſſen viel. Darum waren dieſe ſo erbittert, daß ſie den Tod des Wildhans und ſeiner Helden begehrten, als ſich dieſelben auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. „Alle, Alle,“ ſchrie das wilde Kriegsvolk,

„müſſen ſterben, und die Greifenſeer dazu!“ — Hauptmann Holzach von Menzingen am Zugerberg ſchrie: „Eidsgenoſſen, fürchtet Gott! Schonet unſchuldiges Blut! Beflecket die Ehre der Eidsgenoſſen nicht!“ — Aber Itel Reding, der Landammann, rief: „Dieſer Menſch denkt öſterreichiſch! Sie müſſen ſterben, durchaus, Alle bis auf die Greifenſeer.“ Da brüllten ihm die blutgierigen Haufen Beifall. Umſonſt flehten Greiſe, Männer, Väter, Mütter, jammernd um Gnade. Reding winkte. Der Kreis ward geſchloſſen. Der Scharfrichter von Bern trat herein mit dem Schwert. Muthvoll ſtarb der Wildhans. Nach ihm fiel mehrerer Andern Haupt. Der Scharfrichter hielt inne und ſah nach dem Itel Reding, als flehe er um Gnade für die Uebrigen. Da fuhr ihn Reding ergrimmt an und ſprach: „Butz und Bentz mit einander! Thuſt du deines Amtes nicht: ſo ſoll's ein Anderer an dir ſelbſt verrichten!“ Nun fielen die Häupter des Felix Ott, des Hans Eſcher von Zürich und der Uebrigen. Als der Fünfzigſte ſank, war es ſchon Nacht. Da ließ Reding Fackeln von brennendem Stroh bringen und leuchten. Als der Sechszigſte ſtarb, ging Reding von der ſchaudernden Menge hinweg.

Nach dieſem traten die Eidsgenoſſen mit zwanzigtauſend Mann abermals vor Zürich und bela-

gerten ſechszig Tage lang die Stadt (im Sommer 1444). Mannhaft wehrten ſich die Züricher. Ihrer anfangs ſechszehn, welche ſich die Böcke hießen, hatten eine Kriegsgeſellſchaft zuſammengeſchworen, und ſtifteten den Eidsgenoſſen viel Uebels auf Streifzügen.

Auch der öſterreichiſche Adel im Aargau blieb für Zürich nicht müßig. Thomas von Falkenſtein, Landgraf im Buchsgau und Sisgau, um den Bernern zu ſchaden, ſchickte zwei ſeiner Leute, die ſollten die Stadt Aarau nächtlicherweile anzünden. Als dies mißlang, ritt er mit den Herren von Baldegg durch die Stadt Brugg und ſagte: „Wir kommen aus dem Lager von Zürich und reiten nach Baſel, dort den Herrn Biſchof zu holen, um Frieden ſchlieſſen zu helfen.“ — In der zweiten Nacht darauf pochte er wieder ans Stadtthor und rief: „Wir bringen Friede. Hier iſt der Herr von Baſel. Thut auf!“ und ließ zwei Knechte in der Farbe von Baſel neben ſich ſehen. Als nun der betrogene Wächter die Stadtpforte öffnete, drang der Falkenſtein mit vierhundert Reitern herein, plünderte die Stadt, und ließ den Schultheiß Effinger, die Rathsherren und vornehmſten Bürger fangen und zuſammenſperren. In der Frühe des folgenden Tages wollte er ſie alle enthaupten laſſen. Doch ſchon war Geſchrei von der That durchs Land gedrungen. Die Bauern erho-

ben ſich rings. Falkenſtein ließ die Stadt anzün-
den, die Gefangenen fortführen. Unweit Brugg
im Eichwalde ſollten ſie enthauptet werden. Als
aber Hans von Rechberg, einer ſeiner Frevelge-
hilfen, für ihr Leben bat, wurden die Gefange-
nen nach Laufenburg gebracht und heimlich im
Thurm auf dem Felſen am Strom verwahrt, daß
Niemand wußte, wo ſie waren. Aber Bürgi
Küffer ließ ſich vom Thurm an einem Seil von
Bettgewand herab, ſprang in den Strudel des
Rheinſtroms, entkam und entdeckte Alles. Da lö-
ſeten die Frauen zu Brugg ihre Männer mit ſchwe-
rem Geld aus des Feindes Gewalt. — Rächend
zerſtörten die Solothurner und Berner des Fal-
kenſteiners Schloß Gösgen, und Farnsburg
berannten ſie nebſt andern.

Unterdeſſen war Zürich belagert, in Noth. Der
Kaiſer, in anderweitigem Krieg, konnte nicht hel-
fen. Er rief den König von Frankreich um Hilfe
gegen die Schweizer. Der König von Frankreich
hatte zu dieſer Zeit das Land voll zuchtloſen Kriegs-
geſindels; darunter waren viel Engländer und An-
dere, welche unter Anführung des Grafen von
Armagnak gegen ihn geſtritten hatten, bis ſie
beſiegt waren. Die ließ der König alle ſammeln,
gab ihnen Feldherren, und unter Anführung ſei-
nes eigenen Thronerben, des Dauphins Ludwig,
ſchickte er dreißigtauſend Armagnaken gegen die

Eidsgenoſſen zur Hilfe von Zürich. Die kamen und zogen auf Baſel zu, als die Solothurner, mit denen auch Berner, Luzerner und Basler waren, noch belagernd vor der hohen Veſte Farnsburg ſtanden. Dieſe ſandten alsbald Eilboten ins Lager vor Zürich, Hilfe zu begehren, denn der Armagnaken wären gar viel. — „Sind's doch nur arme Gecken!“ ſagten die vor Zürich, und ſchickten einsweilen nur ſechshundert Mann zur Verſtärkung nach Farnsburg.

Wie man nun hier vernahm, der welſche Feind liege ſchon unweit Baſel auf den Feldern bei Münchenſtein, zogen neunhundert von denen, die vor Farnsburg ſtanden, und die ſechshundert Neuangekommenen dahin. Am 26. Auguſt des Jahres 1444 in der Morgenfrühe fanden ſie vor dem Dorfe Prattelen viele Tauſend Armagnaken; die trieben ſie im mörderiſchen Kampf in die Schanzen bei Muttenz zurück, und aus den Schanzen in den Strom der nahen Birs.

Von den Thürmen ihrer Stadt ſahen die Bürger von Baſel die kleine Schweizerſchaar dem übermächtigen Feind entgegenrücken. Dreitauſend Basler rückten aus, die Schweizer an ſich zu ziehen und in die Stadt aufzunehmen; doch konnten ſie nicht dazu gelangen. Die Eidsgenoſſen durchſchwammen die Birs, kamen zum jenſeitigen Ufer, wo das Geſchütz umſonſt gegen ſie donnerte, und

die ganze Macht des Feindes ſtand. Sie drangen, gleich Würgengeln, in die unzähligen Schaaren ein. Zwar ſie wurden getrennt, aber fochten fort, fünfhundert auf einer freien Au, die übrigen hinter der Gartenmauer des Siechenhauſes bei St. Jakob. Grimmig, wie Löwen, kämpften die auf der Au, bis Mann an Mann über den Leichen zahlloſer Feinde Leichen wurden; grimmig, wie Löwen, kämpften die hinter der Mauer; dreimal ſchlugen ſie den Sturm zurück; zweimal machten ſie ſelbſt den Ausfall; die Mauer ſtürzte, Siechenhaus und Kapelle brannten. Alle Eidsgenoſſen ſtarben hier heldenhaft. Neunundneunzig wurden in den Kellergewölben erſtickt gefunden. Aber der Feinde lagen mit ihren Roſſen von Prattelen bis St. Jakob Tauſende neben Tauſenden.

Als am Ende der zehnſtündigen Schlacht Ritter Burkhard Münch, Herr zu Auenſtein und Landskrone, der Eidsgenoſſen Feind, mit andern Rittern über das Wahlfeld ritt und über die Leichen der Schweizer, ſprach er fröhlich: „Nun bad' ich in Roſen!“ Da rief unter den Todten, ſich aufrichtend, Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß dieſe Roſe!“ und zerſchmetterte mit einem Steine tödtlich des Burkhards Stirn.

Anderthalbtauſend Eidsgenoſſen waren bei St. Jakob mit unſterblicher Ehre gefallen. Nur zehn Männer von ihnen retteten das Leben durch Flucht.

Die ſind im ganzen Schweizerland verſchmäht und verſtoßen worden, weil ſie mit den Helden nicht den ſchönen Ruhm und den ſchönen Tod getheilt hatten, wie Schweizer ſollen.

Da ſtand Ludwig, der Dauphin, auf dem Felde der Leichen ſtill und wagte nicht weiter zu gehen. Denn er hörte, die Eidsgenoſſen hätten die Mauern Zürichs verlaſſen, ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden. „Auf Ehre, ein härteres Volk iſt nie gefunden!“ ſchrie er: „Ich will ſie nicht weiter verſuchen!“ — Und er ſchloß voll Ehrfurcht vor ſo großer Tapferkeit mit ihnen zu Enſisheim einen Frieden.

Aber der innere Krieg gegen Zürich, Oeſterreich und deſſen Adel dauerte fort. Baſel ſtand nun herzhaft und offen ebenfalls zu den Eidsgenoſſen, half im Kampf und vertrieb aus der eigenen Stadt alle Adeliche, welche den Armagnaken Rath und Hilfe geleiſtet hatten. Es zog darauf mit Bernern und Solothurnern nach Rheinfelden. Die Stadt dachte eidsgenöſſiſch, aber in der Burg auf dem Stein im Rhein lagen noch Hans von Falkenſtein, Hallwyl und viele Edle mit den Oeſterreichern. Jene entwiſchten des Nachts; die Burg ward gebrochen. — Auch Rapperswyl litt neue Belagerung; die Stadt war ſehr feſt. Hans von Rechberg und die Züricher halfen ihr ſtark. Doch bei Wollrau wur-

den dieſe von den Schwyzern und Luzernern aufs Haupt geſchlagen in heller Winternacht (16. Dezember 1445). Blutiger noch war folgenden Jahres (6. März 1446) die Niederlage der Oeſterreicher, als ſie, Hans Rechberg der Kriegsheld mit ihnen, ſechstauſend Mann ſtark, bei Ragaz ins Schweizerland einbrechen wollten. Eilfhundert Eidsgenoſſen aus allen Kantonen erfochten den entſcheidenden Sieg, der den Frieden herbeiführte.

Der Kaiſer, in viel andere Händel verwickelt, haßte dieſen Krieg, bei dem er keinen Ruhm erwarb. Zürich und die Eidsgenoſſen, ſeit Stüßi gefallen, auch Jtel Reding geſtorben war, näherten ſich einander wieder von ſelbſt. Zwar ward noch hin und her geſengt und gebrennt, aber doch fleißig unterhandelt, bis endlich am 13. Heumonds 1450 durch den Schultheiß von Bern, Heinrich von Bubenberg, der ſchiedsrichterliche Spruch geſchah: „Zürich ſoll dem Bunde mit Oeſterreich entſagen und ſein ihm von den Eidsgenoſſen entriſſenes Gebiet wieder empfahn, mit Ausnahme des früher eingebüßten Landſtrichs am obern See." — Toggenburg aber überlieſſen alle Parteien einem Verwandten des verſtorbenen Grafen, dem Freiherrn von Raron, der es nachher an den Abt von St. Gallen (1469) verkauft hat.

## 25.

## Rheinfelden wird verwüſtet; Freiburg ſavoiiſch; der Thurgau zur gemeineidsgenöſſiſchen Vogtei.

(Vom Jahre 1450 bis 1468.)

Wie die Eidsgenoſſen noch über den Frieden unterhandelten, begab ſich eine unerhörte Gräuelthat. Die ſchweizeriſchgeſinnte Reichsſtadt Rheinfelden, einſt an Oeſterreich verpfändet, dann wieder ans Reich gebracht, ſtand unter Baſels, Berns und Solothurns Obwacht. Jeder dieſer Orte hatte zum Zeugniß deſſen nur einen Wachthabenden in der Stadt. Man beſorgte nichts Arges. Allein Ritter Wilhelm von Grünenberg, dem zu Gunſten Oeſterreich ſein Pfandrecht von der zerſtörten Burg auf die Stadt übergetragen hatte, wäre gern im Beſitz der Stadt geweſen. Er beredete den Hans von Rechberg, ſie ihm durch Liſt zu erobern. Auch Thomas von Falkenſtein, der Mordbrenner von Aarau, der Urheber der Brugger Mordnacht, war ſogleich bereit, ebenfalls Hilfe zu leiſten.

Eines Morgens (im Wintermonat 1448) unter dem Gottesdienſt landete zu Rheinfelden ein mit Holz beladenes Schiff, das den Rhein herabkam, vor der Stadt; darauf waren einige Män-

ner in langen grauen Röcken, ſagten: ſie kämen von der gnadenreichen Mutter Gottes von Einſiedeln als Pilgrime; wollten hier zu Mittag ſpeiſen. Wie ſie aber unterm Thor ſtanden, warfen ſie plötzlich die Röcke ab, ſtanden im Panzer da, hieben Wächter und Zöllner nieder; hundert und zwanzig Bewaffnete ſprangen unter dem Holze des Schiffes hervor, mordend in die Stadt hinein; von der Landſeite, durchs aufgeriſſene Thor, kam Grünenberg dahergeſprengt mit Sechshunderten, die im Hinterhalt gelauert hatten. Was ſie in den Gaſſen fanden, ſtachen ſie nieder; die Häuſer plünderten ſie aus, ſchändeten mit allen Gräueln; trieben Männer, Weiber, Kinder fort, die zogen arm und elend nach Baſel, wo ſie im Spital und in den Herbergen mitleidiges Obdach fanden.

Doch die Baſeler thaten noch mehr. Sie rückten mit ſtarken Rächerſchaaren aus ihren Thoren, ſchlugen den Rechberg und Falkenſtein bei Heſingen aufs Haupt und brannten dem adelichen Raubgeſindel viele Burgen aus. Als aber bald darauf, durch den Friedensſchluß, Rheinfelden wieder an das Haus Oeſterreich zurückgegeben ward und die Adelichen aus dieſer Stadt gehen mußten, nahmen dieſelben Räuber alles Hausgeräth mit ſich, zerſchlugen Fenſter, Thüren, Oefen, und lieſſen die öden Gemauer zurück.

Ein großer Theil des Schweizerlandes war

durch den langen Krieg verwüſtet. In den Städten lagen Gewerb und Handel nieder; in den Dörfern der Landbau vernachläſſigt. Den Zürichern hatte der eitle Kampf eine Million und ſiebenzigtauſend Gulden gekoſtet. Sie trieben ihr Geld ein, wo ſie ausſtehendes hatten. Da Kaiſer Siegmund ihnen die Grafſchaft Kyburg verpfändet hatte und ſie nicht einlöſen konnte, gab Oeſterreich ihnen, gegen Erlaſſung der Schuldſumme, die Grafſchaft eigenthümlich.

Zwiſchen Bern und Freiburg war bitterer Haß aus der Kriegszeit geblieben, denn Freiburg hatte ſich allezeit öſterreichiſch gegen Bern und die Eidsgenoſſen bewieſen. Freiburg, nachdem es von den Herzogen von Zähringen, ihren Erbauern, an die Erben von Kyburg gekommen, war durch dieſe an das Haus Oeſterreich verkauft worden. Darum hatte es gern zu Oeſterreich gehalten. Und darum half Bern dem Herzog von Savoien, als dieſer mit der Stadt in mancherlei Zerwürfniß gerieth und ſie bekriegte.

Nach wiederhergeſtelltem Frieden gab Oeſterreich den Freiburgern aber ſchlechten Lohn der Treue, behandelte ſie hart, entſetzte eigenmächtig ihre Schultheißen und Räthe, zahlte empfangene Vorſchüſſe nicht zurück, und machte den Marſchall Thüring von Hallwyl zum Hauptmann der Stadt, der da unmäßige Gewalt übte. Das ent-

fremdete der Bürger Herz. Nun wurden Verſchwörungen und Unruhen rege; nun ſann das Volk, Oeſterreichs Joch abzuſchütteln. Deß freute ſich Bern, die Umſtände zu benutzen, und aus ſeiner Nachbarſchaft Oeſterreichs immer furchtbaren Einfluß zu entfernen. Nun kam auch der Herzog von Savoien, und begehrte von der erſchöpften Stadt zweihunderttauſend Gulden, die ſie ihm ſchuldig war. So übel ſtanden die Sachen, daß Oeſterreich wohl ſelbſt einſah, es könne Freiburg nicht länger behaupten, und es unterhandelte daher mit Savoien und ward bald einig mit ihm. Darauf gab Oeſterreich dem Marſchall von Hallwyl Befehl, Freiburg zu verlaſſen. Das verdroß den Hallwyl. Er ſagte: Herzog Albrecht werde ſelbſt in die Stadt kommen; man ſolle feierlichen Empfang bereiten, zu ihm alles Silbergeſchirr der Bürger ſchicken, damit er den Herzog zierlich bewirthen könne. Als er aber das Silbergeſchirr in Händen hatte, packte er es ein und ſchickte es heimlich fort. Dann ſtellte er ſich, dem Herzog entgegen zu reiten. Der Schultheiß und viele Rathsherren begleiteten ihn und ſeine Ritter. Aber eine Stunde vor der Stadt wandte er ſich um, gab dem Schultheiß eine Urkunde, worin Herzog Albrecht ſeinem Recht über die Stadt entſagte, ſetzte hinzu: „Euer Silbergeſchirr iſt der Preis eurer Freiheit. Gehabt euch wohl!“ —

Fort ſprengte Hallwyl, und die Freiburger ritten verwundert heim.

Nun neue Verwirrung und Unruhe. Das Landvolk war gegen die Stadt. Die Stadt hinwieder fürchtete unter Berns Herrſchaft zu fallen. Der Herzog von Savoien verlangte ungeſtüm von den Bürgern die Zahlung ſeiner Schuldforderung. Da gerieth der Rath von Freiburg in große Noth, und er begab ſich in die Oberherrſchaft und den Schutz des Herzogs von Savoien. Am 10. Brachmonat 1452 ward in St. Nikolaus Hauptkirche von Schultheiß, Rath, Sechszig, den Vennern, den Zweihundert und ganzer Gemeinde der Stadt und Landſchaft zum Herzog von Savoien geſchworen, welcher hinwieder der Stadt und Landſchaft uralte Rechte beſtätigte.

Unterdeſſen war im übrigen Schweizerlande auch nach geſchloſſenem Frieden wenig Ruhe. Das ewige Kriegen hatte das Herz der Leute gar ſehr verwildert. Der gemeine Mann wollte lieber fechten und Beute machen, als das Feld bauen, oder die Heerden hüten oder Gewerb treiben. War's im Lande ſtill, zog er ins Ausland, dem Schall der Trommeln nach. Da kam Einer und warb für deutſchen, ein Anderer kam und warb für welſchen Krieg. Die Herren aber und Obrigkeiten dachten immer auf neue Erwerbungen, wollten ſich Ruhm und Geld und Namen bei den Fürſten

machen, weil ſie ſich ſelbſt Fürſten ihrer Unterthanen zu ſein dünkten.

Als dies der König von Frankreich ſah, that er gar freundlich mit den Eidsgenoſſen, ſchloß mit ihnen nachbarlichen Bund (1453), und manche Hundert tapfere Schweizer zogen zu ſeinen Kriegshändeln. Alſo that auch der Herzog von Mailand, der den Urnern das Livinenthal auf ewig abtrat, und mit den Eidsgenoſſen über Durchpaß, Handelsfreiheit, Zölle und gutes Recht einen Vertrag oder ein Kapitulat (1467) ſchloß. Das waren die erſten Bündniſſe der Eidsgenoſſen mit dieſen Nachbarn, auf deren Feldern ſie nachher um Lohn ſo viel theures Blut vergieſſen ſollten.

Noch aber fehlte es nicht an andern Händeln. Die findet man immer mit Recht und Unrecht. Als die Stadt Straßburg den Zürichern klagte, wie der Raubgraf von Thengen die Straßburger Kaufleute plündere, waren die Banner von Zürich ſchnell auf zur Rache für ihre Freunde. Die Burgen der Räuber fielen. Zürich nahm Egliſau und Rheinau ein, und behielt als Erſatz ſeiner Koſten Egliſau und das Kloſter zu Rheinau im ſchweizeriſchen Schutz (im Jahr 1757). Straßburg lud Zürichs rüſtige, tapfere Jugend dafür zur Feier des Sieges= und Freundſchaftsfeſtes ein. Die Jünglinge fuhren zu Schiff die Limmath, Aar und den Rhein hinab gen Straßburg. Früh-

morgens fuhren ſie ab; mit ſich nahmen ſie den eben gekochten Hirsbrei und die noch heißen Brödlein, alles wohl eingewickelt. Und Abends in Straßburg landend brachten ſie Alles noch warm zum fröhlichen Gaſtmahl mit, zu zeigen, wie gar ſchnell Freunde bei Freunden ſein können.

Uebeln Ausgang hatte ein Jahr hernach ein Schützenfeſt zu Konſtanz. Da weigerte ſich ein Konſtanzer Herr, von einem Luzerner einen Berner-Plappart (29 Plappart machten einen Gulden) anzunehmen, und nannte die Münze der Schweizer verächtlich einen Kuh-Plappart. Erzürnt verließen alle Schweizer das Feſt. Bald kamen ſie furchtbar wieder aus allen Orten, bei viertauſend Eidsgenoſſen, und verwüſteten die konſtanziſchen Güter im Thurgau. Mit großen Summen mußte Konſtanz Frieden kaufen. Das hieß der Plappartkrieg.

Wie die Eidsgenoſſen von Konſtanz nach Hans zogen, baten unterwegs dreihundert Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden die Stadt Rapperswyl um Durchpaß und Nachtherberge. Man nahm die müden Männer freundlich auf. Denn die Bürger von Rapperswyl, wie treu ſie auch den Herren von Oeſterreich gedient, hatten doch von denſelben immer viel Mißhandlung ausſtehen müſſen. Darum waren die Bürger von Rapperswyl den Eidsgenoſſen gar hold geworden, bewir-

theten ſie gaſtlich, und in derſelben Nacht ſchloſſen Rapperswyler und Eidsgenoſſen ewige Freundſchaft, und unbekümmert um Oeſterreich trat Rapperswyl mit den drei Waldſtätten (1458), ſpäter auch mit Glarus (1464), in Schirmbund.

Als dies der Erzherzog Siegmund hörte, hätte er wohl Urſache zum Zorn gehabt. Aber er ward bald in andere Händel vergarnt, welche weit ſchlimmer waren, und die lieſſen ihm keine Zeit wider die Eidsgenoſſen. Ja, der Papſt zu Rom ſelbſt haderte mit dem Herzoge um Vielerlei, that denſelben in den Bann, und bot die Schweizer auf, ſich des noch in Helvetien übrigen öſterreichiſchen Gutes zu bemächtigen. Dieſe, welche wohl wußten, daß nicht nur der Papſt, ſondern auch der Kaiſer wider den Erzherzog ſei, ſtanden, Bern ausgenommen, mit ihren Schlachthaufen bald bereit und überzogen den Thurgau, welcher zu den ſieben Orten der Eidsgenoſſenſchaft, mit Vorbehalt ſeiner Rechtſame und Gerichtsverfaſſungen, ſchwören mußte. Dieſſenhofen vertheidigte ſich umſonſt für Oeſterreich tapfer. Alles Landvolk war für die Schweizer. Von der Zeit an blieben die Eidsgenoſſen (Appenzell und Bern ausgenommen) in den Rechten Oeſterreichs über Thurgau feſt. Bern und Schafhauſen empfingen Theil an der Schutzgerechtigkeit über Dieſſenhofen. Der Erzherzog, da er Alles hier verloren ſah,

verkaufte auch noch die Stadt Winterthur den Zürichern. So ward der weite, ſchöne Thurgau im Jahre 1460 Schweizergut.

Um dieſelbe Zeit litt Mühlhauſen, eine wackere Reichsſtadt im Elſaß, große Noth von dem feindſeligen, räuberiſchen Adel umher, und konnte faſt nicht mehr widerſtehen. Ein Müllermeiſter hatte ſeinem Knechte ſechs Plapparte vom Lohn abgezogen; der Knecht hatte ſich an einen Edelmann um Beiſtand gewandt; der Edelmann hub Zank mit der Stadt an. Daraus ward Fehde und Krieg. Nun rief Mühlhauſen zu den Eidsgenoſſen um Hilfe. Dieſe, der Stadt wohlgewogen, zeigten Ernſt und Nachdruck für ſie. Der Adel aber zog den Herzog Siegmund von Oeſterreich für ſich ins Spiel. So wüthete bald die Kriegsflamme, nach langen vergeblichen Unterhandlungen, von Neuem, von Schafhauſen bis Waldshut und Mühlhauſen. Viele Schlöſſer und Dörfer wurden dort öde, viele Menſchen erſchlagen. Die Eidsgenoſſen, überall ſieghaft, belagerten zuletzt Waldshut. Bern wollte dieſe Stadt mit Sturm nehmen und zur Vorfeſtung der Eidsgenoſſen gegen Deutſchland machen. Nicht alſo groß dachten die Uebrigen. Ungern ſchwieg Bern, als es ſah, wie die Miteidsgenoſſen Friedensvermittlung annahmen, gegen Entſchädigung ihrer gehabten Kriegskoſten. Der Friede zu Waldshut ward

geſchloſſen, wodurch Mühlhauſen und Schafhauſen gegen den Adel und Oeſterreich ſichergeſtellt wurden. Das geſchah im Jahre 1468, in welchem Herzog Siegmund auch den Eidsgenoſſen feierlich ſeine Rechte auf Thurgau abgetreten hat.

---

26.

## Verein der drei Bünde in Rhätien. Zwietracht in Bern. Anfang des burgundiſchen Krieges.

(Vom Jahre 1469 bis 1476.)

An allen jenen Kriegen und Unruhen, welche ſelbſt um eines Plapparts willen die Schweiz erfüllten, haben die Bündner im hohen Rhätien keinen Antheil genommen. Dieſe lebten damals in der erſten und unſchuldigen Liebe der Freiheit und des ewigen Rechts, das allen Menſchen gehört. Sie waren noch, wie die erſten Eidsgenoſſen, welche nicht das edle Kleinod der Freiheit für ſich wollten, ſondern es auch Andern gönnten; nur ihre Unabhängigkeit von Gewalt und Willkühr großer Herren und Fürſten begehrten, aber keine Unterthanen und Leibeigene zu erkaufen oder zu erobern verlangten, die von ihnen abhängig ſein ſollten. Um theures Geld machten ſich viele Thä-

ler im Oberbunde und im Gotteshausbunde, auch im Zehngerichtenbunde, von der Zinsbarkeit ihrer alten Oberherren los; ſie thaten es nirgends mit Gewalt und Aufruhr. Aber wenn die groſzen Herren gewiſſenlos den freien Landleuten und deren wohlerworbenem Recht das abgeſchüttelte Joch wieder auflegen wollten: dann ſtürzte das Volk mit den Waffen in der Fauſt und mit Löwengrimm in der Bruſt gegen die Feinde ſeines Rechts und Glücks, und ſiegte, gleich den erſten Eidsgenoſſen. Es liegen viel ſtolze Herren im Schamſerthal (1450) erſchlagen und begraben, die einen ſchwarzen Bund gegen die Enkel Johanns des Chaldars geſchworen hatten.

Um wider alle Anfechtungen ihrer Widerſacher recht ſtark zu ſein, und in ihrem Innern recht einträchtig zu bleiben, kamen die Boten aller Gemeinden und Gerichte der drei Bünde im Dörflein Vazerol zuſammen, im Mittelpunkte des Landes (1471). Da gelobten die drei Bünde, ewiglich zuſammenzuhalten für ihr Recht in Noth und Tod; gegen das Ausland zu ſtehen wie ein eigener Leib, und alljährlich ihre eigenen Sachen und Angelegenheiten zu richten und zu ſchlichten auf einem Bundestag. Der Tag ſollte abwechſelnd gehalten werden einmal im Gotteshausbund zu Chur, einmal im Oberbund zu Ilanz, einmal im Zehngerichtenbund zu Davos. Aber die Abgeordneten

auf dem Bundestage ſollten nicht alle Macht haben, zu thun, wie ſie wollten, ſondern nur das Recht zum Vorſchlag; Genehmigung oder Verwerfung ſtand dem ſelbherrlichen Volke in den Gemeinen zu. Im Streite zweier Bünde iſt der dritte Schiedsrichter; was zwei Bünde annehmen, dem folgt der dritte. So war die Einrichtung. Jede Gemeine beſaß ihr eigenes Recht und ihren Ammann; mehrere Gemeinen zuſammen hatten ihren Landammann und niedere und hohe Gerichtsbarkeit: darum hieß ſolch ein Verein von Gemeinen ein Hochgericht; mehrere Hochgerichte machten einen Bund aus, und drei Bünde bildeten nun den Freiſtaat in Rhätien. Das Volk überall wählte und ſetzte ſeine Obrigkeiten ſelbſt und nahm dazu ſeine rechtſchaffenſten Männer, zu denen es Vertrauen hatte.

Als ſolches im Bündnerland geſchah, die Eintracht zu befeſtigen, war das Gemeinweſen der Stadt Bern hingegen in Gefahr, durch Zwietracht großes Verderben zu leiden. Dieſe Stadt, einſt vom Herzog von Zähringen auf freiem Grund erbaut, und von freien Bürgern und rüſtigen Handwerkern bevölkert, hatte auch die in der Nachbarſchaft angeſeſſenen Gerichts- oder Twingherren zu Bürgern, alſo daß die Stadt die Rechte dieſer Herren auf ihrem Eigenthum in Schirm nahm, die Twingherren dagegen der Stadt in Allem als gute Bür-

ger halfen. Viele ſolcher vornehmen Geſchlechter ſaßen in der Stadt Rath, und waren dem Gemeinweſen durch Kenntniß, Tapferkeit und Vermögen von jeher erſprießlich geweſen. Durch Beiſtand derſelben hatte die Stadt ſchon viele Unterthanen erkauft oder erobert und in der Eidsgenoſſenſchaft großes Anſehen. Die gemeinen Bürger aber glaubten dennoch eben ſo viel zu gelten, als die vornehmen Geſchlechter der Twingherren; dieſe hingegen ſahen mit Stolz auf die Kürſchner, Metzger, Pfiſter und andere ehrbare Handwerker herab, und bildeten ſich thöricht auf Herkunft und adeliches Abſtammen Großes ein. Das reizte nur die Andern, dieſe zu demüthigen und herabzuſetzen, wo irgend Gelegenheit ward.

Alſo geſchah auch in dieſer Zeit wieder, als wegen unbefugter Handlungen eines Freiweibels in der Twingherrſchaft Worb große Spaltung der Meinungen im Rath zu Bern ward. Denn als der zur Strafe verfällte Weibel den großen Rath anrief, entzweiten ſich darüber die Twingherren, welche für ihre vertragsmäßigen Rechte zuſammenhielten und unparteiiſches Gericht begehrten, mit den übrigen Bürgern im großen Rath, an deren Spitze Peter Kiſtler, ſeines Gewerbs ein Metzger, ſtand. Aber die Twingherren wurden um ihre Rechte verurtheilt. Darum verlieſſen ſie Alle mit Weibern und Kindern die Stadt und gingen

auf ihre Erbgüter im Land. Und als Peter Kiſtler nachmals Schultheiß von Bern ward (1470), freut' es ihn, die Vornehmen zu demüthigen und ſie auch im Aeuſſern den gemeinen Bürgern gleichzuſtellen. Schultheiß, Räthe und Bürger von Bern erlieſſen darum eine ſtrenge Verordnung in Sitte und Kleidertracht. Als die Frauen und Töchter der Vornehmen hörten, ſie ſollten die langen Schleppen ihrer Kleider abthun, jammerten ſie, und ſtifteten ihre Männer auf, nicht zu gehorchen, denn die lange Schleppe ſei doch des Adels Kennzeichen. Darüber neuer Lärm, alſo daß ſelbſt die Eidsgenoſſenſchaft in Sorgen gerieth, und Vermittlung erbot. Das bewog den Rath zu Bern, die Streitſache nicht weiter zu treiben. Er ſetzte die Befolgung der Kleiderſatzung durch, der Adel wurde verbannt und gehorchte; ein löbliches Beiſpiel vaterländiſchen Sinns. Später (8. April und 17. Mai 1471) wurden mildere Sittengeſetze gegeben, aber ſtrenger gehandhabt. So gewannen die Berner innern Frieden.

Und daran thaten ſie gar wohl, denn bald kam die Zeit, daß geſammte Eidsgenoſſenſchaft großer Eintracht bedürftig wurde, wollte ſie nicht ein Raub Karls, des kühnen Herzogs von Burgund, werden. Dieſer war ein prächtiger, Ruhm und Herrſchaft liebender Herr, doch ungeſtüm zornig gegen Alles, was ihm zu widerſtehen wagte. Seine Lande

dehnten ſich von den Schweizergrenzen jenſeits des Jura und des Rheins, zwiſchen Frankreich und dem Rhein entlang bis zur Nordſee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit ſeinen Waffen ſogar vor Paris den König Ludwig XI von Frankreich erſchreckt. Dieſer haßte daher den kühnen Karl von Burgund und erweckte ihm immer neue Feinde. Der König wandte ſich auch mit vielen Schmeicheleien an die Schweizer, deren furchtbare Tapferkeit er, da er noch Dauphin geweſen, ſchon in den Feldern von St. Jakob kennen gelernt hatte. Er ließ es nicht an Geſchenken und goldenen Ketten für die Rathsherren in den Schweizerſtädten fehlen, daß ſie ihm gegen den Herzog hülfen. Auch der vertriebene Renatus von Lothringen ſprach ſie wehmüthig um Beiſtand an, und ſelbſt in Deutſchland der Kaiſer munterte ſie gegen Burgund auf. Sie hatten wohl nicht über den Herzog zu klagen, obgleich deſſen Landvogt Peter von Hagenbach fahrläſſig geweſen, wenn durch ſeine Leute ſchweizeriſche Kaufleute auf der Reiſe durch Burgund übel behandelt worden waren. Allein ſie widerſtanden den Bitten des Königs Ludwigs und ſeiner Freigebigkeit nicht länger, zumal die kriegsluſtige Jugend in den Schweizerſtädten nach neuen Heldenthaten dürſtete. Auch Oeſterreich, Lothringen und andere Herrſchaften

auf deutſchem Boden hatten ſich gegen Burgund vereint.

Alſo ſchloſſen die Eidsgenoſſen den franzöſiſchen Bund (1474) und fielen mit achttauſend Mann in Hochburgund raubend und brennend ein, und die Lothringer und Oeſterreicher desgleichen mit zehntauſend Mann. Zu den Eidsgenoſſen waren auch Basler, Freiburger, Schafhauſer, St. Galler geſtoßen. Die Alle hauſeten furchtbar, und wer von Grafen und Herren im Waatland burgundiſch war, der mußte ihre ſchwere Hand fühlen, ſo wie der Herzog von Savoien, der mit Karl dem Kühnen zuſammenhielt. Berner und Freiburger nahmen Murten, das mußte ihnen Gehorſam ſchwören. Weit, längs dem Lemanerſee, herrſchten die Waffen der Eidsgenoſſen. Viele Schlöſſer gingen in den Flammen auf rechts und links. In die Burg von Grandſon am Neuenburgerſee legten ſie Beſatzung. Auch die Walliſer traten zu ihnen und halfen gegen die große Macht des feindlich gewordenen Savoiens.

Wie nun die Schweizer im vollen Kampf ſtanden für den franzöſiſchen König und den Kaiſer in Deutſchland, wurden ſie unvermuthet von beiden verlaſſen durch ſchweren Wortbruch. Zuerſt machte der Kaiſer Frieden mit dem Herzog von Burgund, und zwölf Wochen ſpäter ſchloß der König von Frankreich ebenfalls auf viele Jahre mit ihm Waf-

fenſtillſtand (1475). Er hatte doch den Schweizern gelobt, ihnen beizuſtehen gegen den Herzog; nun geſtattete er dieſem ſogar freien Zug durch ſein Gebiet gegen die Eidsgenoſſen. Denn wider die Eidsgenoſſen war Karl der Kühne am meiſten ergrimmt; die wollte er nun beugen und ſtrafen. Er hatte eine einzige Tochter, welche die Erbin ſeines ganzen Landes war; mit dieſer und ihrem Reichthum hatte er den König und den Kaiſer geblendet. Er wußte dem Einen wie dem Andern Hoffnung zu machen, er werde ſeine Erbtochter deſſen Sohne vermählen. Doch war's ihm kein Ernſt damit.

Als er nun freie Hand gewonnen, warb er ſtarkes Kriegsvolk in ſeinen Landen, und in Frankreich und Italien. Da erſchracken allerdings die verrathenen Eidsgenoſſen, und ſandten zwei Geſandtſchaften ihm entgegen, Frieden und ausſchließlichen Bund ihm anzutragen und jede Genugthuung zu leiſten. Er jedoch verſchmähte ſtolz ihr Anerbieten und zog von Beſançon herauf über das Juragebirg mit ſechszigtauſend Mann und größer Macht gegen Grandſon, daß ſie ſeine Rache fühlten. Es war im März 1476.

27.

## Ausgang des burgundiſchen Kriegs. — Freiburg wird frei.

(Vom Jahr 1476 bis 1477.)

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von ſeinen Leuten ſchon die Stadt Iferten, mit Hilfe verrätheriſcher Bürger, erobert; nur im Schloſſe noch trotzte eine verwegene Bernerſchaar ſeiner ganzen Macht. Und als er vor Grandſon erſchien, widerſtand auch da die ſchwache Beſatzung ſeinem Grimm unerſchrocken, und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beſchoſſen ward. Unwillig, daß er vor dieſer elenden Veſte zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerſtänden, wolle er ſie nach Einnahme des Schloſſes alle henken laſſen. Da entſank Vielen der Muth, und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerſt. Nun kam zu ihnen ein burgundiſcher Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutſch, belobte ihren Heldenmuth, ſagte, der Herzog ehre denſelben, und verhieß ihnen im Namen des Fürſten freien Abzug, wenn ſie von ihrer unnützen Tollheit abſtänden. Sie lieſſen ſich auch bereden, und nachdem ſie dem Burgunder, als ihrem Ver-

mittler, dankbar hundert Gulden Geſchenk gegeben, zogen ſie getroſt aus der Burg. Der Herzog aber ließ ſie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhenken, mehrere Hundert, Andere aber grauſam an Seilen im Waſſer herumzerren, bis ſie ertranken.

Da eilten die Eidsgenoſſen, zwanzigtauſend an der Zahl, gegen Grandſon, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal ſo großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1476) zeigten ſich ſchon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwiſchen dem Ufer des Neuenburgerſees, und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geſchah ihr Angriff. Feſtes Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrnen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von dieſem Vortrab auf dem Blutfelde der ſchwere Kampf Stunden lang geſtritten: da erſt zeigte ſich im Glanze der Nachmittagsſonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenoſſen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schafhauſen. „Was iſt das für ein Volk?“ ſchrie der Herzog. „Das ſind nun die Männer, vor denen ſchon Oeſterreich floh!“ antwortete der Herr von Stein.

„Weh!" rief der Herzog: „Es haben uns ſchon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was ſoll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?" Und Schrecken überfiel ſein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von friſchem begann. Umſonſt ſtämmte ſich der Fürſt ſeinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt ſie nicht, ſie riſſen ihn mit ſich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidsgenoſſen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandſon die Erhenkten an den Bäumen ſahen, ſtürmten ſie ergrimmt hinauf ins Schloß. Zitternd ergaben ſich drinnen die burgundiſchen Krieger. Doch ſchier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehenkt.

Tauſend Menſchen hatte der kühne Karl verloren, und ſein ganzes Heerlager dazu voller Pracht und Koſtbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck ſelbſt, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelſteinen und Perlen, fiel in der Eidsgenoſſen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landſtraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, deſſen Werth er nicht kannte, den er anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Prieſter um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtauſend Dukaten in die dreifache Krone

des Papſtes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köſtlich war die eroberte Beute!

Karl inzwiſchen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lauſanne zurück ins Schweizerland. Bei Lauſanne muſterte er ſein gewaltiges Heer ſchon im April; dann zog er den Ufern des Neuenburger-Sees zu, und von da gegen Murten. Hier leiſtete Hadrian von Bubenberg mit ſechshundert Tapfern und den Männern der Stadt beſſern Widerſtand, als einſt Grandſon. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenoſſen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zuſammen. Schon war Murten in großer Noth, ſchon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und ſeiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenoſſen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandte aus Biel, den Städten des Elſaßes, von Baſel, St. Gallen und Schafhauſen. Die rückten vor. Ihnen nach auf böſem Wege, bei böſem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganſer. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur

wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blaſen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häuſern ſtanden Tiſche mit Speiſen für die Krieger. In finſterer Nacht bei Sturm und Regen zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten ſich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenoſſen. Die Eidsgenoſſen aber waren kaum vierunddreißigtauſend Mann ſtark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit ſeinem Heer betend auf die Knie. Und wie ſie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald ſchwenkte Hans von Hallwyl ſein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidsgenoſſen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!“ So rief er. Es war der 22. Brachmonats. Nun donnerte das Geſchütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte ſchweren Streit; doch er beſtand ihn ſo lange, bis Kaspar von Hertenſtein, der greiſe Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erſchien. Dahin hatte ihn Hallwyl

auf Umwegen geſandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tauſende fochten, Tauſende fielen, Tauſende flohen. Der Herzog ſah Alles verloren, und ſprengte davon auf ſchnellem Roſſe, ſtumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genferſee. Fünfzehntauſend der Seinen lagen erſchlagen vom Murtnerſee bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Waſſer und in den Sümpfen des Ufers unter, die ſich da retten wollten. Die Uebrigen wurden verſprengt; alle feindliche Gezelte, Koſtbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöſchten Kalks und bedeckte ſie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, den Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidsgenoſſen zu fürchten, wenn ſie einträchtig ſtehen.

Nun konnte Herzog Renatus von Lothringen triumphiren, den Karl vormals aus dem Lande getrieben. Renatus machte dem gedemüthigten Feinde bittern Krieg, und nahm ihm die Stadt Nancy wieder. Auch bat er, furchtbarer zu ſein, um ſechstauſend Mann Hilfe von den Schweizern; die ſandten ihm achttauſend, mit ihnen den Hans Waldmann, den Siegesheld von Murten. Als dieſe auszogen zum Heere des Renatus, erſchien

auch Karl der Kühne ſchon wieder in neuer Macht, und beſtürmte Nancy mit großer Gewalt. Darum eilte Renatus mit ſeinen Kriegsvölkern und den Schweizern, die hartbedrängte Stadt zu retten. Bei Nancy entbrannte alsbald die Schlacht am 5. Jänner 1477. Aber Karls Kriegsheer war muthlos. Der Anführer ſeines Vortrabs, Graf Cola Campobaſſo, ging ſogar, ſtatt anzugreifen, verrätheriſch zum Renatus über. Zahlreicher war die Macht des Renatus an Kriegern, und ſtärker durch Muth, als Karl. So ward dieſer bald beſiegt, und, als er floh und mit ſeinem Roſſe in einen leicht überfrornen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erſchlagen. Fünfhundert ſeiner Edeln und Ritter lagen um ihn, Tauſende ſeiner Krieger bedeckten mit ihren Leichen das Wahlfeld. So ſtarb der furchtbare Feind der Eidsgenoſſen.

Nun bemächtigten ſich die Feinde Karls ſeiner Lande. Die Stände von Hochburgund aber ſandten an die Eidsgenoſſen und baten um Frieden, ja ſie wünſchten ſich mit dem Bunde der Schweizer zu vereinigen. Bern, ſtaatsklug und großſinnig, ſprach für ihre Aufnahme in den Bund: „Hier iſt gegen Frankreich fortan eine ſtarke Vormauer am Jura und den Vogeſen für uns Eidsgenoſſen!“ — Aber die andern, zumal die kleinern Kantone, widerredeten. Sie fürchteten durch ſolche Ausdehnung des Bundes zu ſehr in fremde

Kriege verwickelt, oder, neben der Größe ſo vieler andern Kantone, unſcheinbar gering zu werden. Alſo mußten die Burgunder ihren Frieden nur mit hundert= und fünfzigtauſend Gulden von den Eidsgenoſſen kaufen. Erzherzog Maximilian von Oeſterreich aber bekam Hochburgund im Frieden mit der Hand Maria's, der Tochter Karls des Kühnen. Und Oeſterreich ſchloß mit Zürich, Bern, Luzern, Uri und Solothurn, zu gegenſeitigem Schutze und ewigem Frieden, einen Erbverein, dem bald auch Unterwalden, Schwyz, Zug und Glarus beitraten. In dieſem Verein that Oeſterreich Verzicht auf Alles, was die Eidsgenoſſen je dem Hauſe Habsburg entriſſen hatten, und beide Theile gelobten ſich Beiſtand gegenſeitig in der Noth.

Auch mit dem König von Frankreich ward Bund gemacht, und ihm Werbung bei den Schweizern für ſeine Kriegsheere geſtattet. Dafür ſtreute er viel Geld und Geſchenke und Jahrgehalte in der Schweiz aus. Da warben die Landvögte, Junker und Rathsherren rüſtige Mannſchaft für den König, und bereicherten ſich als Hauptleute und Oberſten von ſeinen Gaben und ſeinem Solde, und dafür verſpritzten ſie in fremden Landen edles Schweizerblut.

Es war aber zu dieſer Zeit im Schweizerland viel müßiges Volk, hatte im Kriege Zucht, Sitte

und Arbeitſamkeit verlernt, und wollte lieber raufen und rauben. Viele liefen auf eigene Gefahr zur Reiſe in auswärtige Kriege, und dieſes Reislaufens ward kein Ende. Viele legten ſich auf unnütze Händel und Räubereien im Vaterlande. Andere trieben andern Unfug. In Zug ſprachen ſie beim Wein und Spiel zur Faſtnachtszeit von der ungleich getheilten Burgunderbeute, und daß die großen Hanſe zu Bern und Freiburg wohl das Beſte für ſich behalten hätten. Und ſie ſchworen zuſammen, auszuziehen und Rechenſchaft zu fordern, und hießen ſich die Bande vom tollen Leben. Mit Luſt und Lachen, Alle bewaffnet, zogen ſie durch Städte und Länder der Schweiz, und überall ihnen frohe Jugend zu, um die aus dem Burgunderkriege noch vernachläſſigte Brandſchatzung von Genf zu holen. Sie thaten Niemandem Leids, zahlten, was ſie verzehrten. In Bern waren ſie ſiebenhundert, in Freiburg zweitauſend ſtark. Solche Unordnung verurſachte Furcht. Die Obrigkeiten mahnten ihre Unterthanen ab, ſich nicht mit unerlaubten Bewaffnungen zu vereinigen. Es wurden Tagſatzungen gehalten. Man beſänftigte die Jünglinge der tollen Bande mit freundlichen Worten; doch wurden ſie nicht eher zur friedlichen Heimkehr vermocht, bis Genf und Lauſanne die Summen der rückſtändi-

gen Brandſchatzungen gegeben. Da gingen Alle auseinander.

Bern ſchloß um dieſelbe Zeit auch Frieden und Bund mit Savoien, gab dieſem das verpfändet geweſene Waatland zurück, und behielt nur Aelen; aber bewirkte dagegen, daß Freiburg wieder, als freie Stadt des römiſchen Reichs, von Savoien (23. Auguſt 1447) unabhängig erklärt ward. Denn Bern wollte einen ſolchen Waffenplatz Savoiens nicht ſo nahe dulden. Freiburg übernahm dafür, zum Löſegeld ſeiner Freiheit, einen großen Theil der ſavoiiſchen Landſchuld.

---

## 28.

## Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich.

(Vom Jahr 1478 bis 1489.)

Weit nun, in Thälern und Bergen, in Städten und Ländern der Eidsgenoſſen, lebte das Volk voll kriegeriſchen Trotzes. Seit der Herzog von Burgund in einer Schlacht ſeine Schätze, in der zweiten ſein Heer, in der dritten das Leben verlieren müſſen, fürchtete der Schweizermann Niemanden mehr. Drum ward des Kriegens kein Ende.

Eines Tages hatten mailändiſche Unterthanen Bauholz in einem Walde der Liviner gefällt. Sogleich liefen junge Leute aus Uri über den Gotthard und beraubten und mißhandelten dafür die Unterthanen von Mailand in benachbarten Dörfern. Uri, ſtatt dieſe junge Mannſchaft zu ſtrafen, nahm ſie in Schutz, kündete den Mailändern Krieg an, und bot die Eidsgenoſſen auf zum Beiſtand. Die Eidsgenoſſen ſahen der Urner Unrecht, wollten vermitteln, aber auch die Urner in der Noth nicht fallen laſſen. Alſo ſchickten ſie Kriegsvolk auf den Augenblick in der Noth.

Als der Herzog von Mailand ſolches ſah, ſandte er den Graf Borelli mit ſtarker Macht am Teſſin herauf. Beim Dorf Giornico lag der Vortrab der Schweizer; es waren nur ſechshundert Urner, Luzerner, Schwyzer und Züricher; die andern Eidsgenoſſen, ihrer gegen zehntauſend, waren noch weit zurück. Borelli wollte mit ſeiner auserleſenſten Mannſchaft auf Giornico. Es war aber mitten im Winter. Die Schweizer leiteten das Waſſer des Teſſin vor ſich über die Wieſen, daß er zur Eisdecke fror; dann legten ſie Fußeiſen an. Wie die Mailänder furchtſam über die ſchlüpfrige Eisfläche heraufkamen, ſtürmten feſtes Fußes die Schweizer gegen ſie her (28. Chriſtmonds 1478). Da hatten die Wenigen leichtes Spiel gegen die Menge, welche nicht auf den

Beinen ſicher ſtanden. Friſchhans Theilig, der Luzerner Hauptmann, ward mit ſeinem guten Schwert der Todesengel der Mailänder. Dieſe flohen mit Entſetzen, Fünfzehntauſend vor Sechshunderten. Ihr Blut färbte den Schnee bis Bellinzona roth; über anderthalb Tauſende wurden erſchlagen. Dieſe faſt unglaubliche Kriegsthat machte den Namen der Schweizer durch ganz Italien berühmt. Mailand erkaufte den Frieden, zahlte Entſchädigungen, und anerkannte, daß Livinen nebſt dem Thal Brugiasco als ewiges Lehen bei Uri bleiben ſolle, gegen jährliche Entrichtung einer dreipfündigen Wachskerze an den Dom von Mailand.

In den meiſten Kriegen, beſonders gegen Burgund, hatten die Städte Solothurn und Freiburg ſich wacker für die Eidsgenoſſen geſchlagen. Darum bemühte ſich Bern, dieſe Städte in den Bund der Eidsgenoſſen zu bringen. Die freien Landleute hingegen in Uri, Schwyz und Unterwalden waren ſehr dawider. Sie fürchteten, die Städte, denen ſie in feiner Bildung und Kenntniß nachſtänden, und die nur immer auf Vermehrung ihrer Gebiete und Unterthanen dachten, würden am Ende Meiſter ſein, und den ganzen Bund nach ihrem Willen und Vortheil lenken. Wegen dieſer Eiferſucht und Furcht wollten ſie die Zahl der Herrſcherſtädte nicht im Bunde

vermehrt ſehen. Die Städte hinwieder hatten ganz andern Argwohn gegen die freien Länder. Gleich nach den Unordnungen der Bande vom tollen Leben hatten Zürich, Bern und Luzern unter ſich und mit Solothurn und Freiburg, einander zum Beiſtand, Bürgerrecht errichtet, weil ſie beſorgten, die freien Landleute der kleinen Kantone möchten damit umgehen, Freiheit auf alle Schweizer zu bringen, und die Unterthanen der Städte zu verführen, früher oder ſpäter die Botmäßigkeit der Stadtbürger zu verwerfen und Landsgemeinderegierung zu ſtiften. Das wollten die Stadtbürger nicht. Sie hatten ihre Unterthanen erobert oder erkauft, und wollten ihrer Rechte ſicher bleiben.

So erwuchs gegenſeitiges Mißtrauen unter den Eidsgenoſſen. Ein Zufall beſtätigte den Argwohn der Städte. Zu Eſcholzmatt im Luzerniſchen Amt Entlibuch ſaß Peter Am Stalden, ein tapferer Kriegsmann, oft mit ſeinen Vettern, dem Altlandammann Heinrich Bürgler von Obwalden und deſſen Schwager Kühnegger, beim Glaſe Weins, wenn ſie ihn beſuchten, und ſprachen von der Freiheit. Die Obwaldner munterten den Peter auf, der ohnedem mit dem Landvogt im Entlibuch und den Herren in Luzern nicht zufrieden war, am St. Leodegarsfeſt einen kecken Streich in der Stadt zu wagen. Obwaldner

ſollten auch zum Feſt kommen und helfen, Schultheiß, Rath und Hundert in die andere Welt wandern, Thürme und Ringmauern abgeriſſen, Luzern ein ſchönes Dorf, Entlibuch ein freier Stand werden. So ſprachen ſie. Die Luzerner erfuhren davon, weil ſich Peter durch unbeſonnene Ausdrücke verrathen hatte. Er ward gefänglich eingezogen; er mußte Alles bekennen und ward zur Strafe enthauptet.

Das geſchah zu derſelben Zeit, als ſämmtliche Eidsgenoſſen, mit ihnen auch Boten von St. Gallen und Appenzell, Solothurn und Freiburg, zu Stanz im Nidwaldner Land eine Tagſatzung hielten. Da brach nun zwiſchen allen Kantonen der Argwohn und Groll laut aus um die Theilung der Burgunder-Beute, um die Aufnahme der beiden Städte in die Eidsgenoſſenſchaft und um vieles Andere. Die drei Ur-Kantone ſtießen ſo ſchreckliche Drohungen gegen die Städte aus, und Luzern und die Städte wurden ſo ergrimmt wider die drei Länder, daß Freiburger und Solothurner freiwillig und beſcheiden von ihrem Wunſche zurücktraten und im ganzen Land ſchon Rede ging, man werde zu den Schwertern greifen, man werde die ganze Eidsgenoſſenſchaft auflöſen müſſen.

Solches hörte auch der Stanzer Pfarrer Heinrich Imgrund, ein aufrichtiger Eidsgenoß, und erſchrack von Herzen. Er nahm den Wander-

ſtab und eilte in die Wildniß an dem Ranfttobel, um dem frommen Bruder Niklaus Löwenbrugger das Unglück zu verkünden. Dieſer fromme Mann, welcher von der Flue bei Saxeln in Obwalden, wo er ſein Heimweſen hatte, auch Von der Flue genannt ward, hatte in der Einſamkeit ſeiner Wildniß ſchon manches Jahr im Gebet und in der Betrachtung göttlicher Dinge gelebt. Im ganzen Lande wurde er wegen ſeiner Andacht verehrt. Man ſagte von ihm, daß er ohne Nahrung und Speiſe ſeit vielen Jahren lebe, ausgenommen daß er allmonatlich das heilige Abendmahl genöſſe. In enger Zelle ſchlief er auf harten Brettern; ein Stein war ſein Kopfkiſſen. Seine Frau, mit der er fünf Söhne und fünf Töchter gezeugt hatte, wohnte droben am Berg auf dem Gute. Er war ehemals im Thurgauer Krieg ein tapferer und menſchenfreundlicher Kriegsmann geweſen.

Wie er nun durch den Pfarrer von Stanz die Zwietracht der Eidsgenoſſen erfahren hatte, verließ er ſeine Einſiedelei und ging nach Stanz und trat in den Saal der verſammelten Tagherren. Alle ſtanden von ihren Sitzen auf, als ſie die Erſcheinung des hochehrwürdigen Greiſes, in hagerer Geſtalt, jedoch jugendlicher Kraft, ſahen. Er aber ſprach zu ihnen mit der Würde eines göttlichen Boten, und mahnete ſie im Namen des

Gottes, der ihnen und ihren Vätern ſo viele Siege gegeben, zu Frieden und Eintracht. „Ihr ſeid ſtark worden," ſprach er, „durch Macht eurer vereinten Arme; nun wollet ihr ſie trennen, ſchnöder Beute willen? Fern ſei, daß ſolches die umliegenden Lande von euch vernehmen! Ihr Städte, beſtehet nicht auf die Bürgerrechte, die den alten Eidsgenoſſen ſchmerzlich ſind. Ihr Länder, denket daran, wie Freiburg und Solothurn neben euch gekämpft haben; nehmet ſie in den Bund! — Eidsgenoſſen, aber erweitert den Zaun nicht zu ſehr, der euch umſchließt. Meidet ausländiſche Händel! Hütet euch vor aller Parteiung! Fern von Euch, daß Einer um das Vaterland Geld nehme!"

Dies und Anderes ſprach Niklaus von der Flue, und alle Herzen wurden von den Worten des hohen Einſiedlers erſchüttert und alſo bewegt, daß in einer einzigen Stunde Alles verglichen wurde. An demſelben Tage ſind Solothurn und Freiburg in den ewigen Bund der Eidsgenoſſen eingetreten. Es geſchah am Sonnabend, den 22. Chriſtmonds 1481. Und in dem abgeſchloſſenen Stanzer-Verkommniß wurden die alten Bünde und die Geſetze des Pfaffen- und Sempacherbriefs beſtätigt, desgleichen der Vorſchlag des frommen Niklaus, das im Krieg Eroberte nach den Orten, das Erbeutete aber nach

der Mannſchaft zu vertheilen. Auch ward beſchloſſen, ohne Willen und Erlaubniß ſeiner Herren und Obern ſolle Niemand Gemeinden verſammeln und gefährliche Anträge machen. Wenn aber die Angehörigen eines Standes ihren Obrigkeiten widerwärtig werden wollten, ſollten alle Stände helfen, die Unzufriedenen wiederum ihren Herren gehorſam zu machen.

Dies gethan, ging der Einſiedler in ſeine Wildniß, jeder Geſandte in ſeinen Kanton zurück. Freude ward aller Orten. Von allen Kirchthürmen ertönte feierliches Geläute der Glocken in den großen Jubel, von den Alpen herab bis zum Jura.

Aber, mit hergebrachter Eintracht in Stanz, kehrte nicht die alte Zucht und Sitte der Eidsgenoſſen zurück. In den Städten nahm Habſucht und Vornehmthuerei der bürgerlichen Obrigkeiten, in den Aemtern Beſtechlichkeit, in den Gemeinden rohes Weſen, beim Pöbel Ausſchweifung und Raubluſt zu. Das Geſetz war oft nur ein trüglich Netz, durch welches der Reiche bequemlich ging, der Arme ſich fing. Und die Gerechtigkeit, wenn ſie zu lange geſchlummert hatte, erwachte nicht ſelten zum blutdürſtigen Zorn. Nur im Jahre 1480 wurden binnen drei Monaten bei fünfzehnhundert Mörder und Räuber in der Schweiz von den Gerichten verurtheilt. Denn auf dem Tag

zu Baden war beſchloſſen: Wer ſo viel ſtiehlt, als ein Strick werth, ſoll ohne Gnade hangen. Des Reislaufens in fremde Kriege war kein Ende. Da zogen oft bei hundert und tauſend junge Leute, mit Spielleuten an ihrer Spitze, fort über den Rhein und über die Berge, um den Fahnen der Könige zu folgen und Beute zu machen, oder den Tod zu finden. Auch an Kriegshändeln ringsum fehlte es nicht. In einem einzigen Jahre (1487) wurden auf der italieniſchen Seite vier Kriege geführt, von den Bündnern gegen Mailand, von ihnen und Eidsgenoſſen bei Roveredo gegen Venedig, von den Walliſern gegen Mailand, von den Bernern und Andern der weſtlichen Schweiz für den Herzog von Savoien gegen die Piemonteſer bei Saluzzo.

Auch an innern Zerwürfniſſen und Aufrühren fehlte es nicht. Die adelichen Herren und die Prieſter in Zürich, welche den klugen und tapfern Hans Waldmann, Bürgermeiſter dieſer Stadt, auf den Tod haßten, weil er ſie einzuſchränken ſuchte, wiegelten durch allerlei Reden Bürger und Landvolk gegen ihn auf, hießen ihn einen Tirannen, der eigenmächtige Satzung mache und die alten Rechte verletze. Es war Hans Waldmann eines Landmanns Sohn von Blikeſtorf, im Lande Zug, als Gerber gen Zürich gekommen, durch großen Verſtand und tapfern Sinn erhöht,

als Siegesheld bei Murten und Nancy berühmt und bei Eidsgenoſſen und Fürſten hoch geworden. Aber die Eidsgenoſſen hatten gegen ihn, daß er mit Oeſterreich und Mailand zuſammenhielt, und die Züricher, daß er aus Leidenſchaft und Stolz ſeine Gewalt mißbrauchte. Das ließ ſich der Bürgermeiſter nicht anfechten; und wehe dem, der wider ihn handelte oder redete. Als Friſchhans Theilig von Luzern, der Kriegsheld von Giornico, welcher Waldmanns Parteilichkeit für Mailand oft getadelt hatte, eines Tages mit Tuchwaaren nach Zürich kam, ließ ihn Waldmann fangen und enthaupten, wie ſehr auch Luzern für das Leben des Helden gebeten hatte.

Solcher Uebermuth brachte dieſem an großen Gaben reichen Mann allgemeinen Haß und endlich Untergang. Denn ſeine Feinde benutzten wider ihn die Unruhen des Landvolks am Zürichſee, als zuerſt die Gemeinden Meila und Herrliberg aufſtanden, und bald mehrere Dörfer am See, welche ſich über die Härte der Geſetze beklagten und vielerlei Beſchwerden führten. Die Landleute vom See traten mit den Waffen vor die Mauern Zürichs und riefen: „Bedenkt, ihr Herren, was ihr nach dem Züricher-Krieg in der Waſſerkirche verſprochen, uns nichts Neues aufzulegen!“ — Es kamen auch die Boten der Eidsgenoſſen und vermittelten, daß neuerdings erklärt ward, die

Klagen der Gemeinden ſollten unterſucht und die Leute befriedigt werden. Aber Waldmann, welcher glaubte, es ſei der Stadt Zürich durch ſolche Erklärung an Ehren weh gethan, ließ durch den Stadtſchreiber den Spruch abändern, als hätten die Bauern nur vermeinte Klagen geführt, als hätten ſie demüthig und um Gotteswillen Vergebung ihres Unrechts gebeten, und nur ſo viel erhalten, daß ihre Beſchwerden bei erſter Gelegenheit ſollen geprüft werden.

Da nun die Verfälſchung des Abſchiedes kund ward, geſchah neuer Auflauf gegen die Stadt, und in der Stadt ward Unruhe, daß der Bürgermeiſter nicht mehr ohne Panzer ausging und auf dem Rathhauſe ſchlief. Wehe aber der Obrigkeit, die ſich mit andern Waffen, als mit der Liebe des Volks ſchützen will! Der Bürgermeiſter und Ritter Waldmann wurde im Aufruhr mit ſeinen Anhängern ergriffen, in den Wellenberg geführt, gefoltert und enthauptet (den 6. April 1489). — Wohl hatte Waldmann viel gefehlt, doch der wüthende Parteigrimm gegen ihn nicht minder.

An dem Tage ſeines Todes traten von Zürich Obrigkeit und Unterthanen, als gleiche Parteien, vor die richtenden Eidsgenoſſen, und dieſe beredenten einen ewigen Vertrag zwiſchen beiden, welcher genannt ward der Waldmannſche Spruch. Darin ward den Landleuten geboten, Bürger-

meiſtern und Räthen und dem großen Rath der Stadt Zürich Treue, Wahrheit und Gehorſam zu halten, ihnen aber geſtattet, ihre Waaren zu Markt zu führen, wohin ſie wollten; hinzuziehen, wohin ihnen gefalle; Handwerke in den Dörfern zu treiben; Reben einzulegen und die Güter zu bewerben nach beſtem Gewiſſen; ſich in den Seegemeinden einen Untervogt ſelbſt zu wählen; und viele andere Rechte mehr wurden ihnen geſtattet. Wenn aber die in der Stadt die Ihrigen am Zürichſee mit böſer Gewalt überſetzen wollten, dann ſollten zwei oder drei Kirchhörinen ſich zuſammenfügen und bereden, und von jeder Kirchhöri ſollten zehn oder zwanzig Ausgeſchoſſene vor die Eidsgenoſſen gen Zürich gehen, und ihre Klage anbringen, daß dieſelbe abgeſtellt werde.

Dieſer Spruchbrief wurde am 9. Mai 1489 von den ſieben Orten der Eidsgenoſſenſchaft, als Schiedsrichtern und Gewährleiſtern, unterſiegelt.

---

## 29

## Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenoſſenſchaft der dreizehn Orte bildet ſich.

(Vom Jahr 1490 bis 1500.)

Wenn im Lande einmal Partei mehr, als Wahrheit, wenn Gewalt mehr, als Recht gilt,

dann wenden Freiheit und Frieden den Rücken. Das erfuhr Zürich nach der Hinrichtung des Hans Waldmann. Denn die Stadt verlor durch den Waldmannſchen Spruch bei ihren Unterthanen ſehr viel vom alten Anſehen, und gewann daraus noch manches Hundert Jahre nachher Verdruß. Die Feinde Waldmanns, nun ſie im Rath ſaßen, und ſeine Güter einzogen und verſchwendeten, und ſeine Anhänger verfolgten, hauſeten böſer und ungerechter, als er ſelbſt. Geſetzloſigkeit währte lange im Lande. Man hieß dieſe Regierung den hörnernen Rath; Waldmanns Regierung ſtand dagegen noch ſilbern.

Auch in St. Gallen war zur ſelben Zeit zwiſchen der Stadt und dem Abte die böſe Zwietracht wieder los. Als dieſer zu Rorſchach auf eigenem Grund und Boden ein neues Kloſter bauen wollte, wurden darüber die Bürger St. Gallens ergrimmt. Rüſtig traten ihnen die Appenzeller bei, nie des Abtes Freunde; ſelbſt die Gotteshausleute wandten ſich auf die Seite der Bürger. Das Kloſter ward geſchleift. Da ſchrie der Abt zu den vier Schirmorten ſeines Gotteshauſes um Hilfe, und es kamen Zürich und Luzern und Schwyz und Glarus, und ſtifteten Ruhe durch Waffengewalt (1490). Das koſtete den St. Gallern viel Geld, und Appenzell verlor, für Kriegskoſten, das Rheinthal und einen Theil der

Herrſchaft Sax, welches die Schirmorte behielten, und an deſſen Regierung ſie nachher auch die Urner, Unterwaldner und Zuger, erſt ſpäter wieder Appenzell (1501), dann auch zuletzt (1712) Bern Theil nehmen lieſſen. Solche Eroberungen der Eidsgenoſſen über Eidsgenoſſen machten böſes Blut.

Zum Glück kam wieder von auſſen Gefahr und Noth. Das vereinte Alle von neuem, und ſolches war heilſam.

In Deutſchland nämlich war Maximilian I von Oeſterreich Kaiſer. Er hatte von Frankreich die niederburgundiſche Grafſchaft empfangen, und, um ſie ſicherer zu bewahren, dem deutſchen Reiche einverleibt, als einen eigenen Kreis. Einen ſolchen deutſchen Reichskreis wollte er auch aus dem Schweizerland machen. Aber das verbaten ſich die Eidsgenoſſen, und ſie blieben lieber, wie bisher, für ſich. In Schwaben hatten die dortigen Stände mit einander einen Bund zur Abſchaffung aller kleinen Kriege und Fehden unter ſich gemacht. Das gefiel dem ſtaatsklugen Kaiſer; er ſtellte ſich ſelbſt als Mitglied an die Spitze dieſes Bundes, weil er ihn dann auch zur Verſtärkung ſeiner öſterreichiſchen Hausmacht gebrauchen und leiten konnte. Er verlangte, die Eidsgenoſſen ſollten dem Schwabenbund ebenfalls beitreten. Das verbaten ſich abermals die Schweizer, denn ſie blieben lieber, wie bisher, für ſich.

Nun ward der Kaiſer zornig, und zu Insbruck ſagte er zu den Geſandten der Eidsgenoſſen: „Ihr ſeid ungehorſame Glieder des Reichs; ich werd' euch wohl ſelbſt einmal mit dem Schwert heimſuchen müſſen!“ Die Geſandten antworteten und ſprachen: „Wir bitten Eure kaiſerliche Majeſtät ehrfurchtvoll, uns mit ſolchem Beſuch zu verſchonen, ſintemal unſere Schweizermannen grob ſind und ſelbſt der Kronen nicht achten!“

Den Schwabenbund verdroß die Keckheit der Eidsgenoſſen nicht minder. An den Grenzen gab's darum viel Neckerei und Rauferei zwiſchen den Leuten hin und her, alſo, daß ſich die Stadt Konſtanz zu ihrer Sicherheit in den Schutz des Schwabenbundes begab. Denn eines Tages wollte aus dem Thurgau ein ganzer Haufe rüſtiger Männer, aufgewiegelt vom Urner Landvogt daſelbſt, die Stadt, wegen ihres Trotzens gegen die Schweizer, überfallen und züchtigen.

Mit den Bündnern hielten die Oeſterreicher auch üble Nachbarſchaft; da waren zwiſchen Tyrol und Engadin immer Händel und Zwiſte wegen Marchen, Rechten und Zöllen. Einmal ſogar waren die Tiroler bewaffnet ins Engadinerthal hereingezogen (im J. 1476), aber mit blutigem Haupte durch die Schlucht von Finſtermünz in ihr Land zurückgejagt worden — Nun kam neuer Stoff zum Streit hinzu. Nämlich nach der Theilung der

Toggenburger Erbſchaft waren die Rechte Toggenburgs in dem Zehn=Gerichten=Bund den Grafen von Mätſch, Sax und Montfort zugefallen, und nachher kaufsweiſe (1478 und 1489) an das Erzhaus Oeſterreich gelangt. Daraus ward vieler Unfriede.

Weil nun alſo die Bündner mit den Eidsgenoſſen einerlei Furcht vor Kaiſer Maximilians Gewalt und Willen hatten, errichteten der graue Bund (im Jahre 1497) und der des Gotteshauſes (1498) Freundſchafts= und Schutzbündniß mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Der Zehn=Gerichten=Bund, aus Furcht vor Oeſterreich, wagte aber noch nicht, beizutreten.

Nun hielt der Kaiſer ſeinen Grimm nicht länger zurück. Und wiewohl er ſchon ſchweren Krieg in den Niederlanden auf ſich hatte, ſtellte er doch neue Macht ins Tyrol, und die Schaaren des Schwabenbundes rückten heran, und umſpannten das Schweizerland vom Engpaß der Bündner beim Luzienſteig, durch welchen man aus dem rhätiſchen Gebirg nach Deutſchland gelangt, längs Bodenſee und Rhein bis Baſel.

Alſo geriethen die Schweiz und Rhätien in große Gefahr des Untergangs. Doch brachen die Bündner muthig auf für ihre Freiheit; nun auf

alle Eidsgenoſſen. Sarganſer auch und Appenzeller eilten zum Schollenberg: Walliſer, Baſeler und Schafhauſer flogen mit ihren Bannern heran, dem Feind ins Angeſicht. Keiner blieb daheim.

Er war im Hornung des Jahres 1499, als der Kampf anhob. Denn achttauſend Kaiſerliche drangen ins bündenſche Münſterthal und Engadin; mit Tauſenden bemächtigte ſich Ludwig von Brandis, des Kaiſers Feldherr, unverſehens des Luzienſteigs und, durch Verrätherei von vier Bürgern, des Städtleins Maienfeld. Die Bündner aber erſtürmten den Luzienſteig wieder; achthundert Schwaben fanden hier den Tod, die andern flohen bis Balzers. Da ſetzten die Eidsgenoſſen bei Azmoos über den Rhein und ſiegten mit den Bündnern bei Treiſen herrlich im Treffen. — Mit zehntauſend Streitern ſtand der ſchwäbiſche Adel zu St. Johann, zu Höchſt und Hard, zwiſchen Bregenz und Fußach. A ttauſend Eidsgenoſſen erſchlugen da faſt die Hälfte ſeines Kriegsvolks, und drangen hinauf in die Bregenzer Wälder und brandſchatzten das Land. — Zehntauſend andere Eidsgenoſſen durchzogen verheerend den Hegau, und brannten, binnen acht Tagen, zwanzig Dörfer, Flecken und Schlöſſer nieder. Nun folgten raſch Schlacht auf Schlacht, Treffen auf Treffen.

Zwar war den Feinden, von Konſtanz aus, gelungen, die eidsgenöſſiſche Beſatzung von Ermatingen im Schlafe zu überfallen und dreiundſiebenzig wehrloſe Männer in den Betten zu ermorden. Aber blutig büßten ſie im Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer achtzehntauſend, von nur zweitauſend Eidsgenoſſen überwunden, flohen, daß ihnen die Stadtthore von Konſtanz zu eng wurden in der Flucht, und ſie mehr ihrer Todten zählten, als ihnen Schweizer entgegen geſtanden waren. — Ein Heerhaufe der Eidsgenoſſen am Oberrhein drang in den Wallgau, wo die Feinde bei Fraſtenz verſchanzt ſtanden und, vierzehntauſend ſtark, die Tapferkeit der Schweizer nicht mehr fürchteten. Als aber Heinrich Wolleb, der Held von Uri, mit zweitauſend Tapfern über den Langengaſterberg die ſtarke Stellung umgangen hatte, da ward ſein Heldentod der Siegesruf für die Eidsgenoſſen. Dieſe ſtürzten unter dem Donner des Geſchützes in die Reihen Oeſterreichs ein und furchtbar trafen ihre Streiche. Dreitauſend Leichen bedeckten die Wahlſtatt von Fraſtenz. Was von den Oeſterreichern lebte, entrann durch Wald und Waſſer mit Entſetzen. Denn damals ſtritt jeder Schweizer, als hinge an ſeiner Fauſt allein der Sieg; für Schweizerland und Schweizerruhm flog Jeder freudiges Antlitzes in Noth und Tod und zählte die Menge des Feindes nicht.

Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da ſtand wohl mehr als Einer, der, wie, Hans Wala, der Glarner, bei Gams im Rheinthal, es allein mit dreißig Reitern aufnahm.

Aber auch die Graubündner fochten mit nicht geringerm Ruhme. Davon zeuget die Malſerhaide im Tyrol, wo unter Oeſterreichs Bannern fünfzehntauſend hinter Bollwerken ſtanden, und nur achttauſend Bündner gegen ſie rannten. Die Bollwerke wurden umgangen, die Schanzen erſtürmt. Dort ſtand Benedikt Fontana zuerſt auf der Wallmauer des Feindes. Er hatte Bahn gebrochen. Mit der Linken verhielt er die weite Wunde, aus der ſein Eingeweide ſank, mit der Rechten focht er, und rief: „Nur wacker dran, o ihr Bundsgenoſſen! Laßt euch meinen Fall nicht irren; iſt's doch nur um einen Mann zu thun. Heut mögt ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet ihr ſieglos gelegt, bleibt den Kindern ewiges Joch!“ So rief Fontana und ſtarb. Die Malſerhaide ward von den Todten der Oeſterreicher voll. Bei fünftauſend kamen um. Die Bündner zählten ihrer Erſchlagenen nur zweihundert, ihrer Verwundeten ſiebenhundert.

Als Kaiſer Maximilian in den Niederlanden von ſo viel verlornen Schlachten der Seinigen hörte, kam er und ſchalt ſeine Feldherren, und ſprach zu den Fürſten des deutſchen Reichs: „Sen-

det mir Hilfe gegen die Schweizer, die ſogar gewagt, das Reich anzugreifen. Denn dieſe groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich Geblüt, noch Mäßigung, ſondern eitel Grobheit, Ueppigkeit, Untreue und Haß deutſcher Nation iſt, haben ſogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt.“

Die Fürſten des Reichs aber zauderten, Hilfe zu ſenden; und mit Schrecken mußte der Kaiſer vernehmen, wie ſein Kriegsheer, das er zur Unterdrückung Bündens über die Gebirge Engadins ausgeſandt hatte, dort mitten im Sommer von Schneelauinen und vom Hunger und von Felſenſtücken, welche die Bündner heruntergelaſſen, zerſtört worden ſei; dann, wie auf der waldigen Höhe des Bruderholzes, ohnweit Baſel, tauſend Schweizer mehr denn viertauſend ihrer Feinde geſchlagen, und bald darauf in denſelben Gegenden, bei Dornach, ſechstauſend Eidsgenoſſen gegen fünfzehntauſend Oeſterreicher obgeſiegt, und denſelben dreitauſend Mann ſammt ihrem Feldherrn Heinrich von Fürſtenberg erlegt hätten. Da ging der Kaiſer in ſich, gegen welchen binnen acht Monaten die Schweizer achtmal in acht Feldſchlachten den Sieg gewonnen hatten. Und er beſchloß den Krieg zu enden, in welchem ſchon mehr denn zwanzigtauſend Menſchen umgekommen,

bei zweitauſend Dörfer, Flecken, Schlöſſer und Städte verwüſtet waren.

Es wurde der Friede vermittelt und geſchloſſen den 22. Herbſtmonat 1499 in der Stadt Baſel. Der Kaiſer beſtätigte den Eidsgenoſſen ihre frühern Rechte und Eroberungen, und gab ihnen dazu noch das Landgericht über den Thurgau, welches bisher mit dem Blutbann und andern hohen Gerechtſamen ein Eigenthum der Stadt Konſtanz geweſen war. Und fortan dachten die Kaiſer nimmer daran, die Eidsgenoſſenſchaft auflöſen und ſie an das deutſche Reich bringen zu wollen. Bei Fraſtenz, in der Malſerhaide und bei Dornach liegen die Grundſteine ſchweizeriſcher Unabhängigkeit von fremden Mächten.

Dankbar erkannten die eidsgenöſſiſchen Orte, was Baſel, was Schafhauſen Herrliches in dieſen Heldentagen für geſammte Eidsgenoſſenſchaft geleiſtet hatten, und wie das ſtreitbare Appenzell nirgends zurückgeblieben war, wo es Ruhm und Freiheit gegolten hatte. Darum wurde Baſel (9. Brachm. 1501), darum das aufblühende Schafhauſen (9. Auguſt 1501) in den ewigen Schweizerbund aufgenommen, und endlich auch das mit den meiſten eidsgenöſſiſchen Orten ſchon ewig verbundene Appenzell (im Jahre 1513) als Mitſtand geſammter Eidsgenoſſen anerkannt.

Alſo war nun im zweihundert und fünften

Jahr nach der That des Wilhelm Tell die Eidsgenoſſenſchaft der dreizehn Orte vollendet. Aber Wallis und Bünden wurden als der Eidsgenoſſenſchaft zugewandte Orte betrachtet, auch St. Gallen, Mühlhauſen, Rothweil in Schwaben und andere Städte: alles freie Orte, keinem Fürſten unterthan, den Schweizern im Schutzbund verwandt.

---

30.

## Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie ſie dafür Veltlin und die italieniſchen Vogteien erwarben.

(Vom Jahr 1500 bis 1525.)

Die dreizehn Orte ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft waren aber zu jener Zeit noch nicht, wie heutiges Tages, einander gleich in Rechten des Bundes, noch unmittelbar durch einen und denſelben Vertrag zuſammengehalten. Eigentlich hingen ſie insgeſammt nur mit den drei Länden Uri, Schwyz und Unterwalden, wie um einen Mittelpunkt, unter ſich ſelbſt aber nur wieder durch beſondere Bündniſſe an einander. Jeder Ort ſorgte für ſeinen eigenen Vortheil und Ruhm, ſelten um der Andern Nutzen oder um gemeiner Eidsgenoſſenſchaft Wohlfahrt. Furcht vor Ehrgeiz und

Uebermacht benachbarter Herren und Fürſten hatte ſie nach und nach vereinigt. So lange die Furcht währte, hielt das Bündniß ſtark.

Weil die Regierungen unter ſich, in ſo weit es ihre Verträge erlaubten, als auch von auswärtigen Fürſten unabhängig waren, nannten ſie ſich freie Schweizer. Doch im Innern ihrer Länder war für das Volk wenig Freiheit. Nur die Landleute in den Hirtenkantonen rühmten ſich untereinander gleicher Rechte, und in den Stadtkantonen nur die Bürger der Städte. Das übrige Volk, das zu den Städten gehörte, war, durch Kauf oder Eroberung gewonnen, unterthan, oft ſogar leibeigen, und behielt etwa die geringen Rechtſame, welche es vorher ſchon unter ehemaligen Grafen und Fürſten genoſſen hatte. Selbſt aber auch die Hirtenkantone beſaßen Unterthanen und regierten fürſtlich über dieſelben durch ihre Landvögte. Und die eidsgenöſſiſchen Orte und Städte insgeſammt erlaubten ihren Unterthanen keineswegs, ſich frei zu kaufen, wie es doch ehemals die alten Herren und Grafen den Eidsgenoſſen ſelbſt geſtattet hatten.

Das Volk ſelbſt fragte jedoch damals der Freiheit nicht viel nach; war in anhaltenden Kriegen gar unbändig und roh geworden, liebte Schlagen und Raufen, Schwelgen und Saufen. Gabs im Lande keinen Krieg, zogen die jungen Leute, voller Begierde zur Beute, fremden Trommeln nach,

und vermietheten ſich um ſchnöden Lohn an die Fürſten zu deren Schlachten. An guten Schulen fehlte es in den Dörfern, und die Geiſtlichen bekümmerten ſich wenig darum. Ja, die Sitten der Geiſtlichen waren oft nicht weniger ſchlimm, als die der Städter und Landleute; ſelbſt in Klöſtern ward, bei großem Reichthum, nicht ſelten großer Unfug getrieben. Man ſah viele unwiſſende Pfarrer; viel ſpielten, tranken und fluchten, viele hielten ſich ohne Scheu Beiſchläferinnen. Das war eine böſe Zeit.

In den Hauptſtädten der Kantone ſpielten Unzucht und Ueppigkeit häufig den Meiſter. Zwiſchen den Bürgerſchaften und Räthen gab es viel Streit, und zwiſchen den Ständen herrſchte Neid und Mißtrauen. Die Herren, welche einmal in den kleinen und großen Räthen ſaßen, ſorgten meiſtens viel lieber für ſich und ihre Familien, als für das Heil der Bürgerſchaft; trachteten ihre Söhne und Vettern emporzubringen und ihnen einträgliche Stellen zu ſchaffen. Es gab wohl auch aller Orten noch wahrhaft vaterländiſche, große Seelen, denen der Nutzen des Landes mehr, als ihr eigener, galt. Aber man hörte dieſe Männer nicht gern.

Sobald das Schweizerland von auſſen keine Kriegsgefahr mehr zu befürchten hatte, und Könige und Fürſten ringsumher froh waren, Schweizer unter ihre Fahnen zu bekommen, an deren

Leben und Tod ihnen weniger gelegen war, als am Tod und Leben eigener Unterthanen: waren die vornehmen Geſchlechter in den Stadt- und Landkantonen ſogleich bedacht, daraus für ſich eine Geldquelle zu machen. Die Luſt der Könige zu den tapfern Schweizern kam der Geldbegier der Rathsherren eben ſo wohl zu ſtatten, als der Sucht der jungen Landleute, Beute zu machen. Ja, ſelbſt wider ausdrückliches Verbot der Obrigkeiten, liefen oft Tauſende von dieſen den ausländiſchen Fahnen nach, und kamen meiſtens elendiglich um, weil Niemand für ſie ſorgte. Darum hielten die Regierungen für beſſer, Verträge mit den Königen wegen Errichtung von eigenen Schweizerregimentern abzuſchlieſſen, die unter ſchweizeriſchen Hauptleuten ſtehen, nach eigenen Geſetzen gerichtet und regelmäßig beſoldet werden ſollten, alſo, daß doch jede Regierung für ihre Angehörigen im Ausland Sorge tragen könne. „Ihr Eidsgenoſſen müſſet ein Loch haben, wo hinaus!“ ſagte ſchon Rudolf Reding von Schwyz, als er vor Jahren das tolle Leben der jungen Leute nach dem Burgunderkrieg ſah.

Nun begann das Vermiethen der Schweizer, Bündner und Walliſer in fremde Kriegsdienſte von Obrigkeitswegen. Den erſten Vertrag dieſer Art machte der König von Frankreich (in den Jahren 1479 und 1480) mit den Eidsgenoſſen in Luzern.

Nachher warb das Haus Oeſterreich um Lohnſoldaten (1499), desgleichen thaten die Fürſten in Italien und ſpäterhin auch andere; ja ſelbſt der Papſt zu Rom miethete ſich (1503) eine Leibwacht von Schweizern. Das that zuerſt Papſt Julius II, der gern Krieg führte.

Solches Weſen brachte aber viel Verderben in's Schweizerland. Wohl mancher Acker lag brach und mancher Pflug ſtand ſtill, weil der Mann drauſſen im Lohnkrieg war. Und kam er lebendig zurück, bracht' er fremde Seuche und Laſter mit und vergiftete durch böſe Sitten die Unverdorbenen, dieweil er im Kriege wenig Tugend gelernt hatte. Nur die Söhne der Vornehmen und Rathsherren bekamen die Hauptmanns- und Oberſtenſtellen, und machten ſich Geld, wodurch ſie dann wieder im Lande Einfluß und Anſehen vergrößern konnten, um die Uebrigen niederzudrücken. Sie lieſſen ſich auch aus Hochmuth und Eitelkeit adeln, und von den Königen Ordensbänder geben, und meinten dann, das bedeute etwas, und ſie ſeien etwas mehr, als andere Schweizer.

Als die Könige ſolche gemeine Thorheit und Geldſucht der Eidsgenoſſen erkannten, brauchten ſie dieſelbe zu ihrem Vortheil, ſchickten Geſandte in die Schweiz, machten ſich Anhang, vertheilten Geſchenke, gaben ihren Anhängern im Rath Gnadengehalte und Jahrgelder, und dafür waren die

Rathsherren dann der ausländiſchen Fürſten ergebene Diener. Da war ein Kanton franzöſiſch, der andere mailändiſch, der eine venezianiſch, der andere ſpaniſch geſinnt, eidsgenöſſiſch aber ſelten einer. Das gereichte den Eidsgenoſſen zu großer Schmach. Als der deutſche Kaiſer und der König von Frankreich zu gleicher Zeit wider einander um die Gunſt der Kantone und um Kriegsknechte buhlten und markteten, hatte der franzöſiſche Geſandte einſt (1516) die Unverſchämtheit in Bern, daß er die königlichen Jahrgelder an die Herren unter Trompetenſchall austheilen ließ, und in Freiburg die Thaler haufenweiſe an den Boden warf, und, indem er ſie mit der Schaufel zuſammenſcharrte, die Umſtehenden fragte: „Klingt dies Silber nicht beſſer, als des Kaiſers leeres Wort?“ So verächtlich wurden die Eidsgenoſſen um's Geld.

Bald ſah man die zwölf Orte, nur Appenzell nicht, im Kriegsbund mit Mailand wider Frankreich, bald mit Frankreich wider Mailand. Auch ward Welſchland mit Recht der Schweizer Grab geheißen. Es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenoſſen gegen Eidsgenoſſen für den Kriegslohn fechten und einander umbringen ſah. Und dazu half ſogar ein geiſtlicher Herr, Matthäus Schinner, Biſchof zu Sitten im Wallis, ein ränkeſüchtiger Mann. Je nachdem er belohnt ward, machte er Umtriebe in der Schweiz,

bald für den König von Frankreich, bald für den Papſt gegen Frankreich, der ihn dafür auch zum Kardinal und Geſandten in der Eidsgenoſſenſchaft erhob.

Die Lohnkriege der Schweizer auf ausländiſchen Schlachtfeldern ſind keine Freiheits=, keine Ehrenkriege; doch den Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Miethlinge der Fürſten auch dort. Mit Beiſtand mehrerer Tauſend Eidsgenoſſen unterwarf ſich der König von Frankreich binnen zwanzig Tagen ganz Mailand. Der vertriebene Herzog des Landes ging aber nachher mit fünftauſend Schweizern, die er gegen den Willen der Obrigkeiten warb, zurück, um die Franzoſen wieder zu vertreiben. Da empfing der König von Frankreich von ſeinen Bundesgenoſſen in der Schweiz zwanzigtauſend Mann, behauptete ſich in Italien, und gab den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden (1502 und 1503) die Landſchaften Palenza, Riviera und Bellenz. Sobald dann der König glaubte, er könne die Schweizer entbehren, bezahlte er ſie ſchlecht und unrichtig. Alsbald ſchüttelte der Kardinal Schinner, zu Gunſten des Papſtes und Venedigs, voll Freuden einen Geldſack mit fünfunddreißigtauſend Dukaten. Sogleich zogen (im J. 1512) zwanzigtauſend Schweizer und Bündner über das Alpengebirg, und mit den Venezianern vereint, gegen die Franzoſen.

Die Bündner bemächtigten ſich der Länder Veltlin, Cläven und Bormio. Sie behaupteten, daß ſchon vor hundert Jahren ein vertriebener mailändiſcher Herzog dieſe Thäler dem Bisthum Chur verehrt gehabt habe. Die Eidsgenoſſen der zwölf Orte aber unterwarfen ſich die Landſchaften Lugano, Locarno und Valmaggia oder Maynthal. Die Franzoſen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian Sforza, ein Sohn des von den Franzoſen Verſtoßenen, ward zu Mailand wieder in's Erbtheil ſeiner Väter eingeſetzt. Siegreich für ihn ſchlugen die Eidsgenoſſen bei Novarra (6. Brachm. 1513) die Franzoſen; zwar fie'en zweitauſend Schweizer, aber der Feinde zehntauſend. Noch mörderiſcher war die zweitägige Schlacht bei Marignano (14. Herbſtm. 1515), wo kaum zehntauſend Eidsgenoſſen gegen fünfzigtauſend Franzoſen ſtritten. Wohl verloren ſie das Schlachtfeld, doch nicht die Ehre. Sie zogen traurig, die Feldſtücke auf ihren Rücken geladen, die Verwundeten in der Heeresmitte führend, nach Mailand zurück. Die Feinde verloren den Kern ihres Heeres und nannten die Schlacht ſelber die Rieſenſchlacht.

Da machte der König von Frankreich, Franz I, ob ſeinem Sieg erſchrocken, der einer Niederlage glich, folgendes Jahres ewigen Frieden mit den Eidsgenoſſen, und gewann durch Geld und Ver-

heißungen die einen, daß ſie ihm Kriegsvolk vermietheten, die andern, daß ſie ſeinen Feinden nicht Werbung erlaubten. Alſo halfen die Eidsgenoſſen ihm nun abermals gegen den Kaiſer und Papſt und gegen Mailand, und der König errichtete mit ihnen (1521) einen Freundſchaftsbund. Noch bluteten ſie für ihn manches Jahr auf den welſchen Schlachtfeldern, ohne Glück und Gewinn, es ſei denn, daß ſie von ihm zu Taufpathen bei ſeinem neugebornen Sohn eingeladen wurden. Wirklich ſandte jeder Kanton einen Abgeordneten zum Feſte nach Paris, jeden mit fünfzig Dukaten Taufgeſchenk. Lieber aber, als dieſes Geſchenk, war dem König, daß die Schweizer ihm auf den erſten Wink ſechszehntauſend Mann ihrer Krieger nach Italien zu Hilfe ſchickten. Als ſie jedoch (20. April 1522) dreitauſend der Ihrigen bei Bicocca verloren hatten, als (im J. 1524) von beinahe fünfzehntauſend Andern, die in die Lombardei gezogen waren, kaum viertauſend zurückkehrten, als die Schweizer endlich in der Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525), wo der König ſelbſt Gefangener des Kaiſers ward, ſiebentauſend Mann einbüßten, verlor ſich bei ihnen gemach die Sucht nach den italieniſchen Kriegen.

31.

## Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt.

(Vom Jahr 1519 bis 1527.)

Die Lohnfeldzüge in die Lombardei, oder nach Neapel, nach Frankreich, nach Piemont, und wohin ſie ſonſt noch für Mieth und Gaben gethan worden ſind, haben auch gute Wirkungen gehabt. Der vermehrte Kriegsruhm war freilich ſchlechter Gewinn; und die Eroberung der italieniſchen oder ennetbirgiſchen Vogteien brachte mehr Schaden, als Vortheil. Denn die Eidsgenoſſenſchaft ward weder durch Beſitz jener kleinen Landſtriche, noch durch vermehrte Zahl ihrer Unterthanen, gegen die Macht ausländiſcher Fürſten ſtärker und ſicherer, wohl aber durch innern Streit über das gefährliche Gut ſchwächer und unſicherer, und durch Schmach des Aemterverkaufs, der ſchlechten Verwaltung, der übeln Gerechtigkeitspflege tadelvoll in aller Welt. Am meiſten gewannen geldgierige Kriegshauptleute und Landvögte. Einzelne Familien freilich wurden reich; aber es entſtanden hundertjährige Zwiſte, Parteien und Verwirrungen im Lande.

Der beſſere Gewinn aus jenen Feldzügen war, daß die Eidsgenoſſen nach großen Verluſten und Opfern endlich erkannten, es ſei nicht gut für ſie,

die Hand in fremden Händeln zu haben; und nicht gut, daß man ausländiſchen Geſandten zu vielen Einfluß auf die Kantone erlaube; und nicht gut, daß man Rathsherren geſtatte, von Fürſten Gnadengehalte und Jahrgelder zu ziehen. Darum verboten mehrere Orte, ſolche Gelder öffentlich oder heimlich zu empfahn; denn das Mitglied einer freien Regierung muß kein Lohnknecht auswärtiger Herren ſein. Auch der gemeine Mann gerieth vielmals in Wuth gegen die, welche um die Kronengulden der Könige für fremden Dienſt Menſchenhandel getrieben, und Könige und Vaterland zugleich verriethen. Man forderte deren Beſtrafung in Luzern (1513) ſogar unter allgemeinem Aufſtand. Allgemeiner Volksaufruhr war ſo drohend, daß Luzern, Bern und Zürich die verhaßten Kronenfreſſer aus den Räthen ſtießen, an Leib und Gut ſtraften oder verbannten. Und weil tauſend und tauſend der kriegsſüchtigen Leute in fernen Landen umgekommen waren, wurde es vor dieſen lockern Geſellen ebenfalls in der Schweiz ruhiger: die Obrigkeiten konnten das Geſetz beſſer handhaben, und wider die wüſten Sitten ſtrengere Zucht und Ehrbarkeit einführen. Es ward dazu in mehrern Kantonen mit großem Ernſte der Anfang gemacht.

Es gab viele gelehrte Männer im Schweizer-

lande, und beſonders unter den Geiſtlichen. In den Städten hatte man auch ſchon gute Schulen. Aber das Landvolk wohnte in grober Unwiſſenheit, und ſelten konnte Einer leſen und ſchreiben. Daher kam, daß der größte Theil in der Religion wenig Kenntniß hatte, zumal wenn die Pfarrer es an recht chriſtlicher Unterweiſung fehlen lieſſen. Das that großen Schaden; noch mehr, wenn die Geiſtlichen lieber das blindgehaltene Volk leiten, als belehren und frömmer machen wollten; oder wenn ſie ſich lieber üppigen Wohllebens, als göttlicher Dinge befliſſen, und ſich dem Laſter des Geldgeizes, der Unzucht, der Trunkenheit und Spielwuth ohne Scheu ergaben, wovor ſie Andere warnen ſollten.

Solches verdroß die rechtſchaffenen und verſtändigen Leute, zumal wenn man ſchlechte Geiſtliche nicht einmal zu ſtrafen wagte; oder wenn man hörte, der päpſtliche Nunzius habe einen Mönch freigeſprochen, der mit einer Nonne unerlaubten Umgang gepflogen hatte; oder wenn man erlebte, daß der Abt zu Kappel, Namens Ulrich Trinkler, mit einem Frauenkloſter verbotenes Weſen habe; oder daß die Dominikanermönche in Bern Gaukelſpiel mit Wundern und Erſcheinungen getrieben, ſo daß ein armer Menſch, Namens Fetzer, faſt verrückt wurde, und hintennach, daß Alles nur ein angeſtellter Betrug ge-

weſen ſei. Solches war rechtſchaffenen Leuten ein Gräuel, weltlichen und geiſtlichen.

Nun geſchah, daß Papſt Leo X zu Rom, welcher ſeine Hauptſtadt mit Gebäuden verſchönern wollte, viel Geld brauchte und daher einen Ablaß um Bezahlung ausſchrieb. Er verpachtete im Schweizerlande den Verkauf des Ablaſſes an einen Franziskaner, Namens Bernardin Samſon. Weil aber damit viel Geld aus dem Lande gezogen ward, waren die weltlichen Obrigkeiten nicht zufrieden, und ſie ſahen nicht ungern, wenn man gegen dies Weſen redete. Und als der Pfarrer zu Einſiedeln, ein Weltgeiſtlicher, Namens Ulrich Zwingli, von Wildhaus im Toggenburg gebürtig, öffentlich von der Schmach predigte, daß man Vergebung der Sünden um baares Geld feil biete, mochte ſelbſt der Biſchof von Konſtanz darüber gar nicht zürnen.

Allein Zwingli ließ es mit dieſem nicht bewenden, ſondern griff mit großem Eifer die Sünden und Laſter der Weltlichen und der Geiſtlichen an. Da widerſprachen Viele, und hießen ihn ſchweigen. Er aber, nicht erſchreckt, ſondern kühner, berief ſich auf die Bibel, als Gottes Wort. Und er hub an zu lehren, daß frommes Leben im andächtigen Sinn Gott mehr gefalle, als Wallfahrt und fleiſchliche Kaſteiung, und daß Brod und Wein im heiligen Abendmahl Anzeichen des

Leibes und Blutes Jeſu wären. Er verwarf auch Meſſe, Lehre vom Fegfeuer, Verehrung der Heiligen, Eheloſigkeit der Prieſter und vieles Andere.

Noch viele Geiſtliche dachten, wie er, und es waren darunter ſehr gelehrte und fromme Leute. Beſonders in den Städten Zürich, Bern, Baſel, Schafhauſen, St. Gallen, Biel, Chur und andern, wo gute Schulen und gründliche Kenntniſſe vorhanden waren, gab man großen Beifall. Und wie Zwingli nach Zürich berufen, daſelbſt als Pfarrer, am erſten Jänner 1519, öffentlich predigte, fiel ihm alles Volk bei, und die Regierung nahm ihn in Schutz und Liebe. Viele Kloſtergeiſtliche und Weltgeiſtliche im Schweizerlande folgten ſeinem Beiſpiel, und lehrten und predigten dem Volke, wie er, ohne Menſchenfurcht. Und der Anhang wurde überall groß.

Nicht in der Schweiz nur verbreitete ſich dieſer Sinn, ſondern auch in Deutſchland. Dort war in denſelben Tagen ein gelehrter Auguſtinermönch zu Wittenberg, Namens Martin Luther, aufgeſtanden und hatte, ohne von Zwingli zu wiſſen, faſt daſſelbe gepredigt, wie er. Und wie in der Schweiz viele Obrigkeiten, ſo hingen in Deutſchland und Schweden und Dänemark und England an Luthers Predigt Könige und Fürſten und ein großer Theil ihrer Völker. Darum ſind ſeine Anhänger Lutheraner genannt worden.

In der Schweiz aber hieß man ſich nach keines Menſchen Namen, ſondern man nannte die neue Kirchpartei die evangeliſch-reformirte, will ſagen, die nach göttlichem Wort wiederhergeſtellte Kirche Chriſti.

Der Papſt hatte ſelbſt zwar bei dem Reichstage zu Nürnberg (1522) nicht geläugnet, daß die chriſtkatholiſche Kirche an vielen Gebrechen leide; allein, ſagte er, man muß bei der Heilart Schritt vor Schritt geben, damit nicht Alles zu Grunde gehe, indem man Alles auf einmal gut machen will. — So dachten auch die guten Katholiken im Schweizerlande, und hatten großen Abſcheu vor den Neuerungen und vor der Abtrünnigkeit vom alten heiligen Glauben der Väter. Und viele fromme und vortreffliche Männer unter denſelben warnten und ſprachen: „Sehet euch vor, was ihr thut! Denn ihr, die ihr uns Irrthum vorwerfet, seid ihr nicht auch, als fehlbare Menſchen, des Irrthums fähig? Wir folgen den Ueberlieferungen frommer Männer, die tauſend und mehr Jahre den Zeiten Jeſu näher gelebt haben; warum ſollen wir euch mehr glauben, denn ihnen, die ihr von Heute ſeid? Sehet euch vor, denn ihr, die ihr mit den Lippen von der Liebe Gottes überflieſſet, traget blutige Zwietracht, Unruhe und Verderben in das Vaterland!“

Es ward viel über die Sache bei Vornehmen

und Geringen geredet und unterhandelt; doch jeder Theil behauptete Recht zu haben, und beſchuldigte den andern der Irrlehre und Ketzerei. Und die Herzen erfüllten ſich wider einander mit Bitterkeit und Zorn. Es wurden auf Veranſtaltung der Kantone öffentliche Religionsgeſpräche zwiſchen gelehrten Männer beider Kirchparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur feſter in ſeiner Meinung begründet und verhärtet.

Die neue Predigt von Wiederherſtellung des alten chriſtlichen Glaubens verbreitete ſich von Tag zu Tag weiter. Gleichwie in Zürich beſonders Zwingli dafür am meiſten wirkte, ſo in Bern Berchtold Haller, Lupulus, Nikolaus Manuel; und in Baſel Oecolampadius; in Bünden Heinrich Spreiter zu St. Antonien, Johannes Comander zu Chur, Johannes Blaſius zu Malans; am Genfer- und Neuenburgerſee Wilhelm Farel; in Biel Thomas Wyttenbach, und ſo noch zahlloſe Andere. Gleichwie in Zürich und Bern, ſo ſtellte man auch bald in Schafhauſen, Baſel, St. Gallen eine neue Kirchenordnung auf; ſchaffte die Meſſe, die Verehrung der Heiligen, die Klöſter ab; reichte im Abendmahl nicht nur das Brod, ſondern auch den Wein an die Laien oder Nichtgeiſtlichen; erlaubte den Prieſtern, ſich zu verheirathen, und führte die neue Glaubensordnung durch obrigkeit-

liche Befehle und mit ernſtlicher Gewalt beim Landvolke ein, ſelbſt wider Willen und Ueberzeugung mancher Unterthanen.

Und ſo wie oft die Obrigkeiten und die Lehrer im Eifer zu weit gingen, alſo trieb es dann nicht ſelten der rohe Pöbel noch weiter; ſchändete die lange verehrten Bilder der Heiligen, mißhandelte die aufgeſtellten Kreuze und trieb Spott mit denen, welche dem alten Glauben treu bleiben wollten.

Solches empörte das Gemüth der Katholiken ſehr, daß ſie voll Haſſes gegen die reformirten Eidsgenoſſen wurden. Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden hielten an der alten Lehre feſt, verbrannten auf Befehl des Papſtes (1521) Luthers Schriften, verboten in ihren Landen die neue Predigt, und droheten mit Todesſtrafe. In den Kantonen Glarus und Appenzell parteiete ſich (ums Jahr 1524) das Volk alſo, daß daſelbſt Katholiſche und Reformirte zwieträchtig unter einander wohnten. Aber in Solothurn und Freiburg unterſagten die Regierungen alle Glaubensneuerung.

Als endlich die Lehre der Reformirten auch in die gemeindsgenöſſiſchen Vogteien eindrang, ins Rheinthal und Thurgau, ins Toggenburg, in die freien Aemter, in die Grafſchaft Baden und andere Orte, wurde den Katholiſch-

gebliebenen bange. Beſonders fürchteten die kleinen Kantone, wenn die gemeinen Vogteien die neue Lehre ergriffen, nicht nur Schaden an den Herrſchaftsrechten zu leiden, ſondern auch, daß die reformirten Städte allzumächtig werden könnten. Denn man kannte gar wohl den Hang der Städte nach Ländererwerb. Auch ſah man, wie gewaltthätig die Neugläubigen an vielen Orten verfuhren, und wie ſie den Altgläubigen die althergebrachte Art des Gottesdienſtes verboten. Und der Widerwille ward noch größer, als die Altgläubigen wahrnahmen, daß die neuen Glaubenslehrer ſelbſt mit einander uneins waren; daß in den reformirten Kantonen Schwärmer Unruhen und Unfugen ſtifteten, und ſich den Geſetzen und Obrigkeiten widerſpenſtig erwieſen. Beſonders machten die aufgeſtandenen Wiedertäufer großes Getümmel und Aergerniß, die da predigten in Wäldern und Feldern und die Ankunft des Meſſias weiſſagten, der alle geiſtliche und weltliche Knechtſchaft abthun werde. So groß ward der Wahnſinn dieſer Schwärmer, daß die Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Schafhauſen und Baſel zuletzt die allerhärteſten Strafen gegen ſie verhängen mußten. Denn die Leute führten unter ſich Gemeinſchaft der Güter und der Weiber ein; Jungfrauen hielten ſich für Meſſiaſſe; und Thomas Schmucker enthauptete mit dem Beile ſeinen eigenen Bruder

Lienhard auf der Mühlegg, als Opferlamm für die Sünden der Welt.

---

32.

## Die Zwietracht in Kirchen-Sachen nimmt überhand.

(Vom Jahre 1527 bis 1530.)

Von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag ſtiegen im Schweizerlande die Unruhen, Verwirrungen und Feindſchaften wegen der Kirchentrennung. Beide Parteien, um ihr wahres Chriſtenthum zu beurkunden, verfuhren recht unchriſtlich. Man ſah großes Unglück herankommen. Wohl noch viele weiſe und redliche Eidsgenoſſen lebten, warnten unter Katholiken und Reformirten, und ſprachen: „Iſt unſer Glaube der wahre, und iſt er aus Gott: ſo laſſet uns ſolches mit Werken der Liebe beweiſen Einer gegen den Andern; denn die Liebe ſtammet von Gott, aber Groll und Feindſchaft ſtammet vom Satan.“ — Doch, wie immer zu geſchehen pflegt, geſchah auch hier. Man hörte die Stimme der Weiſen nicht vor dem Geſchrei und Toben derer, die aus Stolz und Eigennutz eiferten.

Denn von denen, welche für oder wider den alten oder neuen Glauben die Stimmen erhoben, ſchrien und tobeten Tauſende und Tauſende, nicht

aus Frömmigkeit und Liebe des Guten und Wahrhaften, ſondern weil ſie Nebenabſichten hinter einem heiligen Vorwand erreichen wollten. Unter den Landleuten erwarteten viele von Einführung des neuen Glaubens größere Freiheiten und Rechte; und wenn ihnen dieſelben nicht zu Theil wurden, gingen ſie wieder zur katholiſchen Kirche zurück. Als der Rath der Stadt Bern das Kloſter Interlachen aufhob und reformirte Prediger anſtellte, waren die Bauern gar ſehr zufrieden, und dachten: kein Kloſter mehr, keine Zinſen und Frohndienſte mehr! Wie aber darauf die Stadt den Zins und Frohndienſt für ſich ſelbſt forderte, wurden die Bauern aus Zorn wieder katholiſch, jagten die reformirten Prediger von dannen und zogen in bewaffneten Haufen bis Thun. Da bot die Stadt ihre übrigen Unterthanen auf, in dieſer Sache einen ſchiedsrichterlichen Spruch zu fällen; denn Bern wollte Frieden halten, weil es nicht von den benachbarten Kantonen, die katholiſch waren, ſchleunige oder treue Hilfe erwarten konnte. Und die Unterthanen ehrten das Vertrauen der Obrigkeit, ſprachen gerecht und ſagten: „die weltlichen Rechte des Kloſters gehen zur weltlichen Obrigkeit über, und ſind keineswegs der Bauern Gut geworden.“ Darauf gingen die aufgeſtandenen Leute des Grindelwaldes mürriſch auseinander, obwohl die Stadt ihnen manches von den

alten Laſten zum Beſten der Armen nachgelaſſen hatte.

Damit war noch kein Friede. Denn die Ordensleute von Interlachen ſchlichen umher und wiegelten heimlich das Volk auf. Der Abt von Engelberg, für ſeine alten Rechtſame und Einkünfte im berniſchen Oberlande beſorgt, that desgleichen, beſonders im Oberhasli. Das Oberhasli hat von älteſten Zeiten großer Freiheiten genoſſen, eigenes Landesſiegel, Panner und ſelbſtgewählten Landammann gehabt, und ſtand nicht ſowohl unter unmittelbarer Herrſchaft, als unter dem Schutze der Stadt Bern. Wie nun die Gemeinden des Oberhasli, aufgemuntert durch die Mönche von Engelberg und durch die Unterwaldner, ihre Nachbarn, den reformirten Gottesdienſt bei ſich wieder abſchafften (1528) und von Uri und Unterwalden katholiſche Prieſter kommen lieſſen, thaten die Grindelwalder auch alſo; Aeſchi, Frutigen, Oberſimmen und andere Thalſchaften folgten dem Beiſpiel, und die Unterwaldner ſchickten für den Nothfall ſogar Hilfe über den Brünig. Bern aber waffnete eilig und kam mit ſeinem Kriegsvolk heran, ehe denn der Abfall größer würde. Da flohen die mißvergnügten Landleute verzagt auseinander und die Unterwaldner über den Berg zurück. Bern ſtrafte Oberhasli ſchwer; nahm dem Thal Panner und Landesſiegel

auf lange Zeit, das Recht, den Landammann zu wählen, auf immer; ließ die Anführer des Aufſtandes hinrichten und die Uebrigen im Kreis bewaffneter Kriegsknechte auf den Knien abbitten. Auch Frutigen, Simmenthal und die andern wurden zum reformirten Gottesdienſt mit Gewalt zurückgeführt.

Wo die reformirten Regierungen in ihren eigenen Landen und Unterthanenſchaften Kirchenänderungen vornahmen, gelang es ihnen meiſtens ohne viele Mühe. Denn das Volk war voll Sehnſucht nach reiner Lehre, oder unwiſſend und voll knechtiſcher Furcht vor Herren und Obern in den Städten. Und es nahm oft weniger aus Ueberzeugung, denn aus blindem Gehorſam die neue Glaubenslehre an. Allein in den gemeinen Vogteien, wo katholiſche und reformirte Stände zugleich das Recht der Oberherrlichkeit übten, gab es heftigern Anſtoß und vielerlei Umwälzung. In den freien Aemtern, in der Grafſchaft Baden ſah man Gemeinden zuweilen den Glauben in einem und demſelben Jahre mehrmals wechſeln, je nachdem die katholiſchen oder reformirten Kantone größern Einfluß gewannen. Der Stadtrath von Bremgarten, aufgeſtiftet durch die katholiſchen Stände, trieb den Pfarrer Heinrich Bullinger daſelbſt aus ſeinem Amt, der die neue Lehre in den freien Aemtern ausgebreitet

hatte; hingegen das Volk, aufgeſtiftet von Zürich und Bern, ertrotzte die Beibehaltung des reformirten Gottesdienſtes. Selbſt die Abtei Wettingen neigte ſich dieſem zu, und das Toggenburg beſchloß, trotz ſeinem Oberherrn, dem Abt zu St. Gallen, die Abſchaffung der Meſſe und der Heiligenverehrung.

Darüber ſtieg der Ingrimm der katholiſchen und reformirten Kantone gegen einander immer heftiger. Weil in Frauenfeld der katholiſche Schultheiß Werli gegen den Gottesdienſt der Reformirten heftig gethan, fingen ihn auf der Durchreiſe die Züricher, ungeachtet er das Unterwaldner Wappen auf dem Mantel trug, und richteten ihn öffentlich hin. Dagegen nahmen die Schwyzer den reformirten Pfarrer Kaiſer von Uznach gefangen, und verbrannten ihn, als Ketzer, auf dem Scheiterhaufen. Zuletzt fürchtete Jeder für ſein Leben, der durch ein Gebiet von anderm Glaubensbekenntniß reiſen mußte. Als der Landvogt Anton Abacker ſich von Unterwalden auf ſeine Stelle nach den freien Aemtern begeben mußte, wollte er es nicht ohne bewaffnete Begleitung thun. So hoch waren Mißtrauen, Furcht und Haß geſtiegen. Als nun dieſer katholiſche Landvogt in die freien Aemter einzog, zitterten die reformirten Unterthanen daſelbſt. Zu ihrer Sicherheit legten die Züricher achthundert

Mann Fußvolks nach Bremgarten und in die Abtei Muri (1529), und einige tauſend Mann ins Gaſterland, in den Thurgau und gegen den Kanton Zug. Auch Bern rüſtete zehntauſend Mann zum Streit, wenn es noth thue.

Hingegen waren die katholiſch n Orte nicht minder gerüſtet. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern zogen ihre Kriegsmacht auf die Grenzen zuſammen. Anderthalbtauſend Walliſer ſtießen zu ihnen. Mit dem römiſchen Könige hatten ſie Bund gemacht zum Schutze des alten Glaubens.

Als nun die übrigen Kantone ſahen, wie Eidsgenoſſen gegen Eidsgenoſſen das Schwert zu zucken bereit ſtanden, traten ſie vermittelnd dazwiſchen und mahnten zum Frieden. Noch regte ſich aus den beſſern Tagen des Schweizerbundes ein edler Geiſt, und der Eidsgenoß von der Limmat konnte nicht vergeſſen, er ſei des Mannes aus den Waldſtätten Bruder. So war's bei den Hauptleuten und Gemeinen der kriegeriſchen Haufen, die an den Grenzen ihr Mittagsmahl oft freundſchaftlich beiſammen verzehrten, und die Milchſuppe neben den Marchſtein ihrer Kantone ſtellten, und ſcherzend mit den Löffeln kriegten, wenn einer in der Schüſſel über die Grenze hinaus nach einem guten Biſſen fiſchte. Alſo gelang es noch einmal dem Landammann Aebli von Glarus und dem Stadt-

meiſter Sturm von Straßburg, daß ſie zwiſchen den Hadernden einen Land-Religionsfrieden am 26. Juni 1529 ſtifteten. — Die Kriegsvölker zogen wieder heim.

Kaum waren ſie zu Hauſe, erneuerte ſich das alte feindliche Spiel, und beſonders waren die reformirten Schweizer gar geſchäftig, ihre Lehre überall weit auszubreiten. Durch Berns Betrieb ward dem reformirten Gottesdienſt im Fürſtenthum Neuenburg Aufnahme bereitet und im Kanton Solothurn ihm durch den gelehrten Berchtold Haller Bahn gebrochen. Durch Zürichs Betrieb wandten ſich viele Gemeinden im Sarganſerland und Thurgau, und in der Grafſchaft Baden, auch Kaiſerſtuhl und Zurzach, dem neuverkündeten Glauben zu. Ja, als zu derſelben Zeit der Abt von St. Gallen, Franz Geisberger, ſtarb, ging Zürich nebſt dem reformirten Theil von Glarus damit um, die Abtei St. Gallen aufzulöſen, und alles Geiſtliche dort weltlich zu machen. Wirklich führten die Bürger der Stadt St. Gallen in die Kirche der Abtei reformirten Gottesdienſt ein. Man beſtimmte vom Reichthum des Kloſters viel zur Unterſtützung der Armen; gab den reformirten Gotteshausleuten Loslaſſung von mancherlei Laſten, und ertheilte ihren Gemeinen das Recht, die Pfarrer ſelbſt zu wählen.

Das verdroſs die katholiſchen Kantone. Denn nicht Zürich und Glarus allein, ſondern auch Luzern und Schwyz waren Schirmorte der Abtei St. Gallen. Und obwohl jene bei allen Veränderungen die Rechte von beiden katholiſchen Schirmorten vorbehalten hatten, machten ſie doch fort und fort neue Aenderungen; und obwohl die Reformirten immer für die Unterthanen in den gemeinen Vogteien Gewiſſensfreiheit feſtſetzten, ließen ſie ſie in der That doch ſelten ſtatt finden. Auch Rapperswyl endlich fiel von der alten Kirche ab, und Toggenburg bekam Hoffnung, ſich von den Rechten der Abtei ganz frei zu kaufen.

Da traten zu Schwyz und Luzern auch Uri, Unterwalden und Zug, die da fanden, daß der letzte Religions- und Landfriede keineswegs zu ihrem Vortheil geſtiftet geweſen ſei. Und man ſagte: „Das iſt ein harter Knoten, den löſet nur das Schwert.“

---

## 33.

## Der Kappeler Krieg. — Zwingli's Tod. — Schultheiß Wengi von Solothurn.

(Vom Jahre 1531 bis 1533.)

Gar ungeſtüm trieb es die Bürgerſchaft von Zürich. Hier wollten Alle den Krieg, doch nicht

Alle aus einerlei Urſache. Die Einen begehrten ihn aus übergroßem Eifer für die neue Lehre; meinten, man müſſe für den Glauben Gut und Blut wagen, und trachten, ihn über das Schweizerland auszubreiten. Die Andern dachten an Eroberungen, an Erwerb der Alleinherrſchaft in mancher geheimen Vogtei durch Niederdrückung der katholiſchen Stände. Di: Dritten aber wollten Krieg, weil ſie im Herzen auf den Sieg der Katholiken hofften. Denn zu Zürich waren noch manche Leute im Stillen dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, aus Ueberzeugung oder aus Haß gegen die Strenge der evangeliſchen Pfarrer, welche das ſittenloſe Leben ohne Schonung ſtraften und gegen Beſtechlichkeit und Penſionen von großen Herren ohne Schonung zürnten.

Dagegen rieth Bern zum Frieden. Denn Bern war noch in ſeinem eigenen Lande der Ruhe nicht ſicher und hatte keinen Vortheil davon, wenn die entlegene Abtei St. Gallen weltliches Gut wurde. Darum rieth Bern den Zürichern: „Warum wollet ihr Bürgerblut vergieſſen? Sperret den Waldſtätten den Kornhandel, bis ſie alle Punkte des Religions- und Landfriedens erfüllen und Euch Genüge leiſten.“ Dawider redete Zürich: „Solch ein Mittel hat alles Gehäſſige eines Krieges, ohne den ſchnellen Entſcheid, welchen

ein raſcher Feldzug bringt.“ Alſo ward zum Schwert gegriffen, in Zürich mit Begierde und großer Uebereilung, in Bern mit Unliebe und großer Langſamkeit; das brachte beiden Schaden.

Die fünf katholiſchen Orte aber, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, ſprachen zu Zürich und Bern: „Ihr breitet eure Neuerungen mit jedem Tage weiter aus durch Liſt und Gewalt; ſollen wir dulden, daß der heilige Glaube der Altvordern gänzlich aus dem Erbe der Altvordern verſchwinde? Ihr machet unſere Unterthanen von uns abtrünnig, und begünſtiget die Aufrührer. Ihr habet geduldet, daß die empörten Rheinthaler ſogar den Unterwaldner Landvogt Kretz überfielen und auf dem Rathhauſe zu Altſtätten noch jetzt gefangen halten. Ihr habet den Abt von St. Gallen aus ſeinem Recht und Gut vertrieben. Wir haben eidsgenöſſiſches Recht begehrt, und ihr habt es verweigert. Wir wollten Verſöhnung, und ihr ſchluget uns freien Kauf und Markt ab. So entſcheide dann das Schwert, weil ihr es verlanget. Gott richte!“

Alſo ſprachen die fünf Orte, und es zogen ihre Banner ſtracks mit achttauſend Mann gen Zug und in die freien Aemter. Da ſah man ſchon einen Streithaufen der Züricher bei Kappel gelagert, der war ſchwach. Das Hauptpanier von Zürich ſollte aber nachrücken. Die Berner

hielten bei Lenzburg, und wußten nicht, was thun, weil ſie ohne Verhaltungsbefehle ſtanden. Die Banner der fünf Orte drangen am zwölften Tag Weinmonds (1531) nach Kappel vor; dreihundert der Muthigſten ſtürzten ſich alsbald in die Schlachtreihen der Züricher. Die Andern rückten nach. Schwer war der Kampf. Zu ſpät und zu ermüdet kam das Hauptpanier von Zürich über den Albis. Mit ihm war Huldreich Zwingli. Da fochten Schweizer gegen Schweizer mit altem Heldengeiſt. Ueber ſechshundert von Zürich wurden erſchlagen. Unter den Todten lag die Leiche Zwingli's. Die Uebrigen flohen, bis in die Nacht verfolgt. Spät kehrten die Sieger auf die Wahlſtatt zurück, dankten Gott, nach der Sitte ihrer Väter, für den blutigen Untergang der überwundenen Brüder und plünderten das verlaſſene Lager von Zürich.

Doch folgendes Tages ſchon waren die Höhen des Albis wieder mit reformirten Hilfsvölkern bedeckt. Die Berner ſtanden zahlreich bei Bremgarten und plünderten das Kloſter Muri; von der andern Seite drangen die Evangeliſchen bis zum Zugerberg. Mehrere ihrer Schaaren ſollten hinaus, das Kloſter Einſiedeln auszurauben. Aber Hans Hug, der Sohn des Schultheißen von Luzern, mit ſechshundert Auserwählten, überfiel ſie vor Tagesanbruch (24. Weinmonds) auf dem

Berg Gubel bei Menzingen, und ſchlug ſie in die Flucht nach kurzem Gefecht.

In der Stadt Zürich entſtand Trauer und Schrecken um dieſe Niederlagen; ſechsundzwanzig Glieder des großen und kleinen Rathes hatten auf dem Schlachtfelde ihr Leben eingebüßt. Die reformirten Bündner, ſchon im Anzuge begriffen, hielten nun bei Uznach ſtill. Die evangeliſchen Glarner wollten unparteiſam bleiben. Die Toggenburger wollten für ihre Sache mit den katholiſchen Schirmorten der Abtei St. Gallen unterhandeln. Da dachte Zürich: Wir ſtehen allein. Friede iſt noth!

Die fünf Orte, ohne Uebermuth, boten ihren Frieden unter billigen Bedingungen. Am ſechszehnten Tage Wintermonats ward er mit Zürich auf dem Hofe zu Teynikon, unter dem Breitholz, auf freiem Felde geſchloſſen. Wegen der Kriegskoſten ſollte ſpäter ein ſchiedsrichterliches Urtheil entſcheiden; in den gemeinen Vogteien aber jede Religionspartei gleiches Recht genieſſen. — Als es die Berner hörten, zogen ſie heim, und traten dem Frieden gern bei. Denn Viele von ihnen waren noch der römiſch-katholiſchen Kirche im Herzen treu. Ging doch ſelbſt, wenige Jahre nach dieſem, Sebaſtian von Diesbach, der berniſche Feldherr, wieder zum katholiſchen

Glauben zurück und in die Stadt Freiburg im Uechtland.

Nachdem die fünf ſiegreichen Orte mit Zürich und Bern den Frieden geſchloſſen, hielten ſie noch Abrechnung mit Solothurn. Denn die Solothurner hatten den Bernern Kriegshilfe geleiſtet. Die meiſten Gemeinen des Kantons Solothurn waren ſchon dem evangeliſchen Glauben zugethan, und darum den Bernern gern beholfen. Nur in der Hauptſtadt ſah man noch Rath und Bürgerſchaft zwieſpältig, und gab es viel Zanks und Verfolgens wegen des Glaubens unter ihnen. Nun aber, als die fünf katholiſchen Orte für ſich Entſchädigung von tauſend Goldgulden verlangten, oder ſtatt deſſen begehrten, daß die Solothurner zum Glauben der Alten zurückkehren ſollten, wollten die wenigſten zahlen. Die meiſten nannten ſich wieder katholiſch. In der Stadt ſelbſt zogen die Katholiſchen darauf gegen die Reformirten aus, ſie zur Abläugnung des evangeliſchen Glaubens zu zwingen, und rannten mit geladener Kanone vor das Haus, in welchem die Reformirten ſich berathſchlagten. Schon drohte der zerſchmetternde Schlag aus dem Geſchütz. Siehe, da trat ein ehrwürdiger Mann unter die Ergrimmten, legte ſeine Bruſt voll treuer Bürgerliebe vor die Mündung der Kanone und ſprach: „Soll Bürgerblut flieſſen, ſo flieſſe denn

mein Blut zuvor!“ – Alle erſchracken, als ſie den chriſtlich-großen Helden erblickten; das war der Schultheiß Wengi von Solothurn. — Es floß kein Blut. Aber die Evangeliſchen in der Stadt, welche lieber Alles, als den ihnen theuerwerthen Glauben verlaſſen wollten, opferten Hab und Gut auf, und zogen hinaus in andere Städte und Lande. Auch in vierundvierzig Gemeinen der Landſchaft, von denen ſchon vierunddreißig die evangeliſche Lehre angenommen hatten, ward der römiſch-katholiſche Gottesdienſt wieder hergeſtellt (1533).

Das waren die Wirkungen des brudermörderiſchen Sieges bei Kappel, aber nicht alle. Denn auch der Abt von St. Gallen wurde in ſeine geſammten Rechte wieder eingeſetzt, und in den gemeinen Vogteien die fernere Ausbreitung des Glaubens der Evangeliſchen auf immer verhindert. Ja, ſo groß ward das Uebergewicht der Sieger, daß vieler Orten in den gemeinen Herrſchaften der katholiſche Gottesdienſt mit Gewalt eingeführt werden mußte.

## 34.

## Genf trennt ſich von Savoien. — Bern bemeiſtert ſich des Waatlandes.

(Vom Jahr 1533 bis 1558.)

Nicht minder haderten zu dieſer Zeit die Völkerſchaften in den übrigen Gegenden des helvetiſchen Hochgebirges wegen der Angelegenheiten ihrer Kirchen. Zwanglos bekannten ſich die Gemeinen in den Thälern Bündens, die einen zur alten, die andern zur neuen Kirchenlehre. Im Wallis, wo Thomas Plater die Glaubensreinigung am eifrigſten predigte, hatte der evangeliſche Gottesdienſt zu Sitten und Leuk zahlreiche Bekenner. Im Waatlande, längs den Ufern des lemaniſchen Sees, wandte ſich Lauſanne mit den übrigen Städten und den meiſten Dorfſchaften von der römiſchen Kirche ab. Eben ſo auch geſchah zu Genf; hier aber mit großen Verwirrungen und erſchütternden Umwälzungen. Denn der kirchliche Zwieſpalt verband ſich mit ſchon längſt begonnenen bürgerlichen Entzweiungen.

Genf ſtand im Ruhm als eine volkreiche und ſchöne Stadt, durch Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewerbfleiß und Regſamkeit ihrer Bürger emporſtrebend. Zweimal war dieſer uralte Ort der Allobrogen, zur Zeit der römiſchen Kaiſer, zerſtört worden, und

immer wieder neu aus dem Schutte hervorgeſtiegen. Noch heute werden dort zwei Straßenpflaſter unter einander gefunden. Nach den Römern ſaßen daſelbſt oft die Könige der Burigunden; unter den Franken nachher hielten die burgundiſchen Freien zuweilen da ihren Landtag. Ein Biſchof übte ſeit undenklichen Zeiten geiſtliche Gewalt weit umher. Er beſaß fürſtlichen Titel und große Güter und Rechtſame, ſogar Hoheitsrecht über die Stadt. Dies hatte ſonſt den fränkiſchen Königen gehört, die es den Biſchöfen gegeben. Die übrigen Rechte der Könige verwalteten die Grafen zu Genf, als Beamte. Aber mit der Zeit hatten dieſe Grafen ihr Amt, und Alles, was ſie verwalteten, erblich an ſich gebracht. Nicht nur betrachteten ſie den ganzen Genfergau, was davon nicht des Bisthums Eigen war, als ihr Eigen, ſondern ſie waren auch Vitzthume oder Statthalter des Biſchofs in Verwaltung ſeiner weltlichen Rechte. Immer blieb nebenbuhleriſcher Zank zwiſchen dem Biſchof von Genf und dem Grafen von Genf. Dabei hatte zuletzt am meiſten die Bürgerſchaft der Stadt gewonnen, welche bald dieſem, bald jenem beiſtand, und bald von dieſem, bald von jenem mit neuen Rechten und Freiheiten belohnt ward. So kämpften endlich drei Parteien auf dieſem engen Landſtriche um den Vorzug: der Biſchof, der Graf von Genf und die Bürgerſchaft der Stadt.

Ein Vierter kam bald hinzu, der benachbarte, mächtige Graf von Savoien. Dieſen hatte die Bürgſchaft zuerſt gegen den Grafen von Genf zu Hilfe genommen, und ihm von deſſen Rechten viele übertragen; darauf aber gelüſtete demſelben nach Allem. Er ſuchte den Grafen von Genf zu verdrängen, und als deſſen Geſchlecht ausſtarb, kaufte er die Güter desſelben an ſich. So ward er ſehr einflußreich.

Je mächtiger der Graf von Savoien ſtieg, der ſich zuletzt herzogliche Würde beilegte, je gefährlicher ſtand er der Bürgerſchaft von Genf gegenüber. Denn er brachte bald auch die ganze Gewalt des Bisthums unter ſich, indem ihm leicht ward, den biſchöflichen Stuhl zu Genf jedesmal mit einem Sohne des ſavoiiſchen Hauſes zu beſetzen. Als jedoch dieſer Biſchöfe einer, nach den Kriegen der Schweizer mit Karl dem Kühnen von Burgund, für ſich und die Stadt ein Burgrecht oder Schutzbündniß mit den Städten Bern und Freiburg (im Jahr 1493) aufgerichtet hatte, erhielt unverſehens die Bürgerſchaft an dieſen benachbarten Eidsgenoſſen neue Gewährleiſter ihrer ſehr bedrohten Rechtſame gegen die gewaltthätigen Herzoge und Biſchöfe. Das hatte große Folgen.

Eines Tages (im Jahr 1517) ſchnitt ein muthwilliger Burſch zu Genf aus Bosheit dem Mauleſel des biſchöflichen Richters Groſſi das Spring-

gelenk ab. Der Thäter und ein Haufen leichtfertiger Geſellen, die dem Richter nicht wohl wollten, lieſſen das Stück des Mauleſels durch einen Blödſinnigen in den Straßen umhertragen und dazu rufen: „Wer kauft? Wer kauft von der großen Beſtie?“ Das ärgerte den Groſſi doppelt, denn er deutete die Worte auf ſeine Perſon. Er klagte die Wildfänge vor dem biſchöflichen Gerichte an. Der Biſchof begnadigte Alle, auſſer einen, Namens Pecolat, den er gefangen ſetzte, und einen, Namens Berthelier, der nach Freiburg entfloh. Nun erhob ſich Streit, vor welches Gericht Pecolat gehöre. Die Stadt Genf behauptete, er müſſe vor dem ihrigen ſtehen. Die Sache ward weitläufig und kam vor Herzog, Biſchof, Erzbiſchof und Papſt. Unterdeſſen war Berthelier zu Freiburg nicht müßig geweſen. Von ſeinen Mitbürgern bevollmächtigt, ſtiftete derſelbe engere Verbindung zwiſchen Freiburg und Genf. Als er, um ſein Werk zu vollenden, mit verheißenem ſichern Geleit nach Genf zurückkam und den Bund mit Freiburg (6. Hornung 1518) zu Stande brachte, ward der Herzog darüber ſo erzürnt, daß er einige Genfer, die durch ſein Land reiſeten, in Turin hinrichten ließ. Deſto heftiger ward die Erbitterung und offene Parteiung zwiſchen denen, die lieber zu den Eidsgenoſſen, und denen, die lieber zum Herzog hielten. Der Letztern waren aber wenige, und

man hieß ſie nur Mameluken. Die andern aber hieß man Eidsgenoſſen, oder, wie ſie mit ihrer franzöſiſchen Zunge ausſprachen, Hugenotten.

Es ward der Streit wegen des Bündniſſes vor manche ſchweizeriſche Tagſatzung gebracht, wenn auch ohne Erfolg. Der Herzog verfolgte die Hugenotten wie abtrünnige Unterthanen ſo grauſam, daß Viele nach Bern und Freiburg flüchteten. Den Berthelier ſelbſt ließ er auffangen und hinrichten. Der ſavoiiſche Adel mußte die Stadt auf alle Weiſe plagen. Dann kam zu dem Allem noch der Streit um die neue Kirchenlehre. Die meiſten Hugenotten waren evangeliſch-reformirt. Ja der Prior von St. Victor, Namens Bonnivard, ſtand einer der erſten auf, der wider den Papſt lehrte. Deſto härter verfuhren der Herzog und der Biſchof gegen die Genfer, alſo daß Bern und Freiburg nicht länger ihre Bundesgenoſſen ohne Schutz laſſen wollten. Mit zwölftauſend Mann zogen ſie verwüſtend durchs Waatland bis Morſee. Da traten Abgeordnete von Wallis und zehn Kantonen vermittelnd herbei und bewogen das Heer zum Rückzuge, und zu St. Julian ward Friede geſchloſſen (1530). Der Herzog verhieß, die Rechte von Genf zu ehren, widrigenfalls er mit Verluſt ſeines geſammten Waatlandes bedroht ward; und hinwieder Genf verſprach, bei Verluſt des eidsgenöſſiſchen Bundes, des Herzogs Rechte zu ſchonen.

Friede war hergeſtellt, Freundſchaft nicht. Der grollende Herzog ſetzte die Verfolgungen fort. In der Stadt haderten die Parteien der Katholiſchen und Evangeliſchen. Es wurden Anſchläge wider einander gemacht, Meuchelmorde vollzogen. Die Hugenotten aber behielten Oberhand. Biſchof und Herzog machten endlich Entwürfe, die Stadt mit gewaffneter Fauſt zu überfallen. Wachſamkeit und Tapferkeit der Bürger vereitelten jedoch dieſe Entwürfe. Der Biſchof floh, erſchrocken vor dem Volk, aus der Stadt und verlegte ſeinen biſchöflichen Sitz nach Gex. Das kam den Genfern wohl recht. Nun führten ſie ohne Scheu evangeliſchen Gottesdienſt ein, erklärten des Biſchofs Oberherrlichkeit verfallen und ihre Stadt zum unabhängigen Freiſtaat (im Jahr 1536).

Es war ein verwegener und großer Schritt. Aber er gelang. Denn zu den Genfern begab ſich Johannes Calvin, ein franzöſiſcher Geiſtlicher aus Noyon. Der war ein gelehrter, in Staats- und Kirchendingen gewandter, und in Verbreitung des evangeliſchen Glaubens gar eifriger Mann. Derſelbe richtete bei ihnen nicht nur den Gottesdienſt nach der neuen Lehre ein, ſondern mit großer Strenge verbeſſerte er auch die zügelloſen Sitten, und half er der Einrichtung des neuen Gemeinweſens durch feſte Geſetze. So groß ward das Anſehen Calvins, daß zuletzt nichts wider ſeinen Wil-

len geſchah; ſo groß der Ruhm der Einſicht in geiſtlichen Dingen, daß in der Schweiz, in Frankreich und in Deutſchland nach ſeinem Namen die Reformirten Calviniſten geheißen wurden.

Als indeſſen die vertriebenen Mameluken und der ſavoiiſche Adel des Waatlandes die Stadt hart bedrängten, ſandten die Berner dem Herzog von Savoien eine Kriegserklärung, weil er den Frieden von St. Julian nicht halte. Sie ſchickten ſiebentauſend Mann Kriegsvolk (Jänner 1536) ins Waatland, eroberten binnen eilf Tagen Alles von Murten bis Genf, befreiten die frohlockende Stadt; vertrieben den Biſchof aus Lauſanne, nahmen deſſen Güter und Rechtſame an ſich, und wurden Oberherren des ganzen Waatlandes, hier noch mit geringerer Mühe, als ehemals im Aargau. Denn der Herzog von Savoien konnte nur ſchlechten Widerſtand leiſten, weil er mit dem Könige von Frankreich Krieg führte, und ſich in großer Noth befand. Der ſavoiiſche Adel ſtand gar ohnmächtig da. Die Städte und Gemeinen aber unterwarfen ſich den Bernern gern, weil die ſavoiiſchen Herzoge oft übel regiert, und die Landſtände mehr für ſich ſelbſt, als für das Volk, geſorgt hatten.

Doch Wallis und Freiburg ſahen die Eroberung der Waat durch Bern nur mit ungünſtigen Herzen. Sie wollten gern auch ihren Theil davon. Die Walliſer bemeiſterten ſich von ihrer Grenze

hinweg des Gebiets bis an die Dranſe; die Frei- burger nahmen die Landſchaft von Rue und Ro- mont. Bern ließ das wohl geſchehen, um unge- ſtört das Hauptland zu behalten, und ſich darin feſtzuſetzen. Darum führte es ſogleich auch aller Orten den reformirten Gottesdienſt ein, ſetzte über die verſchiedenen Bezirke acht Landvögte, und ver- ordnete für das neuerworbene welſche Gebiet einen eigenen Seckelmeiſter, der Rechte und Einkünfte des Staats zu verwalten hatte. Nur wenige Orte behielten die ehemaligen Freiheiten. Der Stadt Lauſanne jedoch verblieben ihre alten großen Vorrechte faſt insgeſammt, alſo daß ſie wie eine Schutzſtadt anzuſehen war. — Zweimal ſchon in frühern Zeiten hatte Bern die Waat erobert; ein- mal in den Burgunderkriegen, da es Bex und Aelen für ſich behielt, das zweitemal vor dem Frieden bei St. Julian, da es nichts behielt. Jetzt zum drittenmal gab es die ſchöne Beute nicht wie- der zurück.

Zwar die großen und reichen Grafen von Greierz, welche im Waatlande viele Güter hat- ten, weigerten ſich lange ſtandhaft, den Städten Bern und Freiburg wegen ihrer hieſigen Herrſchaf- ten Huldigung zu leiſten. Allein weil die Grafen verſchuldet und geldbedürftig waren, kauften Bern und Freiburg ſtaatsklug die Forderungen von de- ren Gläubigern an ſich (im Jahr 1554). So ge-

langte damit Freiburg noch in den Beſitz der Herrſchaft Greierz; Bern aber in den Beſitz von Nötſchmund und Oron.

Es hatte Bern demnach ſein Gebiet um das Doppelte erweitert, und iſt durch ſtaatskluge Benutzung des günſtigen Augenblicks, durch Gemeinſinn, Entſchloſſenheit und tapferes Gemüth ſeiner Bürger die mächtigſte Stadt der ganzen Eidsgenoſſenſchaft an Land und Leuten geworden.

---

35.

## Glaubenshaß in den italieniſchen Vogteien, in Bünden und überall. Der Kalenderſtreit und der Borromeiſche Bund.

(Vom Jahr 1558 bis 1586)

Die Stadt Genf, mit einem kleinen Gebiet auſſer ihren Ringmauern, blühte fortan als Freiſtaat und ward eine der berühmteſten Städte des Schweizerlandes durch Kunſt und Wiſſenſchaft. Doch weigerten ſich die Eidsgenoſſen, ſie als zugewandten Ort zu erkennen, weil ſie immerdar voller Unruhen blieb. Dieſe Unruhen waren Wirkung theils der jungen Freiheit ſelbſt, theils der herben Strenge vom Religionseifer des Johannes Calvin. Calvin verfolgte Jeden, der nicht ſeinen Lehren beiſtimmte, mit Verbannung, Schwert und Scheiterhaufen.

Nur Bern allein hielt treu zu Genf, Genf zu Bern; auch erneuerten beide ihr Burgrecht oder Schutzbündniß (im Jahr 1558) auf ewige Zeiten. Denn Genf fand an Bern den ſicherſten Schutz ſeiner Freiheit gegen äuſſere und innere Anfechtung; Bern dagegen an Genf eine ſtarke Vorwacht gegen Savoien, zur Behauptung der Waat, und zur Zähmung der Waatländer, wenn dieſe vielleicht Freiheiten anſprechen wollten, welche die eidsgenöſſiſche Stadt nicht zu bewilligen gut fand.

Der Glaubenszwiſt unter den Eidsgenoſſen und ihren Unterthanen hatte unterdeſſen auch in den ennetbergiſchen oder italieniſchen Landvogteien, jenſeits des Gotthards, viele Herzen getrennt. Beſonders war in der Vogtei Locarno die Anzahl der Evangeliſch-Reformirten groß; zu ihnen gehörten viele der angeſehenſten und reichſten Geſchlechter; dort hatten Lälius und Fauſtus Sozzini eine weit freiere Denkart in Glaubensſachen verbreitet, als ſelbſt Zwingli in Zürich und Calvin zu Genf. Aber die Sozzini wurden vertrieben und ihre Anhänger verbannt, oder mit dem Tode beſtraft. In Locarno ſelbſt ward darauf Beccaria der vornehmſte Lehrer der Evangeliſchen. Auch ihn verhaftete der katholiſche Landvogt; aber ein Haufe reformirter Männer beſtürmte das Schloß deſſelben und erzwang

Beccaria's Freilaſſung. Der Landvogt, von den ſieben katholiſchen mitherrſchenden Ständen der Eidsgenoſſen bevollmächtigt, gebot dann allen Evangeliſchen den Beſuch des katholiſchen Gottesdienſtes und verwies mehrere des Landes. „Das iſt gegen den Landfrieden!“ riefen die evangeliſchen mitherrſchenden Stände. — „Nein,“ ſprachen die katholiſchen Stände, „der Landfrieden erſtreckt ſich nicht auf die italieniſchen Vogteien; hier gilt Mehrheit der Stimmen!“ Und ſo dauerten die Verfolgungen. Dazu ermunterte ohne Unterlaß der päpſtliche Nunzius oder Geſandte. Zuletzt wurde Landesverweiſung aller Reformirten aus Locarno beſchloſſen und (im März 1555) vollzogen. Anderthalbhundert Perſonen mußten auf dem Rathhauſe zu Locarno mit ſchweigender Ergebung des Verdammungsurtheil hören. Da trat plötzlich der päpſtliche Nunzius in den Saal und rief ergrimmt: „Das iſt zu gelinde! Man muß den Landesverwieſenen auch Hab und Gut, ja ihre Kinder entreiſſen!“ — Solcher Härte entſetzten ſich aber die Geſandten der katholiſchen Eidsgenoſſenſchaft. In ihrer Bruſt lebte viel mehr Menſchlichkeit, als in der Bruſt des Gottesprieſters. Und ſie ſprachen: „Nimmermehr weichen wir von unſerm einmal gefällten Urtheil!“

Alſo zogen die Verbannten mit Weib und

Kindlein in der rauhen Jahreszeit über wilde Gebirge hin, weit von der Heimath ihrer Väter hinweg. Die evangeliſchen Eidsgenoſſen empfingen dieſelben mit chriſtlicher Barmherzigkeit. Ueber hundert der Verwieſenen fanden Zuflucht in Zürich. Es waren bei denſelben reiche und gelehrte Männer, die Orelli, die Muralte und andere, deren Geſchlechter noch heut in Zürich blühen. Sie brachten die Kunſt der Seidenweberei in dieſe Stadt, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe an, und erhöhten durch ihren Fleiß den Wohlſtand Zürichs, der bald weit über die Grenzen der Schweiz hinaus berühmt ward.

Es iſt zu glauben, daß die Eidsgenoſſen wohl endlich zur ehemaligen Eintracht, trotz der Kirchenverſchiedenheit, zurückgekehrt ſein würden, wenn ſie nicht den Einflüſterungen auswärtiger Geſandten allzugeneigt ihr Ohr geliehen hätten. Allein es waren zu jener Zeit auch Religionskriege in Deutſchland und Frankreich; da warben nun die Boten der kriegführenden Fürſten um Gunſt und Beiſtand der Kantone ihres Glaubens, und wiegelten ſie gegen die Andern auf; und die Prieſterſchaft auf beiden Seiten half tapfer, die Gemüther alles Volks noch mehr zu entflammen. Vorſichtig zwar enthielten ſich die evangeliſchen Stände aller Einmiſchung in fremde Händel; aber

nicht alſo die katholiſchen Stände. Dieſe folgten dem Worte des päpſtlichen Nunzius, nicht minder dem Golde, welches beſonders der franzöſiſche Geſandte ſpendete, um Schweizerſöldner in ſeines Königs Dienſt zu ziehen. Sie ſchloſſen im Jahre 1553 mit König Heinrich II von Frankreich zum erſtenmal einen vollſtändigen Vertrag (Kapitulation geheißen) über die in franzöſiſchen Kriegsdienſt zu gebenden Schweizer, und ſtellten zehntauſend derſelben in einem Jahre und ſandten von Jahre zu Jahr beträchtliche Verſtärkungen nach. Ruhmvoll zwar haben die Schweizer auf fremdem Boden, doch immer nur als Söldner, geſtritten. Ihr Blut, ihre Thaten gehörten nicht dem Vaterlande an, darum auch nicht der Geſchichte des Vaterlandes. Mögen Fremdlinge preiſen, was Söldner bei ihnen gethan.

Sehr geſchäftig war vor Allen der päpſtliche Nunzius, den reformirten Kantonen wehe zu thun. Er ſann ſogar darauf, Genf, vielleicht auch Waatland, wieder an den Herzog von Savoien zu bringen. Gern hätten ihm, um Berns Ueberlegenheit zu ſchwächen, wohl ſelbſt reformirte Kantone dazu geholfen. Doch gelang das nicht. Denn als der Herzog von Savoien wirklich das Waatland wieder zurückforderte (im Jahre 1564), kam Bern, ſtaatsklug den übermächtigen Feind ausweichend, durch freiwilliges Opfer des Ländleins Gex und

des ganzen Bezirks jenſeits des Genferſees, größerm Verluſte zuvor. Dagegen entſagte Herzog Emanuel Philibert im Vertrag zu Lauſanne allen ſeinen Anſprüchen auf die Waat, und der König von Frankreich gewährleiſtete dieſen Vertrag, doch unter Vorbehalt der alten Freiheiten, die das Waatland von jeher bei Savoien genoſſen hatte. — Genf hingegen blieb den Anfechtungen von Savoien noch lange Zeit bloßgeſtellt. Das erweckte aber nur neue Kräfte in dieſem kleinen, jedoch heldenmüthigen Freiſtaat, der ſein Daſein muthvoll gegen liſtige Tücke und übermächtige Gewalt vertheidigte, allezeit von Bern mannlich unterſtützt. Darum (im Jahre 1581) trat auch Zürich endlich mit den Genfern in ewiges Burgrecht.

Unter allen Vertheidigern des römiſchen Stuhls war in der Eidsgenoſſenſchaft nie einer von größerer Wirkſamkeit erſchienen, als der Kardinal Karl Borromeo, Erzbiſchof von Mailand. Aber auch ſelten war einer ſo ſehr durch Tugenden des Geiſtes und Herzens fähig, Großes zu vollbringen, als dieſer junge, vielthätige, gottesfürchtige, für ſeinen Glauben begeiſterte Mann. Der Ausbreitung der neuen Lehren ewige Schranken zu bauen und die tief erſchütterte altkatholiſche Kirche gegen den Sturm der Zeit aufrecht zu halten: das ward das erwählte Tagwerk ſeines Lebens. Deshalb

ſchaffte er in Italien viele Mißbräuche ab, reinigte die Sitten der Geiſtlichkeit und that viele Reiſen. Er trat auch in die Schweiz. Aber nicht Alles, was er hier vollbrachte, brachte den Eidsgenoſſen Segen.

Wie er in das Veltlin kam, wo die Bündner reformirte Schulen gründen wollten, arbeitete er mächtig, heimlich dagegen. Doch in Bünden hätte er gern Katholiken gegen Reformirte in Harniſch getrieben; aber, ausgenommen am Hofe des Biſchofs von Chur, empfingen ihn die freien Söhne des Hochlandes kalt. Denn die Bündner hatten des Religionszanks genug gehabt, und mit demſelben war, wie bei den Schweizern, politiſcher Eigennutz reicher Familien Hand in Hand gegangen. Darüber hatte ſchon der edle Freiherr Johann Planta von Rhäzüns (1572) ſein Leben ſchuldlos auf dem Blutgerüſt, und mancher Biedermann durch Strafgerichte Ehr' und Heimath, Gut und Blut verloren. Man ſpricht noch heut zu Tage im Bündnerlande von den ruchloſen Strafgerichten zu Thuſis und Chur, von den bewaffneten Aufläufen des Volks, und von dem herrſchenden Laſter der Beſtechung in damaliger Zeit. Aber durch das Geſetz des Keſſelbriefes (1570) war endlich dem Laſter Schranken geſetzt, vermittelſt Geſchenken und Umtrieben Staatsämter zu erwerben; und durch das Geſetz des Drei-

ſiegelbriefs (1574) bewaffneter Aufſtand im Lande unterſagt. Denn in den Bündnern lebte, bei aller Liebe unbeſchränkter Freiheit, auch Liebe der Rechtlichkeit. Nur einzelnen vornehmen, herrſchſüchtigen Geſchlechtern war weder an Freiheit, noch Rechtlichkeit groß gelegen.

Als Kardinal Karl Borromeo zu den Eidsgenoſſen kam in die Schweiz, fand er bei den katholiſchen Kantonen vielen Beifall. Weil ſie für Schulunterricht zu wenig thaten, ſtiftete er für die katholiſche Jugend der Schweizer eine Prieſterſchule, genannt Seminarium, zu Mailand. Auch das ſtiftete er: es müſſe beſtändig ein päpſtlicher Nunzius im Schweizerlande wohnen. Solches gefiel den Reformirten übel; ſie ſpürten wohl, der werde ihnen immerdar Verdruß machen wollen. Als einſt im Winter (1580) ſolch ein Nunzius nach Bern kam, wies ihn die Regierung aus der Stadt und die Buben auf den Gaſſen warfen ihn mit Schneeballen.

Der Streit zwiſchen katholiſchen und evangeliſchen Parteien erfüllte in jenen Tagen faſt die ganze Welt. Spanien, Savoien und der Kaiſer waren des Papſtes tapferſte Vorfechter. In Frankreich wurden aber troz dem die Hugenotten oder Reformirten doch faſt Meiſter. Der Papſt arbeitete, die ganze katholiſche Welt zum Krieg auf Tod und Leben gegen die Evangeliſchen zu bewe-

gen. Das hieß er einen heiligen Krieg. Im Schweizerlande ermahnte Kardinal Borromeo eifrig dazu, man müſſe für Erhaltung der römiſchen Kirche ſtarken Bund zuſammen ſchlieſſen. Und je länger die Menſchen unter einander alſo ſtritten, je mehr erhitzten ſich die Gemüther. Ja es gedieh ſo weit, daß die Reformirten den damals erſchienenen verbeſſerten neuen Kalender nicht annehmen wollten (1582), weil ihn ein Papſt hatte verfertigen laſſen. So argwöhniſch gegen Alles, wenn es von Rom kam, auch gegen das Beſte, waren die Evangeliſchen, daß ſie lieber die ſchlechte Zeitrechnung des alten Kalenders beibehielten. Wenig fehlte, es wäre darüber unter ihnen ſelbſt blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen.

Der Zank um den alten und neuen Kalender half vieles dazu, daß die katholiſchen ſieben Orte den Bund für Erhaltung der römiſchen Kirche unter ſich ſchloſſen, den Borromeo angerathen hatte. Am zehnten Oktober 1586 kamen Geſandte von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg in der Stadt Luzern zuſammen, und beſchworen den Bund, welchen man den goldenen oder borromeiſchen hieß. Billiger hätte er der blutige geheißen. Er riß Eidsgenoſſen von Eidsgenoſſen noch weiter.

———

## 36.

## Aufſtand in Mühlhauſen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen ſich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln.

(Vom Jahr 1587 bis 1603)

Von nun an hielten die katholiſchen Orte feſter mit Fremden zuſammen, als mit Schweizern evangeliſchen Glaubens. Darüber freuten ſich die Ausländer, denn ſie zogen aus dieſer Zwietracht Vortheil. Da kam der Geſandte von Spanien, und ſtreute Gold aus und ſchloß mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg einen Bund für ſeinen König (im Jahr 1587). Da kam der päpſtliche Nunzius, predigte Krieg gegen die Reformirten oder Hugenotten in Frankreich, und mehr denn achttauſend katholiſche Schweizer zogen hinaus in den ausländiſchen Bürgerkrieg. Da kamen Geſandte der Hugenotten und predigten Krieg zur Vertheidigung des evangeliſchen Glaubens in Frankreich; und Tauſende von reformirten Schweizern und Bündnern zogen hinaus in die franzöſiſchen Blutfelder, und die Obrigkeiten im Lande thaten, als wüßten ſie nichts davon. Auf fremder Erde, um ſchnödes Geld, würgten Schweizer ihre eigenen Brüder. Das that Glaubenshaß!

Und in Alles miſchte dieſer böſe Geiſt ſein Gift. Auch das Kleinſte machte er zum Werkzeug großen Verderbens, wie es Mühlhauſen erfuhr.

Die Stadt Mühlhauſen im Elſaß iſt eines uralten Entſtehens. Schon ſeit faſt fünfhundert Jahren war ſie, gleich den meiſten Städten der Schweiz, eine freie Stadt des deutſchen Reichs, und ſeit hundert und zweihundert Jahren ſchon mit Baſel, dann mit Bern, Freiburg und Solothurn in Schutzbündniſſen geweſen, endlich (ſeit dem Jahr 1515) als zugewandter Ort der Eidsgenoſſen betrachtet, mit Sitz und Stimme auf Tagſatzungen. Nun begab ſich, daß daſelbſt das Geſchlecht der Finninger Rechtsſtreit mit andern Bürgern wegen eines Stücks Waides bekam und verlor. In ihrer Rache wandten ſich die Finninger an die öſterreichiſche Regierung zu Enſisheim, dann an die Tagſatzung der Eidsgenoſſen. Und weil man den katholiſchen Schweizern vorſpiegelte, ſie könnten Mühlhauſen bei dieſer Gelegenheit zum alten Glauben zurücktreiben, nahmen ſie ſich der Finninger an, und bedrohten den Stadtrath von Mühlhauſen mit Aufhebung des alten Bundes. Der Stadtrath hinwieder rief die evangeliſchen Orte an, und dieſe entſchieden zu deſſen Gunſten. Alsbald ſchickten die katholiſchen Orte, nebſt Appenzell, den Mühlhauſern den eidsgenöſſiſchen Bundesbrief mit abgeriſſenen Siegeln zurück. Nun

machte die Partei der Finninger darüber Aufruhr, gewann das Volk, und ſetzte den Stadtrath ab, als ſei er am Verluſt des Bundes mit den Eidsgenoſſen Schuld. Die evangeliſchen Kantone wollten freundlich vermitteln und richten, aber wurden nicht gehört; und als ſie drohten, die Ordnung der Dinge mit Ernſt herzuſtellen, waffneten die Bürger und verſtärkten ſich mit öſterreichiſchen Soldaten. Alſo ſchickten die reformirten Eidsgenoſſen Kriegsvolk, unter Anführung des Feldherrn von Erlach; ſechshundert Basler voran. Aber von den Stadtmauern donnerte das ſchwere Geſchütz. Da ſtürmten und erbrachen die Schweizer noch in ſpäter Nacht das Thor. Gefecht und Morden ward in allen Gaſſen; die Bürgerſchaft beſiegt; die fremde Beſatzung entwaffnet, fortgeſchickt und die Ruhe mit Enthauptung der vornehmſten Aufwiegler hergeſtellt. Doch ſeit dieſem Jahre (1587) blieb für Mühlhauſen die Bundesgenoſſenſchaft der katholiſchen Eidsgenoſſen auf ewig verloren, und die Stadt gelangte nie wieder auf der Tagſatzung zum Stimmrecht.

Bald nachdem geſchahen ſchier noch üblere Dinge im Lande Appenzell. Hier hatten in beiden Rhoden Evangeliſche und Katholiken unter einander gewohnt, im äuſſern Rhoden mehr Reformirte, im innern und im Hauptflecken Appenzell mehr Katholiſche. Nun kamen die Kapuziner

in's Land, und ſtifteten heimlich auf, man müſſe die Evangeliſchen mit Gewalt zur katholiſchen Kirche treiben; der Landammann Meggelin, ein im alten Glauben harteifriger Mann, wollte dazu den Anfang machen. Er beſchied ſiebenundzwanzig junge reformirte Männer vor den großen zwiefachen Landrath zur Verantwortung und ließ das Rathhaus von katholiſchen Bauern umringen. Wenn die Siebenundzwanzig nicht gehorchen würden, wollte er am Fenſter ein Zeichen geben, es ſollte der Rath ſich ſchnell entfernen, und das Volk ſtracks über die Siebenundzwanzig herfallen. Allein er hatte übel gerechnet. Denn als die Männer nicht gehorchen wollten, und er zum Fenſter und die Rathsherren zur Thür liefen, zogen die Siebenundzwanzig unter ihren Mänteln verborgenes Gewehr hervor, beſetzten Thür und Fenſter, und brachten den Landammann in ſo großes Schrecken, daß er zum Fenſter hinausrief: „Friede. Geht nur auseinander!“ So gingen die Bauern auseinander, und die Siebenundzwanzig entkamen ohne Schaden. Dieſer Tag (14. Mai 1578) ward nun der Anfang aller Unruhen.

Von da an plagten und verfolgten ſich die Parteien bitterlich. Die Reformirten waren ſehr gedrängt in Innerrhoden, die Katholiken ſehr geängſtet in Auſſerrhoden. Man nahm einander gefangen; man läutete mehrmals Sturm; man

griff mehrmals zu den Waffen. Verſtändige Vaterlandsmänner verhüteten immer glücklich den Bürgerkrieg. Nachdem endlich weder in Räthen, noch Kirchhörinen oder Gemeindverſammlungen, noch in Landsgemeinen Einigkeit zu bringen war, ward eidsgenöſſiſches Recht angerufen. Die Eidsgenoſſen waren aber wiederum mehr Partei als Richter. Die Katholiſchen halfen den Katholiken, die Reformirten den Evangeliſchen. Zuletzt ſprachen die Appenzeller: „Das gibt keine Ruhe; man muß das Land theilen und jedem Theile eigenen Glauben, eigene Obrigkeit und eigenes Gericht überlaſſen!“

Das geſchah nach zehnjährigem Lärmen nun wirklich, und den Landtheilungsbrief haben ſie am 8. Herbſtmonds 1597 unterſchrieben. Es wurden zwiſchen Auſſerrhoden und Innerrhoden Land und Recht, Panner und Siegel, ſelbſt das Geſchütz im Zeughaus getheilt. Die Evangeliſchen ſetzten ſich in Auſſerrhoden an und zählten da zuſammen ſechstauſend dreihundert zweiundzwanzig Mann; in Innerrhoden wohnten die Katholiſchen und zählten zuſammen zweitauſend ſiebenhundert zweiundachtzig Mann. Aber beide Rhoden, obgleich getheilt, wie Ob- und Nidwalden, blieben im Kreiſe der Eidsgenoſſen, gleichwie Unterwalden, nur ein einziger Stand.

Solches war Allen recht, nur nicht dem Landammann Tanner von Innerrhoden. Der haßte

die Evangeliſchen in Auſſerrhoden unverſöhnlich, und wollte ſich nicht zufrieden geben; ſtiftete Zwietracht und Neckerei, und hoffte die katholiſchen Kantone ſogar zu vermögen, Auſſerrhoden zu zwingen, den dort noch wohnenden ſechs bis ſieben Katholiken alle Vorrechte wie im innern Rhoden zu geſtatten. Dies gelang dem Tanner jedoch nicht, und er ward wegen ſeiner Thaten und Geſinnungen zuletzt ſelbſt den eigenen Mitbürgern ſo verhaßt, daß er Hab und Gut und Würden verlor, und als armer Mann umherzog und in einem Viehſtall im Thurgau elendiglich ſtarb.

Wohl war es ein Glück für's Schweizerland, daß Könige und Fürſten, ringsumher in allerlei Kriegshändel verſtrickt, ſich nicht in die Streitigkeiten der Eidsgenoſſen miſchen konnten. Vielleicht wäre es um die Unabhängigkeit, mehr als einmal, geſchehen geweſen. Aber Spanien und Mailand kriegten mit Frankreich, und der deutſche Kaiſer mit den Türken. Jeder wollte dabei die Schweizer zum Beiſtand. Die Eidsgenoſſen hingegen, entweder weil ſie ſich unter einander nicht trauten, oder weil ein Theil dieſem, der andere Theil, jenem Fürſten wohl wollte, lähmten ſich gegenſeitig. Vielmehr mahnten ſie den König von Frankreich und den König von Spanien auf rührende Weiſe zum Frieden, und Zürich bat den Kaiſer, und Luzern den Papſt, ſolchen Friedensvorſchlägen

Eingang in die Herzen zu ſchaffen. Sie richteten freilich wenig aus.

Darum, und weil König Heinrich IV von Frankreich ein gar tugendlicher und tapferer Herr war, den Evangeliſchen und Katholiſchen lieb, und weil er verſprach, jährlich viermalhunderttauſend Kronen in die Schweiz zu ſchicken, als Abzahlung rückſtändiger Schulden, und weil er ſogleich eine Million baaren Geldes mit ſeinem Geſandten ſandte, wurden ihm Alle von Herzen gewogen. Und ſie ſchloſſen mit ihm neuen Bund (1602).

Der war jedoch weder den Spaniern gelegen, noch dem Papſt, noch dem Herzog von Savoien. Die Alle haßten den tapfern König Heinrich IV. Und der Herzog von Savoien meinte, es ſei die beſte Zeit, ſich wieder Meiſter von Genf zu machen. Heimlich nahm er ſeine Soldaten, und Neapolitaner und Spanier dazu, und ſchickte ſeinen Feldoberſten Brunaulieu in der Stille aus, die Stadt zu überrumpeln. In finſterer Nacht (zwiſchen dem 11. und 12. Dezember 1602) rückten ſie gegen die Mauern, legten Sturmleitern an, ſtiegen hinauf und glaubten ſchon, Alles ſei gewonnen. Aber da hörte eine Genfer Schildwacht das Getöſe und ſchoß das Gewehr ab. Es ließ der Wächter das Schutzgatter des Thors nieder; es wachten die Bürger auf: „Hurrah, der Feind iſt da!“ liefen mit den Waffen auf die Wälle, tödte-

ten, was ſchon in die Stadt eingedrungen war, und zerſchoſſen die Sturmleitern. — Mit Verluſt und Schimpf und Schanden zogen die Savoiarden ab.

Stracks ſchickten Bern und Zürich Hilfe in die Stadt und nöthigten den Herzog zum Friedensvertrag (11. Juli 1603), worin er verhieß, vier Meilen weit um Genf kein Kriegsvolk mehr zu halten, da keine Feſtung zu bauen, auch die Stadt nimmer anzufechten. Seitdem feierten die Genfer alljährlich die Sturmleiter-Nacht oder Escalade, als Siegs- und Freudenfeſt.

---

## 37.

## Unruhen in Biel. — Verſchwörung gegen Genf. — Der ſchwarze Tod. — Anfang der Bürgerkriege in Bünden.

(Vom Jahr 1603 bis 1618)

In derſelben Zeit, da die freien Genfer ihr Kränzlein gegen des Herzogs von Savoien Nachſtellungen behaupteten, ſtritten die Leute im Lande Wallis ihren letzten bittern Kampf um Glaubensſachen. Hier waren die Reformirten an Zahl die Schwächern; darum unterlagen ſie. Zwar hatten ſie ſeit mehr denn fünfzig Jahren, vermöge eines geſchloſſenen Landfriedens (1551), Duldung

genoſſen; allein am Ende mochte man ſie nicht länger im Lande leiden. Der Biſchof und der Landrath befahlen, ſie müßten ihre Güter verkaufen und das Vaterland meiden. Es war umſonſt, daß die evangeliſchen Kantone (im Jahr 1603) Fürbitten einlegten; die katholiſchen Kantone brachten dagegen Ermunterungen, man müſſe die Reformirten und ihre Prediger austreiben. Und ſie wurden vertrieben und ſahen das Land ihrer Väter nicht wieder.

Eben ſo haderten die Bürger von Biel mit ihrem Biſchof. Biel iſt eine alte Stadt, anmuthig gelegen an ihrem See. Sie iſt lange mit eigenen Freiheiten unter den Grafen von Neuenburg geweſen, nachher (im Jahr 1274) an den Biſchof von Baſel gekommen, der ihr die Rechtſame einer freien Reichsſtadt verſchaffte, damit ſie ihn lieb habe. Durch ſolche Freiheit war die Stadt ſchnell aufgeblüht; ſie führte in mancher Fehde ihre Waffen glücklich, und die Einwohner im Thale Erguel folgten ihrem Panner. Mit Bern hatte ſie ſchon früh (1279) Bund und Burgrecht zum Schutz ihrer Rechte; dann auch mit Solothurn (1382) und hundert Jahre ſpäter (1496) auch mit Freiburg. Mit allen Eidsgenoſſen hielt ſie freundlich zuſammen, und ward daher auch, als zugewandter Ort, geehrt. Sie ſuchte zuletzt ſämmtliche Rechte des Biſchofs über ihre Bürgerſchaft

und über die Landſchaft Erguel (1554) zu kaufen, um Hauptſtadt eines ſchönen Gebietes zu werden. Allein der Verſuch mißlang und brachte noch viel Verdruß und Streit zwiſchen Biel und dem Biſchof von Baſel. Doch ward der Hader zuletzt (1610) freundlich von eidsgenöſſiſchen Schiedsrichtern abgethan, alſo, daß Biel dem Biſchof ferner als Landesfürſten huldigte, ohne deſſen und der Eidsgenoſſen Zuſtimmung ſie keine neue Bündniſſe ſchlieſſen konnte, und der ſeine Rechtſame in der Stadt behielt, ſo wie er anderſeits auch die Freiheiten von Biel beſtätigen mußte, und daß die Mannſchaft vom Erguel ferner unter dem Panner der Stadt im Kriege verblieb.

Noch wäre viel von andern Zwieſpalten und Zerwürfniſſen aus dieſen Zeiten zu ſagen; von der Verſchwörung zweier Franzoſen, du Terreil und La Baſſide, welche die Stadt Genf (im Jahr 1609) durch Verrätherei überrumpeln und dem Herzog von Savoien in die Hände ſpielen wollten, aber verrathen und hingerichtet wurden; oder von den Händeln im Thurgau, wo betrunkene Bauern auf einer Hochzeit zu Gachnang (1610) den Hektor von Beroldingen, einen dortigen Gutsherrn, mißhandelten, ſeine Kapelle ſchleiften und den Statthalter des Landvogts ſteinigten, woraus dann die evangeliſchen und katholiſchen

Kantone ſo weitläufige und gefährliche Streitſache machten, daß die Katholiſchen nicht mehr mit den Zürichern auf Tagſatzungen erſcheinen wollten und beide Theile Krieg drohten, hätten nicht die übrigen Eidsgenoſſen gütlich vermittelt. Allein größere und ſchreckhaftere Geſchichten ſind zu melden.

Es brach die Peſt aus. Man nannte dieſe ſchreckliche Krankheit nur den ſchwarzen Tod. Sie kam aus fernen Ländern (1610) über Baſel, wo ſie bei viertauſend Menſchen tödtete. Sie drang im folgenden Jahre tiefer ins Land, nach Bern und Solothurn und Freiburg. In Zürich ſtarben fünftauſend Perſonen; im Glarner Lande bei zweitauſend; weit mehr noch im Toggenburg und Appenzellerland. Zu Sarnen in Obwalden legte man zweihundert und achtzig Todte in ein einziges Grab. Im Thurgau entvölkerte der ſchwarze Tod ganze Dörfer, und die Aecker lagen öde, weil keine Hand ſie mehr baute. Als man die Verſtorbenen des Thurgau's zählte, waren derſelben dreiunddreißigtauſend fünfhundert vierundachtzig an der Zahl. Ueberall faſt ging der vierte Theil des Volkes ins Grab.

Bis hinauf in die hohen Thäler Graubündens würgte die Hand des ſchwarzen Todes. Aber in dieſen Thälern wütheten damals noch andere Schrecken, welche der Menſch ſelbſt ſchuf.

Seit der König von Spanien Herr von Mailand und der Lombardei geworden, trachtete er heimlich, Herr vom bündniſchen Unterthanenland Veltlin zu werden, um mit Oeſterreich durch Tyrol näher zu verkehren. Denn Oeſterreich war Spaniens beſter Bundesgenoſſe und konnte nach Mailand keine Hilfe ſchicken, als durch das Gebiet von Venedig oder von Bünden. Darum miſchte ſich der ſpaniſche Statthalter zu Mailand, auf Geheiß ſeines Herrn, gern in die Händel der Veltliner, und die Veltliner hatten immerdar Gezänk unter ſich, beſonders der Religion willen. Seit nämlich die Bündner (im Jahr 1552) den Veltliner freien Uebung auch des evangeliſchen Gottesdienſtes geſtattet hatten, waren die Einwohner vieler Gemeinen zu demſelben übergetreten, und daher Feindſchaft von den andern gekommen.

Der König von Frankreich, Oeſterreichs und Spaniens Feind, warnte die Bündner vor den Abſichten Spaniens. Auch der Freiſtaat Venedig warnte, der vor der Macht Oeſterreichs und Spaniens Furcht hatte. Venedig ſowohl als Frankreich und Spanien ſchickten Geſandte ins Bündnerland, die mußten den Häuptern und den Vornehmſten ſchöne Worte und Geſchenke geben. Das gefiel den Herren wohl; der Eine dachte gut ſpaniſch, der Andere gut franzöſiſch, ſelten einer gut vaterländiſch. An der Spitze der ſpaniſchen Partei

ſtand Rudolf Planta, an der Spitze der franzöſiſchen Herkules von Salis. Zuerſt hatte jener die Gewalt und die meiſten katholiſchen Gemeinden auf ſeiner Seite. Der ſpaniſche Statthalter von Mailand erbaute auf einem Hügel am Comerſee eine Feſtung, die er nach ſeinem Namen Fuentes nannte (1604). Von da ſah er tief in die Thäler von Cläven und Veltlin; er hielt einen Hauptpaß von Bünden in ſeiner Hand.

Jetzt erſchrack das Bündnervolk und ward voll großer Unruhe. Es klagten beide Parteien einander an. Die Gemeinen erhoben ihre Fahnen und ſetzten ein Strafgericht zu Chur nieder, welches die Landesverräther richten ſollte. Da wurden, wie in Volksſtürmen geſchieht, Schuldige und Unſchuldige eingekerkert, verbannt, oder ihrer Güter beraubt, und Georg Beeli, der öſterreichiſche Landvogt zu Caſtels, und Kaspar Baſelga, ehemals fürſtbiſchöflicher Hauptmann zu Fürſtenburg, auf dem gemeinen Richtplatz der Stadt Chur enthauptet (1607). Sie hatten den Spanier treuer, als ihrem Vaterlande gedient. Vergebens bat die Eidsgenoſſenſchaft für das Leben derſelben. Es bereute Beeli zu ſpät auf dem Richtplatze ſeinen Leichtſinn und ſprach: „Der Bürger eines freien Landes hört auf ein freier Mann zu ſein, wenn er fremder Fürſten Gunſt allzuhoch ſchätzt.“

Zwar milderte ein neues Strafgericht zu Flanz bald nachher manche der ausgeſprochenen Strafen. Allein der Parteihaß ward nicht milder. Spaniſches und franzöſiſches Gold nährten ihn. Der Eine warb für Venedig und Frankreich, der Andere für Mailand. Jeder wollte Rache, jeder vom Auslande Jahrgeld und Geſchenke und ſich groß machen. Neue Strafgerichte wurden zuſammengerottet, neue Ungerechtigkeiten verübt, neue Feindſchaften angeblaſen. Das ſpaniſche wie das venediſche Bündniß wurden verworfen. Gemeinden ſtanden zuletzt gegen Gemeinden, Brüder gegen Brüder. Im Thale Engadin zog das getrennte Volk bewaffnet ins Feld; an der Spitze der Spaniſchgeſinnten Auguſtin Travers, des Rudolf Planta Schwager, an der Spitze der venediſchen Partei Anton Travers, des Auguſtins Bruder. Schon waren Männer auf beiden Seiten durch Stückkugeln getödtet: da ſtürzten heulend noch die Weiber und Schweſtern zwiſchen die ſtreitenden Brüder und Gatten, und beſänftigten die Erbitterten.

Doch was die Liebe zarter Frauen verſöhnt hatte, ſchied der Glaubenshaß hartherziger Prieſter von Neuem. Zu Bergün, im wilden Bergthal zwiſchen Gletſchern, ſaß die evangeliſche Geiſtlichkeit des Landes zu einer Kirchenberathung (im Jahre 1618) beiſammen. Da ſagten einige der-

ſelben: der Statthalter von Mailand habe wieder große Summen ins Land geſchickt, um das ſpaniſche Bündniß zu Stande zu bringen; und wenn es ihm nicht gelänge, wolle er Veltlin in Aufruhr jagen, dort über alle Evangeliſche herfallen und ein fürchterliches Blutbad anrichten.

Als dieſe Rede im ganzen Lande verbreitet ward, erhob ſich das erſchrockene Volk. Am erſten in Engadin, wo Rudolf Planta ins Tyrol flüchten mußte. Gegen ihn war von Samaden ein reformirter Pfarrer, Georg Jenatſch, mit bewaffneten Haufen gezogen. Zu Thuſis ward ein Strafgericht verſammelt und von reformirten Pfarrern verderbenvoll geleitet. Da wurd: Rudolf Planta vogelfrei erklärt, desgleichen ſein Bruder Pompejus. Da wurde Johannes Flugi, Biſchof von Chur, der entflohen war, Lebens und Gutes verluſtig geſprochen; Auguſtin Travers auf ewig verbannt; mancher Andere geächtet und beſtraft, am härteſten Nikolaus Rusca, Erzprieſter von Badano aus dem Veltlin, und Johann Baptiſt Prevoſt, genannt Zambra, Landammann des Pregäll. Rusca, ein frommer katholiſcher Geiſtlicher, obgleich er ſelbſt auf der Folterbank ſtandhaft ſeine Unſchuld an der ſpaniſchen Verſchwörung betheuerte, ſtarb im Kerker; man ſagte, vergiftet. Sein Leib ward vom Henker verſcharrt. Und der Landammann

Zambra, ein vierundſiebenzigjähriger Herr, kranken Leibes, wurde mit dem Schwert enthauptet, weil er auf der Folter bekannte, von Spaniern, wie von Franzoſen, Mieth und Gaben empfangen zu haben.

Das Blut Zambra's und Nusca's ſchrie zum Himmel. Nun kamen Tage des Entſetzens und Jammers über Rhätien. Wehe, wo das Volk in Waffen ſich ſelber Recht ſchaffen will.

---

38.

## Entſetzlicher Untergang von Plurs. — Der Veltliner-Mord. — Bürgerkrieg in Bünden.

(Vom Jahre 1618 bis 1621)

Den Gräueln, die da kommen ſollten, gingen Gräuel und Schrecken der Natur voran.

Im Thale von Cläven, welches die Bündner durch Amtleute, gleichwie Veltlin und Worms, verwalteten, erhob ſich am Fuße des Berges Conto, mit vielen Kirchen, Paläſten und Luſtgärten, der reiche Flecken Plurs, gleich einer ſchönen Stadt. De ſah man viele Gewerbe, und die Kaufleute lieſſen jährlich zwanzigtauſend Pfund Seide zu allerlei Waare verarbeiten.

Es begab ſich aber, daß nach vieltägigen Regen-

güſſen, am vierten Herbſtmonats 1618, ein Theil des Erdreichs vom Berge Conto abließ und manchen Rebenhügel verſchüttete. Die Hirten liefen warnend gen Plurs und ſprachen: der Berg Conto zeige ſeit Jahren bedenkliche Riſſe; oft flöhen die Kühe von da mit Gebrüll hinweg. Andere kamen und ſprachen: in benachbarten Dörfern hätten die Bienen in Schwärmen ihre Körbe verlaſſen und wären todt aus der Luft zur Erde gefallen! Die Leute zu Plurs achteten der Warnungen nicht.

Plötzlich, als die Nacht anbrach, erdröhnte dumpf und weit umher der Erdboden. Dann Todesſtille. Der Strom der Maira ſtand zwei Stunden waſſerlos. Wie der Morgen erſchien, ward der Himmel wunderbar von Staub und Dunſt verdunkelt geſehen. Das reiche Plurs und das Dorf Cilano waren verſchwunden, vom herabgeſtürzten Gipfel des Berges Conto bedeckt. Hundert Schuh hoch lag der Felſenſchutt über den Wohnungen der Menſchen und verbarg, als ein ungeheures Grab, die Leichname von dritthalbtauſend Erſchlagenen.

Zwar hörte dies voll Entſetzens das benachbarte Veltlin. Aber man vergaß das Unglück der Nachbarn hier ſchnell; denn ſchon ward gerathſchlagt über Aufruhr und Rache um den Tod des frommen Prieſters Rusca. Es hörte voll Entſetzens ganz Bündnerland den Untergang von

Plurs. Aber der Grimm der Parteien vergaß ihn ſchnell. Denn hier ſchrien die Verwandten der zu Thuſis Beſtraften um Rache gegen die Gewaltthaten der franzöſiſchen Partei; hier ſchrien die katholiſchen Gemeinden über die Reformirten, und daß dieſe den alten Glauben im vaterländiſchen Gebirge auszurotten gedächten; es ſchrien die Verbannten nach Hilfe bei den Eidsgenoſſen, beim Hauſe Oeſterreich und in Mailand bei den Spaniern.

Und viele Gemeinden des grauen Bundes, voran die Lugnetzer, erhoben abermals die Fahnen und zogen nach Chur, Recht zu ſchaffen; ihnen kriegeriſch entgegen Engadiner, Brettigäuer und andere der franzöſiſchen Partei. Als ſie handgemein geworden, und Einige getödtet waren, traten ernſtlich die Leute anderer Hochgerichte dazwiſchen, ſetzten zu Chur ein unparteiiſches Gericht nieder, und dieſes mäßigte (Juni 1619) die harten Sprüche von Thuſis und rief die verbannten Planta's zurück.

Solche Milde erbitterte dann wieder das Volk im Engadin, Münſterthal und Davos. Daſſelbe zog mit ſeinen Fahnen ebenfalls gen Chur, und erklärte die Sprüche des Gerichts ungültig. Umſonſt ging Thomas von Schauenſtein, Freiherr zu Haldenſtein, in das Kriegslager, rieth freundlich von aller Gewaltthat ab,

und ſchlug vor: Um Frieden im Lande zu haben, ſolle man die Häupter ſowohl der Partei der Planta, als der Salis, zwanzig bis dreißig Jahre von Aemtern ausſchlieſſen. Keinem gefiel es. Die Bewaffneten beſchloſſen vielmehr, die Geſandten der fremden Mächte aus dem Lande zu weiſen, denn von dieſen rühre alles Unheil her. Sie vertrieben die Richter aus Chur und deren Kriegshaufen, die bei Reichenau verſchanzt lagen, und ſetzten ein neues Strafgericht zu Davos nieder. Dort wurden die Urtheile von Thuſis nicht nur beſtätigt, ſondern ſogar verſchärft, und die begnadigten Verbannten abermals verbannt. Auch hier waren es, wie in Thuſis, reformirte Geiſtliche, welche am wüthendſten zur verderbenvollen Härte ermunterten.

Darauf gingen die verbannten Brüder Rudolf und Pompejus Planta zum Erzherzog von Oeſterreich, ihn im Kriegsvolk ins Land zu rufen. Sie warben im Etſchlande herrenloſe Kriegsknechte, und ihr Vetter Jakob Robuſtelli wiegelte die Veltliner auf und ſammelte viel Geſindel im Mailändiſchen zu ſeinen Fahnen.

In der Nacht vom 19. Heumonat 1620 ſtieg Jakob Robuſtelli mit ſeinen Mordbanden herab in das Thal Veltlin. Die Verſchwörung daſelbſt zum blutigen Untergange aller Reformirten des Landes war reif. Der Hauptort des Thales,

der Flecken Tirano, ward umzüngelt. Vier Schüſſe gaben das Zeichen. Das Blutbad begann. Die Sturmglocken heulten. Von Dorf zu Dorf wurden die Reformirten erſchlagen, erſchoſſen, erwürgt, zu Tode geſchleift, ihre Leichname in die Wellen des Addaſtroms geſtürzt. Nicht Weiber, nicht Säuglinge, nicht Greiſe fanden Erbarmen. Einigen hat man Naſen, Backen, Ohren weggeſchnitten; andern die Eingeweide aus dem Leibe geriſſen, andern Pulver in den Rachen geſtoßen und angezündet. Ein Metzger prahlte, achtzehn Menſchen umgebracht zu haben. Den aufgeſpießten Kopf des reformirten Pfarrers von Tirano pflanzte man auf ſeine Kanzel hin. Da blieb kein Heiligthum heilig.

Nach mehrtägigem Morden übernahm Jakob Robuſtelli die höchſte Gewalt im Veltlin; Worms verband ſich mit ihm; nur Cläven blieb den Bündnern treu. Dieſe, entzweit unter ſich, wurden auch nach dieſer That nicht eins. Die katholiſchen Gemeinden des grauen Bundes, von ihren Geiſtlichen und den Häuptern der ſpaniſchen Partei beredet, wollten kein Kriegsvolk gegen die Aufrührer ins Veltlin ſchicken. Hingegen aus vielen Hochgerichten des Gotteshaus= und Zehngerichten=Bundes gingen bei zweitauſend Mann über das Gebirge, angeführt von Ulyſſes Salis, des Herkyles Sohn, und Johannes Guler.

Während dieſe anrückten, führten die Planta's aus dem Tirol öſterreichiſche Heerhaufen unter dem Feldoberſten Baldiron ins Münſterthal der Bündner, und drohten, es zu behalten, bis man die Planta's heimberufe. Und über Cläven kam mailändiſches Kriegsvolk den Veltlinern zu Hilfe. Die Streithaufen der Bündner, nachdem ſie ſchon die Hälfte Veltlins beſetzt hatten, mußten vor der Uebermacht weichen und Hilfe von den angerufenen Eidsgenoſſen erwarten.

Aber, wie die Bündner, ſo waren auch die Eidsgenoſſen zwieträchtig. Denn da Bern den Kriegsoberſten Nikolaus von Müllinen mit zweitauſend Mann nach Rhätien ſandte, verlagerten ihm die katholiſchen Kantone bei Mellingen im Aargau die Straße. Auf Umwegen kam er nach Zürich, wo Oberſt Jakob Steiner mit tauſend Mann zu ihm ſtieß. Als ſie durch die March ziehen wollten, erging von den Schwyzern gegen ſie Landſturm. Auf Umwegen gelangten ſie nach Bünden. Von da zogen ſie vereint mit den Schlachthaufen der Bündner gen Worms und ſiegreich bis Tirano; nur die katholiſchen Fahnen des grauen Bundes wollten nicht mit ihnen. Vor Tirano ward gegen die ſpaniſchen Kriegsſchaaren und gegen die veltliniſchen Empörer blutig geſtritten (11. Sept. 1620). Da ſtarb der tapfere Mann Nikolaus von Müllinen den Heldentod, und

alle Hauptleute Berns, bis auf einen, ſtarben mit ihm unter den Mauern von Tirano. Auch Fluri Sprecher fiel, einer der Bündner Oberſten, und viele Andere ſanken mit ihm. Allein Tirano blieb unerobert. Und weil es dem Heere an Pulver, Blei und Lunten zu fehlen anfing, zog es über die Gebirge nach Bünden zurück.

Hier hatte indeſſen Pompejus Planta den grauen Bund bewegt; aus den katholiſchen Kantonen waren anderthalbtauſend Mann, unter Anführung des Oberſten Hans Konrad Beroldingen von Uri, zum Schutz desſelben gekommen, und bei Reichenau gelagert, zwei Stunden von Chur. Man ſprach ſchon davon, der graue Bund müſſe der vierzehnte Ort der Eidsgenoſſenſchaft ſein, müſſe Veltlin allein behalten und ſich von den andern Bünden trennen. Solches Zerreiſſen aller Freundſchaft jammerte die Redlichen im Volk ſehr. Sie ſtanden auf, ermahnten zur Verſöhnung, und bewirkten eine Zurückberufung der fremden Geſandten, und wollten auch die Eidsgenoſſen hören. Aber der franzöſiſche Geſandte, wie er wieder ins Land kam, trieb ſein voriges Spiel, und machte für Frankreich Parteiung. Der ſpaniſche Statthalter zu Mailand hinwieder ſchickte Abgeordnete mit Gold, die mußten die großen Herren und die Gemeinden gegen Frankreich aufwiegeln. Der päpſtliche Nunzius ſeinerſeits ermun-

terte die katholiſchen Gemeinden gegen die evangeliſchen. Die Abgeordneten der Eidsgenoſſen, ſtatt Frieden zu ſtiften, zankten ſelbſt erbittert wider einander, alſo, daß ſie Alle unverrichteter Sachen zurückreiſeten. Ihnen folgten die Kriegsvölker von Bern nach.

Damit war des Zwieſpalts und Grolls im Lande noch mehr geworden. Georg Jenatſch, ſonſt ein reformirter Pfarrer, nun Kriegsmann, überfiel mit einigen Spießgeſellen den Pompejus Planta im Schloſſe Rietberg und erſchlug ihn. Dann ſammelte er die Fahnen der Engadiner, Bergüner und Münſterthaler, überwältigte damit im grauen Bund den Heerhaufen der katholiſchen Kantone, und trieb denſelben, nach ſiebenſtündigem Gefecht, in die Flucht und über die Berge nach Uri zurück (11. April 1621). Mit dem geſchlagenen Konrad Beroldingen floh auch der Abt von Diſentis, Sebaſtian von Caſtelberg, voll böſen Gewiſſens wegen des Veitliner-Mordes. Der graue Bund, überraſcht und bezwungen, mußte ſeinen Verträgen mit Mailand entſagen.

Nun ward mit Spanien, nun mit Oeſterreich von Neuem wegen Rückgabe des Veltlins unterhandelt. Allein es war weder Spaniern noch Oeſterreichern Ernſt. Sie wollten Veitlin, Claven und Worms behalten, und das Unter-Engadin noch dazu, um zwiſchen Tirol und Mailand, zu

gegenſeitige Hilfe wider die Franzoſen, jederzeit offene Straße zu haben. Als auf dieſe Weiſe endlich dem Volk in vielen Gemeinden die Unterhandlung zu langweilig ging, griff es in wilder Unordnung zu den Waffen und zog ſelber gen Worms und Veltlin, das Land mit eigener Fauſt zu erobern. Es verrichtete jedoch wenig, und kam, von den Spaniern geſchlagen, mit Schaden und Schanden wieder heim.

Dieſer unbeſonnene Zug der Landleute, welchen ſie thaten, während ihre Geſandten noch mit dem Erzherzog von Oeſterreich unterhandelten, brachte dieſen Fürſten in großen Zorn. „Wollet ihr Krieg, ſo ſollet ihr ihn haben!“ ſprach er, und ließ ſeine Schlachthaufen in Bünden einziehen.

---

## 29.

## Die Bündner werden von den Oeſterreichern unterjocht.

(Vom Jahre 1621 bis 1630.)

An einem Herbſttage (des Jahres 1621) drang von allen Seiten gewaltige Kriegsmacht ins Land der Bündner. Von Tirol her über die Berge und durch die Thäler kamen viele Tauſend Oeſterreicher, denen Rudolf Planta gegen ſein eigenes Vaterland den Weg wies. Der kaiſerliche Feld-

oberſt Baldiron ließ niederhauen, was wider=ſtand; ſengend und brennend überwältigte er den ganzen Zehngerichtenbund, entwaffnete er alles Volk, und zwang es, umringt von ſeinen Schaaren, dem Hauſe Oeſterreich auf den Knien Gehorſam zu ſchwören. Mit mehr denn ſiebentauſend Spaniern und Welſchen kam der Herzog von Feria aus Italien herüber, vertrieb die tapfere Bündner=Beſatzung aus Cläven und bemeiſterte ſich des Landes. Als das Züricher Kriegsvolk, welches noch bei Maienfeld ſtand, ſolches ſah, zog es heim.

Nun hauſete der Oberſt Baldiron im Zehngerichtenbund auf entſetzliche Weiſe. Man hieß ihn nur den neuen Holofernes. Vor ſeinen Kriegsknechten blieb weder Leib noch Gut ſicher. Der Bauer ward wie Vieh gehalten. Ein kaiſerlicher Fähnrich ritt auf dem Rücken eines ehrbaren Landmanns bergan, den ein Soldat von hinten trieb. „So muß man die ſtolzen Bauern zahm machen!“ ſagte der Fähnrich. Viele Kapuziner kamen mit den Kriegsknechten und wollten die Leute katholiſch machen. Die reformirten Geiſtlichen wurden von den Soldaten verjagt. Bald ſtanden fünfundſiebenzig Kirchen ohne Prediger. Der Biſchof von Chur war deſſen voll großer Freude.

Da ſprachen die tapfern Leute im Brettigäu, als man ſie zwingen wollte, zu den Kapuzinern in die Kirche zu gehen: „Jetzt iſt's genug. Muß

Vaterland und Freiheit ſterben, ſoll doch die Seele nicht verderben!“ Und ſie gingen in die Wälder, die wurden ihre Zeughäuſer. Da machten ſie ſich Keulen, ſchlugen große Nägel durch, und aus den Meſſern wurden Dolche, und aus den Sicheln Todesſpeere. Dann, am Palmſonntage (1622), brachen ſie mit großem Geſchrei hervor, überfielen Beſatzungen und Lager der Oeſterreicher, erſchlugen bei vierhundert Mann, nahmen viele Gefangene und trieben die Andern alle aus dem Lande. Sie zogen mit Macht vor die Stadt Maienfeld und belagerten die hineingeflüchteten Oeſterreicher. Auch belagerten ſie den Baldiron nebſt ſeinen Spaniern und Oeſterreichern in Chur. Muthig durch die Siege der tapfern Brettigäuer ſtanden alle Zehngerichtenbündner auf, der Kriegsheld Rudolf von Salis, Landammann Peter Guler von Davos und Thüring Enderli von Maienfeld an ihrer Spitze. Zu ihnen eilten die Freunde der Freiheit aus den andern Bünden und aus der Schweiz, beſonders die herzhaften Appenzeller. Andere Schweizer ſchickten Geld. Alſo ward in vielen Siegeskämpfen das Land von den Feinden gereinigt. Baldiron zog mit Schmach ab. Die Bündner riefen den Eidsgenoſſen auf der Tagſatzung zu: „Steht uns bei, denn die Feinde werden wiederkommen!“ — Aber die Eidsgenoſſen

haderten unter einander und brachten keine Hilfe.

Wirklich kehrte der grauſame Baldiron (im Juli 1622) mit neuer Macht zurück. Zehntauſend Mann führte er über die Berge. Greiſe, Weiber, Kinder wurden von den wüthenden Feinden ermordet. Man ſchlug ſich in den Thälern und ſchlug ſich über den Wolken auf den höchſten Alpen. Doch allzugroße Menge des Feindes überwältigte Alles. Am letzten ward (5. September) im Brettigäu ſelbſt gekämpft, bei Raſchnals auf der Wieſe Aquaſana. Und als hier nach ſchwerer Schlacht das Häuflein der Bündner wankte und wich, blieben noch dreißig Männer des Brettigäu's ſtehen; die wollten die theure Freiheit des Vaterlandes nicht überleben, und weiheten ſich ruhmvollem Tode. Sie ſchwangen die Keulen und ſtürzten mit geſenkten Häuptern wild in die Reihen der Oeſterreicher, ſtritten ſchrecklich im dichten Getümmel und ſanken Mann um Mann wie Helden, von vielen Leichnamen ihrer Feinde umringt, in den Tod. Zu ſpät eilten die Fahnen der Stadt Chur und des grauen Bundes zur Hilfe. Als dieſelben in der Ferne die Flammen ſo vieler Dörfer und Alles verloren ſahen, kehrten ſie traurig um.

Weh den Beſiegten! Nun erſt hob das größte Elend an. Nun erſt wurde geraubt, geraſet und

gemordet. Der Soldat hieb zitternde Greiſe nieder; ſchändete Frauen; und als nichts mehr zu rauben war, entführte und verkaufte er ſelbſt die Glocken von den Thurmen. Viele Hundert Unglückliche wanderten aus; viele Hunderte ſtarben am Hunger, oder an der ungariſchen Seuche. Dieſelbe war ein tödtlicher Schmerz des Hauptes.

Vom Gotteshaus- und Grauenbund reiſeten flehend Geſandte zu den Bevollmächtigten des Erzherzogs von Oeſterreich nach Lindau (Sept.) Auch die Eidsgenoſſen voll Erbarmens wandten ſich dahin. Allein der Erzherzog beharrte auf ſeinem Willen: die Zehngerichte müßten Erbunterthanen ſeines Erzhauſes bleiben und die beiden andern Bünde allezeit den Durchzug der Oeſterreicher und Spanier geſtatten. — Die katholiſchen Eidsgenoſſen, im Herzen wohl zufrieden, zuckten die Achſeln, machten den Bündnern nur Vorwurf und ſprachen: Wir haben euch oft gewarnt! — Aber der Bürgermeiſter von Zürich, Hans Heinrich Holzhalb, ſagte: „Liebe Bundesverwandte, auf unſere Hilfe ſchauet jetzt nicht. Wir haben zu Hauſe genug zu ſchaffen. Wir ſehen wohl, daß ihr werdet viel eingehen müſſen. Unſer Herr Gott wird mit der Zeit beſſere Mittel ſchikken. Für einmal thut, was ihr möget, daß das Land nicht weiter verderbt werde.“

Als ſich die Bündner von den Eidsgenoſſen

verlaſſen ſahen, willigten ſie ein, den bittern Kelch zu trinken. Die acht Gerichte und das untere Engadin wurden vom Bunde der Rhätier losgeriſſen, vollkommene Unterthanen Oeſterreichs. Es war großer Jammer. Die Ausſchweifungen der Kriegsknechte und die Gewaltthaten der öſterreichiſchen Amtleute und das Umſichgreifen des Biſchofs von Chur nahmen kein Ende.

Da erweckte Gott das Herz des Königs von Frankreich. Dieſer ſchloß (1623) mit dem Papſt, mit Venedig und Savoien Bündniß. Denn er konnte nicht geſtatten, daß die Oeſterreicher zu jeder Stunde freien Paß durch die Bündner-Alpen nach Italien hätten und in Italien allzumächtig würden. Wie der Kaiſer zu Wien und der König von Spanien von den Rüſtungen Frankreichs hörten, nahmen ſie plötzlich des Papſtes Vorſchlag an, daß er das Veltlin, Cläven und Worms einsweilen beſetzen und in Verwahrung nehmen ſolle, bis nach Austrag der Sache zwiſchen den Königen. Und es geſchah alſo.

Der König von Frankreich aber, deß nicht zufrieden, ſchickte ſein Kriegsheer durch die Schweiz nach Bünden (1624). Bern und Zürich öffneten ihm den Durchzug. Alle ausgewanderten Bündner machten den Vortrab des Heeres. Der Held Rudolf von Salis führte ſie und der tapfere Oberſt Georg Jenatſch und Andere mehr. Auch

Zürich ſandte Schlachthaufen unter dem Oberſten Kaſpar Schmid, desgleichen Bern unter dem tapfern Niklaus von Diesbach. Eben ſo kamen die Heerbanden des Wallis. Als dieſe alle naheten, erhob ſich ganz Bünden freudig in Waffen. Die Beſatzungen Oeſterreichs und deſſen grauſame Amtleute wurden mit vereinter Macht (1625) aus dem Zehngerichtenbunde vertrieben, und die Grafſchaften Cläven, Worms und Veltlin erobert.

Nachdem alſo der Zehngerichtenbund wieder mit den übrigen Bünden vereinigt war, erwarteten die Rhätier, daß ſie von den hilfreichen Franzoſen alle ihre Unterthanenlande wieder empfangen würden. Allein der franzöſiſche Oberfeldherr, Markgraf von Coeuvres, ſprach: „Mit nichten, Veltlin, Cläven und Worms ſollen euch jährlich mit 25,000 Kronen zinsbar ſein; dafür mögen dieſe Lande ihre Obrigkeiten ſelbſt wählen, und ihr ſollt ihnen weder Amtleute noch Beſatzung ſchicken.“

Solches erzürnte die Bündner, und noch mehr, als die Könige von Frankreich und Spanien zu Monzone in Aragonien Friede machten (5. März 1626) und ungefähr Alles das beſtätigten, was der Markgraf von Coeuvres geſagt hatte. Der Monzoniſche Vertrag wurde vollzogen. Die fremden Kriegsvölker zogen aus Bünden weg, und zur Sicherheit beſetzten päpſtliche Soldaten das Veltlin (1627). Der Kaiſer in Deutſchland,

wohl einverſtanden mit Spanien, ſchwieg einsweilen zu Allem.

Doch ſobald Spanien und Frankreich ihren Frieden wieder brachen und neuen Krieg in Italien anhoben, ließ der Kaiſer eine Macht von vierzigtauſend Mann ins Bündnerland eindringen, ſo plötzlich, daß keine Vertheidigung möglich war (1629). Ein Theil des Kriegsvolkes zog den Spaniern zu Hilfe in die Lombardei; der übrige Theil blieb zur Bewachung der Bündner in deren Land zurück. Der Zehngerichtenbund ward abermals Oeſterreichs Unterthanenland; das untere Engadin dazu. Allen Bündnern ſchrieb des Kaiſers Schwert das Geſetz.

So groß wurde in dieſer Zeit das Elend des Volks, daß es jeden Glauben an beſſere Tage verlor. Durchzüge und Einlagerungen fremder Kriegsvölker nahmen überhand; Scheunen und Ställe wurden leer. Die Bauern mußten den Soldaten Schanzen bauen. Peſtilenzialiſche Seuchen breiteten ſich aus, daß bei zwölftauſend Menſchen daran ſtarben. Dann kam der Biſchof von Chur und verlangte zu allem Elende: Was je vor uralten Zeiten dem Hochſtift unterthan und zinsbar geweſen, müſſe nun wieder auf ewige Zeiten unterthan und zinsbar werden. Es war kein Recht, kein Erbarmen mehr.

40.

## Die Bündner erretten ihre Freiheit.

(Vom Jahr 1630 bis 1640.)

So lange aber ein Volk nicht den Muth zur Freiheit und nicht den Glauben an ſich ſelbſt verliert, iſt noch nichts verloren. Dann ſendet Gott immer einen Tag der Rettung. Das haben die Männer im Bündnerland erfahren.

Nachdem unter ſchweren Drangſalen Alles niederlag, ſchloß in Italien der Kaiſer zu Cherasco mit den Franzoſen Frieden (Juni 1630), wobei er verhieß, ſeine Beſatzungen aus den Bündnerthälern wegzuziehen. Der Kaiſer war aber in Deutſchland hart mit Krieg bedrängt und der große Schwedenkönig Guſtav Adolf zog gegen ihn über das Meer mit ſeinen Kriegern.

Sobald die Oeſterreicher Bünden verlaſſen und ihre Schanzen geſprengt hatten, beſchwor alles Volk freudig wieder den alten Bund der Freiheit, und ſtellte ſechstauſend Mann unter Waffen, die Grenzen des Vaterlandes ſelbſt zu ſchützen. Und da zu derſelben Zeit der berühmte Kriegsheld Herzog Heinrich von Rohan, des Königs von Frankreich Botſchafter bei den Eidsgenoſſen und Bündnern, gen Chur kam, machten ſie ihn zu ihrem Oberfeldherrn (1631) und gaben ihm große

Gewalt. Er war ein eben ſo kluger und recht-ſchaffener, als tapferer Herr, welcher die freien Bündner liebte. Er befeſtigte alle Engpäſſe gegen Deutſchland und Tirol, nahm noch franzöſiſche Schlachthaufen zur Unterſtützung ins Land (1632), und ſetzte Alles in beſten Stand. Weil jedoch ſein König mit dem Kaiſer Frieden hatte, konnte er nicht, was die Bündner wünſchten, mit gewaffneter Hand ins Veltlin ziehen. So floſſen zwei, drei Jahre hin.

Wie Frankreich endlich zu den Schweden gegen den Kaiſer trat und neuer Krieg ausbrach, befahl der franzöſiſche König dem Herzog von Rohan, er ſolle nicht länger ſäumen, den Bündnern zu willfahren. Rohan unterredete ſich heimlich mit den evangeliſchen Orten Bern, Baſel und Zürich. Einverſtanden mit ihnen, führte er einen ſtarken Heerhaufen über deren Gebiete, zum großen Aerger der katholiſchen Kantone, und drang aus Bünden über die Alpen ins Veltlin (1635). Und ganz Bündnerland erklang von Waffen. Sechstauſend Tapfere zogen mit zur Eroberung der Unterthanenlande. In franzöſiſchem Sold errichteten die Oberſten Georg Jenatſch, Florin und Peter Guler drei neue Schaaren.

Nun ward blutig und ſchwer geſtritten mit Oeſterreichern und Spaniern im Thale von Cläven, im wilden Freelthal, bei Morbegno

im Veltlin und bei Mazzo im Lande Worms. Ueberall Rohan und der kühne Kriegsmann Jenatſch voran, überall ſiegreich.

Nach vollendeter Eroberung hofften die Bündner von einem Tage zum andern ihre alten Unterthanenlande zurück zu empfangen. Allein, ſiehe, jetzt machte der König von Frankreich Schwierigkeiten, und wollte es in den Hauptſachen gehalten wiſſen, wie es im Monzoniſchen Vertrag geſtanden war. Solches erregte den Bündnern großen Engrimm. Frankreich war ihnen allzumächtig, und ſie mußten ſchweigen. Es ward viel und fruchtlos unterhandelt. Das Volk ward der Einlagerung franzöſiſcher Soldaten müde, und konnte es doch nicht ändern. Was Rohan verheißen, blieb meiſtens unerfüllt, doch ohne ſeine Schuld. Denn er konnte nicht wider den Befehl ſeines Königs, der den Geſandten Lanier nach Chur geſchickt hatte. Lanier aber war ein ſtolzer, jähzorniger Mann. Als er den Bündnerſchaaren, die in franzöſiſchem Sold ſtanden, nicht einmal den Kriegsſold richtig zahlte, und der größte Theil dieſer Schlachthaufen dem Dienſte Frankreichs abzuſagen drohte, ſchrie Lanier heftig: „Ich will meinen Speer zu Chur aufpflanzen und meinen Fuß in den Nacken der meuteriſchen Hauptleute ſetzen.“

Da gingen die Bündner in ſich und ſprachen:

„Oeſterreich hat uns ausgeſogen, Frankreich hat uns auch betrogen. Traue Keiner auf fremde Macht!“

Und es traten (6. Hornung 1637) einunddreißig der angeſehenſten Männer des ganzen Freiſtaates im Hauſe des Bürgermeiſters Georg Meyer zu Chur zuſammen, und ſchwuren, Leib und Gut daran zu ſetzen, ihr Vaterland vom fremden Joch zu retten. Dann gingen ſie auseinander in alle Thäler und bereiteten das Nöthige in größter Eintracht.

Oberſt Jenatſch mußte zu Innsbruck mit Oeſterreich wegen Wiederaufrichtung der alten freundſchaftlichen Verträge unterhandeln, zugleich aber den Herzog von Rohan, als ſei er dieſes Herzogs beſter Freund, ſorglos und ſicher machen. Sie waffneten die Bündner. Die Franzoſen hatten damals weniger Kriegsvolk im Lande. Am Luzienſtieg ſtand noch der Züricher Oberſt Kaſpar Schmid. Aber ſchon hatten die Bündner nach Zürich geſandt, daß dieſem befohlen werde, wenigſtens nicht wider ſie zu ſein.

Der Herzog von Rohan bemerkte Unruhe und geheime Rüſtung. Er verſtärkte ſeine Beſatzung in der Rheinſchanze an der Landquart. Doch Jenatſch kam und redete ihm liſtig alle Sorge aus. Plötzlich aber brach ſämmtliches Volk in den Ge-

birgen auf. Jenatſch an der Spitze von ſechs vaterländiſchen Heerſchaaren umzingelte die Franzoſen in der Rheinſchanze. Bei Lindau zeigte ſich im Einverſtändniß mit den Bündnern ein deutſcher, am Comerſee ein ſpaniſcher Heerhaufe drohend. Rohan, von allen Seiten übermannt, mußte einwilligen, Bünden und Veltlin ſogleich mit ſeinem Kriegsvolk zu verlaſſen. Alſo rief er den Marſchall Lecques nebſt allen Franzoſen zu ſich. Fünftauſend Mann waren ſie ſtark. So zogen ſie über den Rhein, aus dem Bündnerlande fort. Freundlich ſchied (Mai 1637) Herzog Rohan von den Häuptern des Freiſtaats; auch Marſchall Lecques. Als dieſer aber beim Abſchied den Oberſten Jenatſch erblickte, drückte er, vor Zorn erblaſſend, ein Piſtol auf denſelben ab, und ſchrie: „So ſcheidet man von einem Verräther!“ — Doch das Pulver zündete nicht.

Erſt zwei Jahre nach dieſem kam Jenatſch ums Leben, da er zu Chur mit andern Oberſten und Hauptleuten ſich bei Gaſtmahl und Tanze gütlich that. Gegen Mitternacht (14. Jan. 1639) trat Rudolf Planta, der Sohn des Pompejus, in den Tanzſaal mit andern Verſchwornen. Eine Kugel fuhr dem Oberſten durch die Wange. Dieſer vertheidigte ſich mit einem Kerzenſtock. Sechs wiederholte Schläge mit Aexten raubten ihm das Leben.

Sein Leichnam ward mit kriegeriſchen Ehren in der Domkirche beigeſetzt. So endete der Mann, welcher das Vaterland geliebt und gerettet, aber dazu nie die ſchändlichſten Mittel verſchmäht hatte. Rudolf Planta, der Bluträcher, ſtarb ein Jahr nachher im Engadin gewaltſames Todes bei einem Volksauflauf.

Nachdem die Bündner alſo von fremder Gewalt frei und Meiſter ihrer Unterthanenlande geworden waren, wandten ſie ſich bittend zu den Königen von Spanien und Frankreich, um ihre Eroberung in Frieden zu behalten. Zu Mailand (3. Herbſtm. 1639) ward zwiſchen Spanien und Bünden ewiger Friede unterhandelt und geſchloſſen, kraft deſſen die bündniſche Oberherrſchaft in Worms, Veltlin und Cläven vollkommen wiederhergeſtellt wurde; jedoch unter Vorbehalt, daß in dieſen Vogteien die katholiſche Kirche alleinherrſchend bleiben ſolle. Solches war auch der Wille der katholiſchen Gemeinden des Bündnerlandes.

Mit dem Erzhauſe Oeſterreich ſtellte man darauf freundlicher Nachbarſchaft durch Erneuerung der alten Verträge her (zu Feldkirch 9. Auguſt 1641). Oeſterreich hatte in Deutſchland des Krieges vollauf, und war zufrieden, im Engadin und Zehngerichtenbunde die ehemaligen Rechtſame zu behalten. Es vergingen aber nicht zehn Jahre, ſo kauf-

ten die Landſchaften des Gerichtenbundes geſammte Rechte des Erzhauſes an ſich um ſchweres Geld. So thaten auch die Gemeinden Unter-Engadins; alſo, daß Oeſterreich von der Zeit an nichts, als einige kleine Herrſchaftsrechte zu Rhäzüns und Taraſp, behielt.

Auf dieſe Weiſe iſt der Bund der Zehngerichte frei und unabhängig geworden, gleich den andern beiden im hohen Rhätien. Und des Bundes Hauptort blieb, wie vor Alters, Davos, wiewohl die übrigen Hochgerichte, aufgewiegelt vom Oberſt Peter Guler und andern Männern von Anſehen, ſo heftigen Streit dagegen angefangen hatten, daß Zürich, Bern und Glarus dazwiſchen treten mußten, um Unglück zu verhüten. Durch den Spruch des Stadtſchreibers von Zürich, Johann Heinrich Waſer (11. Jan. 1644), behielt Davos den Mehrtheil ſeiner Ehren: als Ort des Bundestags, Verwahrung der Panner und Urkunden des Bundes, und das Recht, den Pannerherrn allein zu wählen, mit des Bundes Genehmheißen.

## 41.

## Von den Unruhen der Eidsgenoſſen während des dreißigjährigen deutſchen Glaubenskrieges, und wie die Unabhängigkeit des Schweizerlandes gegen das deutſche Reich feſtgeſetzt worden iſt.

(Vom Jahre 1618 bis 1648.)

Die Händel und Kriegsläufe des Bündnerlandes hatten in Städten und Ländern der Schweiz zwar viel Sorgens, auf Tagleiſtungen und in Rathsſtuben viel Redens, viel Aufwandes für Geſandtſchaften und bewaffnete Zuzüge, aber keine eidsgenöſſiſche Großthat bewirkt, durch welche der Unabhängigkeit und Freiheit im hohen Rhätien, oder dem alten Ruhm der Schweizer geholfen geweſen wäre. Das kam daher, weil die eidsgenöſſiſchen Orte unter ſich ſelbſt in nicht geringern Zerwürfniſſen lebten, als die Bündner. Wollten die reformirten Kantone helfen, widerſetzten ſich die katholiſchen. Wollten die Katholiken thätig ſein, ſtanden ihnen die Reformirten entgegen. Jene hielten es mit Spanien und Oeſterreich, dieſe mit Frankreich und Venedig. Die Einen nahmen von dieſen, die Andern von jenen Geld, und ſchloſſen Verträge und gaben Kriegsvolk unter die Fahnen fremder Mächte, denen ſie wohlwollten. Das machte

einzelne Herren im Lande reich, viele Familien arm und verwaiſet.

In den gemeinen Vogteien, wo die Herrſchaft zwiſchen katholiſchen und reformirten Ständen gemeinſchaftlich war, haderten ſie, wie ſonſt. Obſchon durch den Religions- und Landfrieden beiderlei Glaubensparteien in den Vogteien gleiche Freiheit genoſſen, ward ſie den Katholiken doch durch die reformirten Vögte und den Reformirten durch die katholiſchen Vögte verkümmert. Im Thurgau und Rheinthal ſtritten die oberherrlichen Kantone: ob auch in Religionsangelegenheiten das Stimmenmehr gelten könne, wie in weltlichen Dingen? Die Entzweiung zu vermehren, miſchten ſich, wie gewöhnlich, die geiſtlichen Herren ein. Der Biſchof von Baſel, unterſtützt vom Kaiſer, ſo lange dieſer im deutſchen Kriege ſiegreich war, verlangte ſogar von Mühlhauſen und Baſel Wiederauslieferung aller Güter ſeines Stiftes, die er längſt verloren hatte. Der Abt von St. Gallen forderte im Thurgau und Rheinthal mehr Rechtſame zurück, als ihm billig gegeben werden mochten; der Abt von Einſiedeln behauptete gegen Schwyz, ihm ſtehe zu, die Waldleute zu beſteuern; der Abt von Fiſchingen wollte in der reformirten Kirche zu Luſtorf einen katholiſchen Altar bauen. Immer fand jeder dieſer geiſtlichen Herren ſeine Verfechter wie ſeine

Anfechter. Und mehr denn einmal ſtand es nahe, daß Schweizer gegen Schweizer das brudermörderiſche Schwert noch einmal zum Bürgerkrieg zuckten. Nur Furcht vor fremden Mächten hielt Alle zurück.

Denn in Deutſchland ward zu dieſer Zeit ein langer und gewaltiger Krieg geführt. In Böheim hatte er ſich (ſeit 1618) erhoben, dann über Deutſchland zwiſchen Katholiken und Proteſtanten verbreitet, zuletzt Schweden und Italien, Spanien und Ungarn und Frankreich in das allgemeine Verderben verſchlungen. Um Glaubensſachen war er begonnen, um Erwerb von Ländern und Kronen ward er fortgeſetzt. Darum hatten auch bald Venezianer und Franzoſen, bald Spanier und Oeſterreicher ſo emſig um die Gebirgspäſſe von Bünden geworben, oder um Beiſtand der Eidsgenoſſen gebuhlt.

Die Kriegsheere der ſtreitenden Mächte, wenn ſie einander auf deutſchem Boden von Schlachtfeldern zu Schlachtfeldern trieben, ſtreiften oft nahe an den Grenzen der Eidsgenoſſenſchaft vorüber. Dieſe aber, im Gefühl ihrer innern Zwietracht und Schwäche, wollten nicht zu allem Unglück, welches ſie ſchon trugen, noch fremdes Schwert in ihren Thälern ſehen. Darum behaupteten ſie klug gegen die ausländiſchen Händel Unparteiſamkeit und Unverletzbarkeit des ſchweizeri-

ſchen Gebiets. Aber ſo groß war die Uneinigkeit unter ihnen, daß ſie ſich oft ſogar in der gerechten Vertheidigung ihrer Gebiete oder Bundesverwandten hinderten.

Als zum Beiſpiel Mühlhauſen durch Streifzüge ſchwediſchen und kaiſerlichen Kriegsvolks in Gefahr gerieth, ſandten Zürich und Bern Mannſchaft dahin zum Schutz (im Jahr 1632). Den Bernern aber, als ſie durch die Solothurner Klauſe ziehen wollten, verſagte die Wacht daſelbſt den Durchgang und ließ den Landſturm ergehen. Die Landvögte Philipp Roll von Bechburg und Urſus Brunner von Falkenſtein und Hauptmann Suri umringten den Berner Haufen, gaben Feuer, ſäbelten nieder, tödteten Mehrere und entwaffneten Alle. Zwar mußte Solothurn nachher ſchwere Genugthuung leiſten, und einige der Gewaltthäter wurden zum Tode, andere zur Verbannung verurtheilt, aber Haß und Mißtrauen nicht verſöhnt.

Ein andermal, da der ſchwediſche Feldherr Horn (1633), um die öſterreichiſche Stadt Konſtanz zu überrumpeln, mit ſeinem Heer durch die zürcheriſche Stadt Stein im Hegau gedrungen war, machten die katholiſchen Eidsgenoſſen den Reformirten Vorwürfe, daß dieſe die Schweden zum Nachtheil des Kaiſers begünſtigten. Uri,

Schwyz, Unterwalden und Zug lieſſen daher zum Gegenrecht dreitauſend Mann aufbrechen gegen den Bodenſee. Aber ſogleich waffnete auch Zürich und drohte, ſich mit den Schweden zu vereinen, wenn die katholiſchen Eidsgenoſſen mit den Oeſterreichern gemeine Sache gegen die Schweden machen würden. Nicht ohne Mühe ward Frieden vermittelt.

Gleichwie die Schweden bei Stein, ſo haben bald nachher wieder die Kaiſerlichen bei Schafhauſen das Gebiet der Schweiz verletzt. Zu ſpät, zu ſchwach und vereinzelt traten die Schafhauſer unter Waffen und kamen aus dem Thurgau einige Züricher Schlachthaufen zum Beiſtand. Die Dörfer Bargen, Altdorf, Beggingen, Barzheim und Schleitheim wurden von den Soldaten theils ausgeraubt, theils verbrannt. Die wackern Landleute ſchlugen ſich gegen die fremde Plünderer mit Wuth und tödteten viele, während die erſchrockene Regierung von Schafhauſen mit dem kaiſerlichen Feldherrn nur Briefe wechſelte.

Nicht minder zogen öſterreichiſche Heere und Streifrotten mehrmals über das Gebiet der Stadt Baſel verwüſtend und raubend, und ſpotteten billig der ſchwachen Gegenanſtalten der Eidsgenoſſen. Konnten dieſe nun ihren eigenen Boden nicht beſchirmen, waren ſie noch weniger im Stande, das Gebiet der zugewandten Orte gegen

Verletzung zu bewahren. Die Reichsſtadt Rothweil in Schwaben, ihnen bundesverwandt, gaben ſie ganz auf, weil dieſe ſelbſt öſterreichiſche Beſatzung gegen die Schweden aufgenommen hatte. Und da der Unparteiſamkeitsvertrag der Freigrafſchaft Hochburgund, alſo auch der öſterreichiſche Erbverein, bald von Franzoſen, bald von Schweden verletzt ward, ſetzten die Eidsgenoſſen, ſtatt des Schwertes, den feindſeligen Waffen höflich bittende Geſandſchaften und Briefe entgegen; eben ſo, als ſich Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden (1638) ins Bisthum Baſel einlagerte. Der blieb da, ſo lange ihm gut dünkte, allen Vorſtellungen zum Trotz, und ſog das arme Volk aus.

Wohl ward oft auf Tagſatzungen geredet, man müſſe für das heilige Recht des Schweizerbodens ein ſtehendes Kriegsheer an die Grenzen ſtellen und die Ehre des Vaterlandes nicht mit Papier, ſondern mit Waffen ſchirmen. Allein im Innern der Schweiz ſprachen ſie: mögen die Grenzkantone für ſich ſorgen! Und Andere ſprachen: die Koſten für ein Heer ſind zu groß. Jeder forderte vom Bundesſtaate Opfer, aber keiner wollte ihm Opfer bringen. Der alten, großmüthigen Schweizer Mannesherz ſchlug nicht mehr. Auch die Geſandten der auswärtigen Mächte miſchten ſich, wie immer, gebieteriſch ein, oder machten

Parteien. Selbſt in gerechten oder geringen Dingen hatten die Eidsgenoſſen nicht immer den Muth, dem Uebermuth fremder Botſchafter Stirn zu bieten. Als einſt der franzöſiſche Geſandte (im Jahr 1642) durch Mellingen fuhr, einem Städtlein an der Reuß, und die Leute ſeines Gefolges mit den Bürgern wegen des Brückenzolls Streit bekamen, alſo daß die Bürger die Waffen nahmen und die Thore ſchloſſen: genügte es dem Stolz des Geſandten nicht, daß die Tagſatzung den Schultheiß, Stadtſchreiber und Zöllner nach Solothurn ſchickte, um fußfällig um Verzeihung zu bitten und dem Botſchafter die abgenommenen zwölf Batzen zurückzugeben: nein, die Tagſatzung mußte, weil er es wollte, jene Männer in den Gefängniſſen von Baden halten, bis er verſöhnt war.

Durch ſo vielerlei Händel, Verwirrungen und Bewaffnungen geriethen hin und wieder die Regierungen in große Geldnoth und ſchrieben Steuern und Auflagen aus. Aber als der Rath von Bern (im Jahr 1641) ausſchrieb, man müßte von tauſend Pfund Vermögens ein Pfund ſteuern, ohne zu ſagen, wie lange dieſe Abgabe dauern ſolle: gerieth das Landvolk in Furcht, die Auflage werde ewig bleiben. Man redete im Aargau und im Emmenthal laut dagegen, und alle Mühe war eitel, das entſtandene Mißtrauen zu tilgen. Darum griff der Rath in Bern zu ſtrengen Maß-

regeln, und ließ einige der Vornehmſten verhaften, welche gegen die Steuer redeten. Darüber entſtand im Emmenthal ſo großer Auflauf des Volkes, daß die Stadt Bern Beſatzung nahm, und Kriegsvolk nach Thun, Burgdorf und Lenzburg legte. Die Mißvergnügten hielten offenen Rath zu Langnau. Doch glimpflich wurden die Unruhen mit Hilfe von Abgeordneten der eidsgenöſſiſchen Tagleiſtung beigelegt. Die Steuer ward entrichtet. Bern bewies Großmuth und verhieß Abſchaffung jener und aller Beſchwerden, welche das Volk zur Sprache gebracht hatte.

Bald nach dieſem (im Jahr 1645) entſtanden auch im Kanton Zürich wegen ausgeſchriebener Gutſteuern Unruhen. Klug und milde, auf allerlei Weiſe durch Belehrung, wußte der Rath von Zürich die Unzufriedenen zu beſänftigen, alſo, daß ſie wegen ihres Ungehorſams um Gnade baten. Nur in Knonau und Wädenſchwyl blieben ſie trotzig, drohten bewaffneten Widerſtand und vergingen ſich ungeſtüm gegen die Vorgeſetzten und Obrigkeiten. Darum wurden dieſe Gemeinden mit Kriegsvolk beſetzt und entwaffnet. Männer, Weiber und Kinder mußten im Kreiſe der Soldaten fußfällig um Gnade flehen. Sieben Rädelsführer und Anſtifter des Aufruhrs wurden zum Tode durchs Schwert verurtheilt. Wädenſchwyl zahlte eine Geldbuße von 26,163 Gulden, Knonau

12,170 Gulden. Das war die Frucht des Aufruhrs.

Es trieb ſich aber damals viel fremdes Geſindel in der Schweiz umher. Das kam von Welſch- und Deutſchland, wo der Krieg hauſete. Landſtreicher und Ausreiſſer wiegelten das Volk gegen die Obrigkeit auf, um ſich den Bauern beliebt zu machen oder Nutzen zu haben aus den Verwirrungen. Der unnützen Menſchen und Strolchen waren ſo viel, daß man (im Jahr 1639) zu Schwyz an einem Tage ihrer hundert, und in der Grafſchaft Baden ſechstauſend dreihundert und ſiebenzig zählte. Das Land ward vor ihnen ganz unſicher, bis man mit großer Schärfe gegen ſie verfuhr. Zu Bremgarten wurden in einem einzigen Jahre zweihundert ſechsunddreißig Verbrecher zum Tode verurtheilt. Solches brachte Schrecken unter die Zugvögel, daß ſie alle davon flogen.

Jedoch mehr, als das Schwert der Gerechtigkeit, hat dem Schweizerlande endlich der Friede geholfen, welchen nach einem dreißigjährigen Kriege die großen Mächte von Europa ſchloſſen. Als ſie denſelben, im Lande Weſtphalen, zu Münſter und Osnabrück verhandelten, ſchickten auch die Eidsgenoſſen ihren Geſandten dahin, den Bürgermeiſter von Baſel, Johann Rudolph Wettſtein. Dieſer führte die Sache der Eidsgenoſſen

als ein kluger und entſchloſſener Mann. Und weil man in Deutſchland die Schweizer immer noch wie Angehörige des Reichs halten wollte, und das kaiſerliche Kammergericht ſogar Urtheilsſprüche erlaſſen hatte gegen Eidsgenoſſen, ſtatt dieſe vor ihren vaterländiſchen Gerichten zu ſuchen: erklärte der Bürgermeiſter Wettſtein den feſten Entſchluß geſammter Eidsgenoſſenſchaft zur Behauptung gänzlicher Unabhängigkeit vom deutſchen Reich.

Darauf iſt von Kaiſer, Königen und Fürſten insgeſammt im weſtphäliſchen Friedensſchluſſe (14. Oktober 1648) die Unabhängigkeit und Selbherrlichkeit ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft feierlich anerkannt und ausgeſprochen worden.

---

## 42.

## Wie die Bauern in den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Baſel Aufruhr beginnen und darin verderben.

(Vom Jahr 1648 bis 1655.)

Es gefiel den Obrigkeiten in Städten und Ländern gar wohl, wenn der Kaiſer ſie in ſeinen Briefen nicht mehr „Unſere und des Reichs Liebe und Getreue“ hieß, ſondern ſie „Geſtrenge, Feſte,

Ehrſame und beſonders Liebe“ nannte. Und die Schweizer hätten wohl ein glückſeliges Volk heißen können, wenn ſie unter einander in Eintracht geweſen wären. Aber Glaubenshaß zwiſchen Katholiken und Reformirten wollte kein Ende nehmen, und zu dieſer alten Noth trat eine neue.

Es waltete in mehrern Kantonen großes Mißvergnügen beim Landvolk, das in manchen Thälern noch leibeigen war, oder doch die alten Laſten der Leibeigenſchaft trug. Wenn nun dieſe Leute ſahen, wie das Volk in Schwyz, Uri, Unterwalden ſo freiherrlich lebte, daß es keine Obrigkeiten und Geſetze hatte, als ſolche, die es ſich ſelbſt gegeben, und keine Steuern und Auflagen zahlte, als ſolche, die es ſich ſelbſt aufgelegt: that es ihnen weh, daß ſie leibeigene Leute und Unterthanen von den Stadtbürgern ohne Hoffnung des Loskaufs wären; daß man von ihrem Gut Steuern und Abgaben nahm, ohne ſie zu befragen; und daß man ihnen Pflichten und Geſetze auflegte, ohne auf ihre Wünſche zu achten. Noch mehr aber ſchmerzte es ſie, wenn ſie geldgierigen Amtleuten und ſtolzen Landvögten in Allem knechtiſch gehorchen mußten; wenn ſie wegen Kleinigkeiten geſchlagen, mißhandelt und eingethürmt, oder durch Schuldenboten und willkührliche Bußengelder zu armen Leuten wurden. Klagen gegen Amtleute und Junker halfen wenig, hatten oft noch böſe Folgen; denn die

Verwandten der Landvögte ſaßen gewöhnlich in der Regierung. Ja ſelbſt Schreiber, Untervögte und Weibel meinten, weil ſie alle aus der Stadt wären, ſie könnten ungeſtraft den Bauer plagen, wenn er ihnen nicht zu Willen lebe. Doch weil das Uebel nicht überall gleich groß war, auch viele gerechte und gute Amtleute im Lande lebten, blieb Alles lange noch ſtill.

Als aber die Regierung von Bern (Auguſt 1652), um beſſere Ordnung im Münzweſen zu treffen, die Scheidemünze anderer Kantone verrief, und den Werth ihrer eigenen Batzen um die Hälfte herabſetzte, wurde das Volk unzufrieden. Denn wer zehn Batzen gehabt zu haben glaubte, beſaß nun nur noch fünf; und der Arme litt am meiſten, der Reiche am wenigſten. Darum liefen die Leute in den Dörfern zuſammen, und Jeder brachte zur allgemeinen Klage ſeine beſondere; der Eine über den Landvogt, der Andere über den Weibel; der Eine über den Salzhandel der Regierung, der Andere über den Pulverhandel derſelben; der Eine über Trattengeld und Innungszwang, der Andere über Leibeigenſchaftslaſten und über Schmälerung alter Gerechtſame. Je mehr die Leute redeten, je mehr erhitzten ſich ihre Köpfe.

Nun geſchah, daß die Regierung von Luzern ebenfalls den Werth ihrer Batzen herabſetzte. Da ſchickten die Gemeinen des Entlibuchs Abgeordnete

zur Stadt, und baten, man ſolle entweder das Geld im alten Werth laſſen, oder ſtatt des Geldes ſolle man Landeserzeugniſſe zur Bezahlung nehmen. Aber ſie wurden ſo hart angefahren, daß ſie mit großer Traurigkeit heimgingen. Darüber gerieth das Landvolk in Wuth, und trieb die Schuldenboten, wenn ſie kamen, mit Schimpf und Schande fort. Auf dieſes ging der Schultheiß Dulliker, mit weltlichen und geiſtlichen Herren, ins Entlibuch (Hornung 1653), die Aelteſten der Gemeinden des Beſſern zu belehren. Da zog aus allen Dörfern die Mannſchaft mit Spießen und Keulen her; voran eine weiße Fahne; dann drei Jünglinge, die blieſen Alphörner; dann die Hauptleute, und hinter ihnen drei Andere in alter Schweizertracht, die Männer des Grütli vorſtellend; dann das ganze Heer, eintauſend vierhundert Mann ſtark. So trat der Zug ins Dorf, wo die Abgeſandten der Stadt ſaßen. Und es erhob ſich Toben und Schreien gegen die Abrufung des Geldes, gegen den Zoll bei Wollhauſen, gegen den hohen Geldzins, gegen die Bußgelder der Landvögte, gegen die Willkühr der Ohmgeldner und dergleichen; und man ſtieß gröbliche Worte und Drohungen aus, alſo daß die Abgeſandten bei dem wilden Haufen nichts ausrichteten und zur Stadt heimkehrten. Die Landleute hielten Zuſammenkünfte; ſtellten Wachten aus; durchſuchten die Rei-

ſenden; munterten die benachbarten Berner Unterthanen auf, mit ihnen zu halten, und die zehn Aemter der Landſchaft errichteten zu Wollhauſen einen Bund unter ſich, den ſie beſchworen.

Als die Sache ſo ernſthaft geworden, ſchickten die ſechs katholiſchen Kantone Geſandte, als Vermittler. Wie dieſe aber zu Williſau mit den Abgeordneten der zehn Aemter zuſammentraten, welche ſiebenundzwanzig Klagepunkte in Schrift verfaßt hatten, fingen die verſammelten Bauern an zu toben, nahmen ſogar die Abgeſandten gefangen, bewachten ſie, beſetzten die Hauptpäſſe gegen die Stadt und drohten Luzern zu überfallen. Doch eilfertig zogen aus den kleinen Kantonen vierhundert Mann zur Beſatzung und Vertheidigung in die Stadt. Zürich und Bern rüſteten kriegeriſch. Wie die Landleute der zehn Aemter ſolches hörten, entfiel ihnen der Muth; ſie lieſſen die gefangenen Geſandten wieder frei und baten dieſelben, ſie ſollen vermitteln. Solches thaten die Geſandten in einem Spruchbrief (19. März) auf billige Weiſe: es ſolle der Obrigkeit die Landeshoheit, aber den Unterthanen ihre Rechtſame verbleiben, das Ohmgeld im ganzen Lande gleichmäßig bezahlt, der Schultheiß zu Williſau nur aus daſigen Bürgern gewählt, vom Entlibuch nur in Sachen, die über hundert Gulden ſteigen, nach Luzern appellirt, der Bund der zehn Aemter von

Wollhauſen dagegen vernichtet, auch keine ſolche Verbindung mehr bei ſchwerer Strafe geſtiftet, jedoch auch dem Lande keine Bezahlung der wegen dieſer Streithändel entſtandenen Unkoſten abgefordert werden.

Wie man nun glaubte, es ſei Alles beigelegt, erhob ſich der Sturm im Kanton Bern, von Thun bis zur Stadt Brugg. Wie die Regierung hier das Landvolk gegen die Landleute im Kanton Luzern hatte aufbieten wollen, ſprach man: „Nein, wir ziehen nicht gegen unſere Brüder; wir haben wohl des Rechts zur Klage ſo viel, als ſie!“ In allen Dörfern war Lärmen und Geſchrei und Unordnung übermaßen. Keiner wollte gehorchen, Jeder befehlen. Nur in den Städten Thun, Aarburg, Zofingen, Aarau, Brugg und Lenzburg blieb es ruhig, auch die Geiſtlichkeit auf dem Lande der Obrigkeit treu.

Alsbald rief Bern eidsgenöſſiſchen Beiſtand, die Empörung zu dämpfen. Schafhauſer, Basler und Mühlhauſer ſandten ſogleich Kriegsvolk ab. Aber Zürich und Luzern ermahnten zu freundlicher Vermittelung. Dazu ward endlich die Regierung von Bern willig. Ehe man ſich jedoch darüber verſtändigt hatte, rückten die Schafhauſer ſchon bei Brugg, und die Basler und Mühlhauſer bei Aarau mit ihrem Kriegsvolk ins Land. Solches erbitterte die Leute im Aargau, und der Land-

ſturm erging (18. März 1653) durch die ganze Grafſchaft Lenzburg. Auf dieſes begaben ſich die Schafhauſer wieder zurück, und die Basler und Mühlhauſer zogen von Aarau weg ans linke Aarufer in die Aemter Biberſtein und Schenkenberg. Nun erging aber auch hier bis tief ins Solothurner Gebiet der Landſturm, alſo, daß die Basler und Mühlhauſer ebenfalls heimgehen mußten. Zu Erlisbach ſtanden Solothurner und Aargauer Landleute in Waffen; zwiſchen ihnen durch zogen die Basler und Mühlhauſer, wie durch eine Gaſſe, in ihr Land zurück.

Jetzt war der Lärmen erſt groß. Die Bauern hielten Landsgemeinde zu Langenthal, belagerten die Schlöſſer der Landvögte, ſandten Ausſchüſſe an die Regierung nach Bern, und wandten ſich ſogar um auswärtigen Beiſtand heimlich an den franzöſiſchen Geſandten La Barde. Damit thaten ſie ſich ſelber ſchweres Unrecht. Denn der franzöſiſche Geſandte verrieth ſie, und viele rechtſchaffene Leute wandten nun ihr Herz ganz von ihnen, darum, daß ſie Ausländer in Vaterlandsſachen angerufen hatten.

Inzwiſchen erſchienen Abgeordnete von ſechs reformirten Kantonen in Bern, um den Streit zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen gütlich auszutragen. Die Ausſchüſſe der Gemeinden traten hinzu, und es ward entſchieden: der Salzhandel

bleibt der Obrigkeit; dem Unterthan das Recht, für eigenen Gebrauch das Salz frei zu kaufen, wo er wolle; Trattengeld und Zwang der Innungen fällt hinweg; die Batzen bleiben im erniedrigten Werth, aber Kapitalien und Zinſe werden in Geldſorten bezahlt, nicht höher als ſie 1613 im Werth waren; auch können gut verſicherte und gut verzinſete Kapitalien nicht vor ſechs Jahren abgelöſet werden; der Lohn der Gerichtsboten wird erniedrigt. Als dies und Anderes noch auf billige Weiſe geſchlichtet war, thaten die Ausſchüſſe der Gemeinden einen Fußfall vor dem Rath der Stadt Bern, um Verzeihung zu bitten, und Alles ſchien wohl beendet zu ſein.

Allein nun erhoben die Landleute im Kanton Luzern neues Geſchrei und klagten ihrerſeits gegen den empfangenen Spruchbrief und ſagten: ſie könnten ihren Bund von Wollhauſen nicht für ſtrafbar erkennen, wie ihn der Spruchbrief heiße. Und ſie ſchickten Leute aus zu den Unterthanen in andere Kantone und ſprachen: „Jetzt wollen wir nicht länger Knechte der Städte ſein, ſondern freie Leute werden, wie die in den kleinen Kantonen!“ Im Aargau, im Emmenthal ſtimmte ihnen das Volk bei. Es ſchalt auf die Ausſchüſſe, welche zu Bern vor geſeſſenem Rath Fußfall gethan und den Vergleich angenommen hatten. Auch in den Kantonen Solothurn und Baſel mach-

ten ſich viele Landleute auf und hielten zu den Luzernern, Emmenthalern und Aargauern. Zu Sumiswald hielten ſie (13. April 1653) Landsgemeinde und erwählten den Nikolaus Leuenberger, einen Landmann von Schönholz, zu ihrem Haupt und zum Obmann der Bundesgenoſſen aus den vier Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Baſel. Sie gaben Geſetze: es ſolle das Volk die Rechte der Obrigkeit, und die Obrigkeit das Recht des Volkes ehren; kein Unterthan ſich gegen die Obrigkeit waffnen, aber wenn dieſe irgend Kriegsvolk ſchicke, ſolle man es mit Gewalt abtreiben. Sie luden die Unterthanen aller Eidsgenoſſen ſchriftlich zu einem Tag nach Hutwyl ein, denn es werde über Recht und Freiheit Aller gehandelt, und darüber, daß alle Schweizer freie Schweizer werden ſollten. Solches gefiel den Herren in den Städten übel. Es war ein großer und entſcheidender Augenblick nahe.

Gleichwie ſich in alten Zeiten Grafen und Freiherren von den Kaiſern losgemacht und in ihren Gauen erbliche Herrſchaft erworben hatten, wie dann wieder die größern Städte des Schweizerlandes, durch Glück und Umſtände begünſtigt, ſich von der Macht der Grafen und Freiherren losgekauft oder mit Waffengewalt befreit hatten: ſo wollten jetzt die unterthänigen Landleute die

Gewalt der Städte brechen und zur Freiheit eingehen. — Aber ihr Treiben war ſchlecht berechnet. Denn dieſe ſtürmiſchen Volkshaufen gingen weder mit der frommen Rechtlichkeit und ſtrengen Eintracht zu Werke, wie vorzeiten die Männer in den Waldſtätten, noch mit der Klugheit und beſonnenen Kraft, wie vor Alters die Städte. Sie waren rohe, unwiſſende Leute, unerfahren in Staatsgeſchäften, in Schulen ſchlecht gebildet, mißtrauiſch unter einander, jeder mehr auf ſeinen Vortheil, als auf allgemeinen Nutzen bedacht. Sie horchten lieber auf tobende Schreier, als auf Rath der Verſtändigen; wollten Alle gebieten, Keinem gehorchen. Daher ſah man ſie uneinig unter ſich und zu allen Ausſchweifungen bereit. Wer nicht ihres Sinnes war, den mißhandelten ſie. Einigen drohten ſie Mordbrand, Andern ſchlitzten ſie die Ohren.

Unterdeſſen rüſteten die Städte, um die Empörer zu zähmen; pflogen aber mit denſelben Unterhandlung, um Zeit zu gewinnen. Aufrichtiger meinte es noch Bern, auch die Tagſatzung zu Baden, mit den Leuten. Viele Zuſammenkünfte mit den Ausſchüſſen der Aufrührer wurden beredet oder gehalten; allein bei den vielen tobenden Haufen, deren einer dem andern widerſprach, und die jeden Tag ihren Sinn änderten, war keine Sache zum Ziele zu bringen.

Nachdem nun alle Mühe eitel geblieben, mahnt

der Vorort Zürich die ganze Eidsgenoſſenſchaft zum Aufbruch (11. Mai 1653). Bern ſammelte die Schaaren des Waatlandes, welche durch ihre Sprache von der Sache der deutſchen Unterthanen getrennt geblieben waren, und ernannte den Siegmund von Erlach zum Feldherrn. Er führte bei zehntauſend Mann. Es kamen bei fünftauſend Mann aus den katholiſchen Kantonen, geführt vom Oberſt Zweyer; die übrigen Eidsgenoſſen, achttauſend an der Zahl, befehligte der Züricher Feldherr Wertmüller. Die freien Landleute in den kleinen Kantonen hielten treu mit den Städten und vertheidigten deren Sache gegen das empörte Volk, theils aus Liebe der Gerechtigkeit und nachbarlicher Freundſchaft, theils auch weil ſie ebenfalls unterthänige Vogteien beſaßen. Ihre Beſatzung ſchirmte Luzern.

Schnell griffen aber auch die Empörten zu den Waffen. Sie beſetzten den Engpaß bei Gümminen gegen das Waatland, bei Windiſch und Mellingen gegen Zürich. Sie berannten Aarburg und Aarau, Zofingen und Lenzburg; doch vergeblich. Denn ſie hatten weder ſchweres Geſchütz, oder andere Waffenvorräthe genug, noch Kriegszucht unter ſich, oder erfahrene Hauptleute, weil bisher die Hauptmannsſtellen ausſchließlich von Stadtbürgern bekleidet worden waren.

Sobald Leuenberger, der Obmann der verbündeten Landleute, und Schybi und Ulli Galli und andere Häupter der Empörung ſahen, daß es Ernſt gelten werde: ſuchten ſie theils durch Trotz, theils durch neue Unterhandlung ihre gefahrvolle Unternehmung zu ſichern. Leuenberger, eine Stunde von Bern, zu Oſtermundigen, gelagert, wo ſein Volk rings umher raubte und plünderte, ſchrieb noch einmal an Bern, zu gütlicher Beilegung des Streits. Der Rath der Stadt, das Blutvergieſſen zu meiden, ſchickte wirklich Geſandte zu den Empörern; willigte in Vieles, ſogar in Bezahlung von fünfzigtauſend Pfunden an das Landvolk, doch nicht als Entſchädigung von deren Kriegskoſten, ſondern als Unterſtützung der Armuth. Die Abgeordneten der Empörten unterſchrieben endlich den ſchon einmal von ihnen verworfenen Vertrag und verhießen Huldigung und Treue. Allein kaum in ihr Lager zurückgekommen, ward Alles wieder vernichtet. Denn weil die Eidsgenoſſen im Auszug waren, wollten die Empörten nicht auseinander gehen, bis die Schaaren von jenen in ihre Heimathen zurückgegangen ſein würden.

Wertmüller und Zweyer ſtiegen indeſſen mit vereinigten Herren über den Heitersberg herab nach Mellingen. Sie bewilligten dem Leuen berger noch einmal Unterredung, wie er ſelbſt

verlangt hatte. Leuenberger jedoch, der erſt noch in einem Schreiben über das Anrücken der eidsgenöſſiſchen Hilfsvölker dem Rathe zu Bern geklagt hatte, während ſeine eigenen Bauern die Städte im Aargau belagerten, ſah ſein Herr plötzlich, ſobald der Landſturm ergangen war, auf zwanzigtauſend Mann erwachſen. Da fürchtete er ſich nicht mehr und meinte: das Schwert müſſe entſcheiden.

Inzwiſchen waren die Angriffe der Empörten ſowohl gegen Mellingen als Zofingen fruchtlos geweſen. Das machte ſie muthloſer. Sie ſandten wiederum Abgeordnete an den eidsgenöſſiſchen Kriegsrath in Mellingen, um gute Bedingungen zu erhalten. Doch nun antwortete der Kriegsrath: „Es kommt nicht den Bauern zu, Bedingungen vorzuſchreiben. Liefert euern Bundesbrief aus. Zieht nach Hauſe. Eure Rädelsführer haben den Spruch ihrer Obrigkeiten zu erwarten. So wollen wir euch in Frieden laſſen.“

Die Abgeordneten des Landvolks von Bern, Baſel und Solothurn beſchworen zwar erſchrocken die vorgelegten Punkte. Nicht aber alſo die Luzerner. Sie entſchuldigten ſich, ohne Vollmacht zu ſein. Alſo waren die Bande der Empörten unter ſich gelöſet. Wertmüller rückte vor. Von Bern und Wangen her zog anderſeits Feldherr Erlach gegen Langenthal. Unterwegs trieb er einen Haufen von zweitauſend Bauern

auseinander. Auf dem Felde vor Herzogenbuchſee (28. Mai) fand er eine Wache von ſechs mit Hellebarden bewaffneten Landleuten. Dieſe verſicherten, die Aufrührer ſeien alle zerſtreuet. Wie er aber mit ſeinem Gefolge gegen das Dorf ritt, fiel Schuß auf Schuß gegen ihn. Alsbald ließ er von drei Seiten zugleich angreifen, da er die Schaaren der Empörten plötzlich erblickte, die ſich des benachbarten Waldes bemächtigt hatten.

Hier begann ein verzweiflungsvolles Streiten. Die Empörten, übermannt, vertheidigten Schritt um Schritt ihren Rückzug gegen das Dorf. Während ein Theil desſelben in Flammen aufging, fochten ſie in den Häuſern, dann noch hinter den Mauern der Kirche. Endlich flohen ſie zerſtreut in die Wälder.

Bei Langenthal ſtießen Erlach und Wertmüller mit ihren Heeren zuſammen. Aller Aufruhr weit umher ſchwieg. Wertmüller, welcher den Frieden gehandhabt ſehen wollte, der den Empörten ſchon vom Kriegsrath in Mellingen zugeſichert worden war, machte den Berner Oberſten Vorwürfe wegen des Gemetzels von Herzogenbuchſee. Als dieſer ihm jedoch erzählte, wie es gekommen ſei, ward beredet, der Mellinger Vertrag ſolle nur für das untere Aargau gelten; aber in den Landſchaften oberhalb Aarburg behalte ſich Bern volle Gewalt nach Kriegsrecht vor.

In geſammten Dörfern herrſchte plötzlich,

ſtatt des Trotzes und aufrühreriſchen Gebrülles, Todtenſtille, Reue und Schrecken. Man entwaffnete die Landſchaften, warf die Rädelsführer in Gefängniſſe. Zu Zofingen ſaß der eidsgenöſſiſche Kriegsrath und hielt Gericht. Dahin ward aus dem Entlibuch Schybi geführt und mit dem Schwert enthauptet. Leuenberger, der in ſeinem eigenen Hauſe von einem ſeiner Nachbarn und Mithelfer verrathen ward, kam in den Kerker nach Bern. Hier wurde er hingerichtet, und ſein blutiges Haupt nebſt dem Bundesbrief der Empörten an den Galgen geſchlagen. Eben ſo ſtarb ſein Schreiber Brömmer. Ulli Galli ward an den Galgen gehenkt. Zu Baſel wurden ſieben Greiſe, als Theilnehmer am Aufruhr, zum Tode verurtheilt; alle hatten ſchneeweiße Bärte. So ſind noch viele Andere theils zum Tode verdammt, theils zur Landesverweiſung, noch Mehrere zu Geldbußen. Es mußten die Freiämtler zehntauſend Gulden, die Leute der Grafſchaft Lenzburg zwanzigtauſend, die Solothurniſchen dreißigtauſend Gulden, Andere andere Summen zahlen. Und die geflüchteten Aufrührer ließ Kaiſer Ferdinand III durch das ganze römiſche Reich in die Acht erklären.

Im Kanton Luzern aber hatten ſich die Empörten, welche bei Mellingen ihre Sache von der Sache der Uebrigen getrennt ſahen, zu einem

Vergleich mit ihrer Regierung entſchloſſen. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug vermittelten ſchiedsrichterlich zu Stanz zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen (7. Brachmonds). Nur die Entlibucher widerſetzten ſich dem Spruch; denn in Luzern ſelbſt lebten mehrere Bürger, die heimlich mit ihnen hielten, und eine Regierungsänderung in der Stadt durchzuſetzen hofften. Allein dieſe Bürger wurden verrathen und verhaftet, und die Entlibucher durch Uebermacht des einrückenden Kriegsvolks zum Gehorſam getrieben.

Das war der Ausgang des Aufruhrs. Was geſetzlos aufgeht, muß geſetzlos verderben. Noch lange haderten darauf die Kantone ſelbſt wieder unter einander wegen Zahlung der Kriegskoſten; Bern beſonders mit Zürich, Solothurn mit Bern, bis man ſich auch darüber (1654) auf der eidsgenöſſiſchen Tagleiſtung verglich und für die Zukunft feſtſetzte: die hilfeleiſtenden Kantone ſollten in eigenen Koſten den Nothleidenden helfen und zuziehen.

---

## 43.

## Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Aufſtand in Baſel. Die Peſtilenz.

(Vom Jahr 1656 bis 1699.)

Kaum war der Hader über die Unkoſten glücklich beigelegt, ſiehe, da gab es zwiſchen den Kantonen andern Streit, böſern, als den erſten.

Er ging noch einmal aus dem unchriſtlichen Haß zwiſchen Reformirten und Katholiſchen hervor. Die Geiſtlichen beider Kirchparteien, ſtatt das Höllenfeuer der Zwietracht zu löſchen, fachten es mit ihren Reden geſchäftig an. Schon fehlte es unter den Regierungen ohnedem nie an Urſache des Zanks, beſonders in den gemeinſchaftlichen Vogteien, wo Jeder Rechte haben, Jeder Meiſter ſein wollte. Keiner traute dem Andern, weil Jeder vom Andern Schlechtes glaubte. Die Katholiken ſagten: „Seht, die Berner und Züricher befeſtigen ihre Städte nicht umſonſt und halten zu Holland und England! Das Alles iſt nur gegen uns!“ — Die Reformirten ſprachen: „Seht, die Katholiken beſtätigen den Borromeiſchen Bund, erneuern ſogar ihre Bünde mit Savoien und dem Biſchofe von Baſel, und thun mit dem Könige von Spanien nicht vergeblich ſo freundlich. Das gilt gegen unſere Religion.“

Dann begab es ſich, daß eines Tages (im Jahre 1655) ſechs Familien von Arth, im Kanton Schwyz, weil ſie evangeliſchen Glaubens waren, flüchtig werden mußten. Sie konnten in Arth nicht des Lebens ſicher ſein. Weinend und flehend traten ſie vor den Rath von Zürich und baten, daß man ihnen wenigſtens freien Wegzug ihres Vermögens in der Heimath auswirken möchte. Es ſchrieb der Rath von Zürich voll Mitleids nach

Schwyz und bat um den freien Wegzug der Güter dieſer Verfolgten. Schwyz aber ſchlug das Begehren ab und verlangte Auslieferung der Ausgewanderten. Wie nun die reformirten Kantone dagegen das eidsgenöſſiſche Recht anriefen, ſprachen die zu Schwyz: „Wir ſind in unſerm Lande Niemandem Rechenſchaft ſchuldig, als Gott und uns ſelbſt!“ Und ſie zogen die Güter der Ausgewanderten ein, warfen die Anverwandten derſelben, weil ſie ebenfalls evangeliſchen Glaubens waren, in Kerker und Banden, quälten ſie auf Folterbänken und verurtheilten ſogar einige zum Tode.

Da griff Zürich zu den Waffen, ſobald Ermahnen und Vermitteln der unparteiiſchen Kantone auf den Tagleiſtungen vergeblich geweſen war. Eben ſo ſchnell hoben Schwyz und die katholiſchen Orte ihre Panner. Zürich, unterſtützt von Mühlhauſen und Schafhauſen, trat mit Zehntauſend ins Feld, bemeiſterte ſich des ganzen Thurgaues, und belagerte Rapperswyl. Aber die katholiſchen Kantone hielten Rapperswyl und den Albis ſchon, auch Bremgarten, Mellingen und Baden und gegen Bern den Brünigberg beſetzt. Die Berner ſtellten Kriegsvolk gegen Freiburg, Solothurn und Unterwalden zum Schutz, und zogen mit vierzig Fahnen gen Lenzburg, den Zürichern zum Beiſtand.

Es war jedoch bei den reformirten Kriegs-

ſchaaren keine Zucht. Die raubten und brannten, wohin ſie kamen; verwüſteten das Kloſter Rheinau; plünderten Dörfer und Kirchen und trieben das Vieh weg. Und bei den Bernern ſah man ſo wenig Ordnung, daß ſie in der Gegend von Villmergen lagerten, ohne ſich um den Feind zu bekümmern, keine Kundſchafter ausſandten und nicht einmal für das grobe Geſchütz genug Schießbedarf hatten. Und obſchon ein paar Aargauer den Feind beim Dorfe Wohlen erkannt hatten und zurückgingen und Lärmen machten, ward deß doch nicht geachtet, weil einige junge Herren von Bern hinausgeritten waren und verſichert hatten, es ſei nirgends Gefahr.

Doch auf der Höhe von Wohlen, hinterm Walde, ſtanden wirklich mehr denn viertauſend Luzerner verborgen. Die führte ſtracks der Luzerner Oberſt Pfyffer hervor. Und von der Höhe im Hohlweg, wo ſie mit halbem Leib verdeckt ſtanden, richteten ſie plötzlich ihr Feuer gegen die Berner. Es war zwei Stunden nach Mittag, am vierzehnten Jänner des Jahrs 1656. Die Berner geriethen in ſo große Verwirrung und Schrecken, daß ſie kaum in Ordnung zu ſtellen waren. Weil Pulver und Kugeln fehlten, ſchoſſen ſie ihre Feldſtücke nur zweimal ab. Alles floh. Es kamen zwar zehn friſche Fahnen zur Hilfe, aber die kehrten auch mit um. Der Oberſt Pfyffer erhielt

während des Treffens ein Schreiben von Luzern, mit Befehl, nicht anzugreifen, weil man ſich gütlicherweiſe vergleichen werde. Allein er ſteckte den Brief unerbrochen ein, weil er vermuthen konnte, was derſelbe enthielte, und verfolgte die fliehenden Berner, deren eine große Zahl niedergemetzelt ward. Bei achthundert derſelben kamen ums Leben; eilf Stück groben Geſchützes verloren ſie. Und ſeitwärts in den Weinbergen ſtanden viele Berner Schlachthaufen: die ſahen die Flucht ihrer Leute nach Lenzburg und ſahen deren Untergang, aber regten ſich nicht, weil ſie keinen Befehl hatten.

Nur die Schlachthaufen der Aargauer, als ſie die Niederlage der Berner erblickten, wurden wüthend, und wollten vorwärts und die Schlacht erneuen. Doch der Berner Kriegsrath verbot es und hatte große Mühe, den Ungeſtüm der Aargauer zurückzuhalten. Das iſt das Treffen bei Villmergen geweſen. Drei Tage lagen die Sieger frohlockend auf dem Schlachtfelde. Dann zogen ſie mit großer Beute heim und wenige Wochen darauf ward Waffenſtillſtand und Friede (26. Hornung 1656) geſchloſſen. Denn weil man den kleinen Kantonen die Lebensmittel ſperrte; weil die Luzerner ſo wenig, als die Berner, ihrem eigenen, unzufriedenen Landvolk vertrauen konnten, war Allen gelegen, den Krieg bald zu

enden, der nur neun Wochen gedauert und doch den Zürichern allein ſchon über vierhundert- und vierzehntauſend Gulden gekoſtet hatte. Der Friedensſchluß ſtellte Alles wieder her, wie es etwa vorher geweſen. In Religionsſachen und wegen freien Zuges aus einem Kantone in den andern ließ man jedem Kantone Gewalt, in ſeinem Gebiete zu thun, wie er wolle.

Bei der übeln Kriegsordnung der reformirten Orte hätten die katholiſchen vielleicht noch Größeres gewinnen können, wenn bei ihnen ſelbſt das Heerweſen beſſer beſtellt geweſen wäre. Sie warſen alle Schuld, daß ſie nicht mehr ausgerichtet hätten, auf Oberſt Zweyer von Evenbach, Landeshauptmann von Uri, und ſagten, er wäre mit den Zürichern und Bernern im Einverſtändniß geweſen, habe am Etzel die Verfolgung der fliehenden Feinde und die Vertreibung der Belagerer vor Rapperswyl gehindert. Ja, ein Mönch zu Einſiedeln ſagte: die Züricher hätten demſelben tauſend und vierhundert Dukaten in einem Kapaun geſchickt. Das gab wieder langen Streit und Rechtshandel vor Tagleiſtungen, der nie beendigt wurde.

Nun war Frieden im Lande ohne Friedlichkeit. Das ward überall verſpürt, und am meiſten in den gemeinen Vogteien. Was da dem Einen leid war, das war dem Andern lieb; und der gemeine

Mann trieb es mit ſeinem unchriſtlichen Glaubenseifer, wie er es von ſeinem Herrn ſah. Wenig fehlte, der Krieg wäre vielmals von Neuem begonnen.

Ein Luzerner, der für ſpaniſchen Kriegsdienſt Soldaten geworben hatte, zog am Pfingſtfeſt (1664) mit dreiundvierzig derſelben auf Abwegen durchs Thurgau, und im Dorfe Lipperswyl in die reformirte Kirche, mit bloßem Säbel darin Unfug und Lärmen treibend. Ein Weib flüchtete mit großem Geſchrei und Schrecken ins Dorf Wigoldingen und rief Hilfe. Raſch waren die Wigoldinger auf, über die ſpaniſchen Söldner her, und fünf derſelben wurden erſchlagen, andere verwundet, andere gefangen genommen. Dieſe Begebenheit brachte die reformirten nud katholiſchen Kantone in Harniſch wider einander. Man rief Kriegsvolk zuſammen. Die fünf katholiſchen Orte beſetzten alsbald Kaiſerſtuhl, Mellingen und Bremgarten. Viel ward getaget und unterhandelt. Die katholiſchen Orte konnten nur durch Blut verſöhnt werden. Zween Männer von Wigoldingen wurden durch das Stimmenmehr der über Thurgau regierenden Kantone zum Tode verurtheilt (am fünften Herbſtmonat 1665), wie rührend auch Zürich für die Unglücklichen um Gnade bat. Und als die Gemeinde Wigoldingen alle Koſten des langen Streithandels zahlen ſollte, ſam-

melte man in allen Kirchen des Kantons Zürich dafür Steuern.

Bald nach dieſem ward geredet, daß der König in Frankreich, hart vor Baſel, den Ort Hüningen zur ſtarken Veſte bauen wolle, ſich zum Schutz, den Schweizern zum Trutz. Das machte den Eidsgenoſſen Sorge, und ſie ſandten gen Paris (1679) an den König. Als aber ihre Mühe eitel war, den Bau zu hindern, ſtieg die Unruhe, am meiſten zu Baſel. Hier murrten die Bürger gegen den kleinen Rath, als habe Manchen aus ihm franzöſiſches Gold geblendet; denn er habe überhaupt zuviel Gewalt an ſich genommen in Wahlen und Gebung der Geſetze, zum Nachtheil des Landes. Es traten die Zünfte zuſammen. Mancherlei Unfug kam ans Licht. Rathsherren und Weiber, die ſich in Rathswahlen gemiſcht, wurden der Ehren entſetzt, oder in Gefangenſchaft gethan und mit ſchwerem Gelde beſtraft. Der Rath gehorchte, denn die Bürger trotzten in Waffen. Die Eidsgenoſſen ſandten Boten, den Streit zu vermitteln (1691). Es ward viel Parteiung, Auflauf und Gewaltthat, weitläufig zu erzählen. Und als endlich die Vermittler, nebſt Ausſchüſſen des Rathes und der Bürger, die Rechte des großen und kleinen Raths geordnet, in Landeszucht, Verwaltung, Pflege der Gerechtigkeit und Beſetzung der Aemter das Beſſere beſtimmt, und die mehrern

Bürger begnügt geſchworen hatten, Frieden zu halten, ward derſelbe dann erſt am blutigſten gebrochen.

Denn als Johann Fatio, einer von den Fürſprechern der Bürgerſchaft, auf das Rheinthor gefangen geſetzt worden, angeklagt, er habe Vieles ohne der Bürger Wollen und Wiſſen eigenmächtig betrieben, forderte ein Haufen anderer, bewaffnet, durch weiße Binden um den Arm ſich kennbar, zur Nachtzeit des Mannes Loslaſſung. Die Lärmtrommel ging. Die der Obrigkeit Getreuen ſprangen auf. Bürger gegen Bürger zogen in Waffen aus; zween von Fatio's Anhang wurden von Kugeln verwundet (23. Sept. 1691); bei fünfzig andere des folgenden Morgens eingekerkert; bewaffnete Landleute in die Stadt gezogen, zum Schirm der Ordnung. Ein ſchweres Gericht erging über die Urheber des Aufſtandes. Johann Fatio, Johann Müller und Konrad Moyſes wurden (28. September) auf dem Platz vor dem Rathhauſe enthauptet, Andere auf die Galeeren verdammt, Andere des Landes verwieſen, Andere an Geld gebüßt.

So verbanden ſich mit dem Streit um Glaubens- und Kirchenſachen noch vielerlei bürgerliche Parteiungen und Händel, bald dort, bald hie, als ſollte das Schweizerland nimmer zur Ruhe kommen, nun es doch nicht mehr von auswärtigen

Mächten bedrängt war. Das brachte Herzeleid und Kummer über viele Haushaltungen. Dann trat zu allem Elend ſogar noch eine peſtilenziſche Seuche, die viel Volks, beſonders in der Stadt Baſel und im Aargau, wegraffte (im J. 1667). Die Leute bekamen Peſtbeulen am Unterleibe. Es war ungeſunde Witterung, und der Winter vorher faſt immer warm geweſen. Giftige Würmer und Raupen bedeckten Bäume, Gras und Früchte; und es wurden der Waſſer- und Feldmäuſe ſo viel, als man nie vorher geſehen. Das dauerte, bis ein Jahr zu Ende ging und ein ſtrenger Winter erſchien.

---

## 44.

## Wie die Leute im Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten Freiheiten gebracht worden ſind und was daraus entſtanden.

(Vom Jahr 1700 bis 1712.)

Es ſind die alten Schweizer unabhängig vom Auslande geworden und ſind es geblieben, ſo lange ſie das Ausland weder aus Hoffahrt und Eigennutz geliebt, noch gefürchtet haben. Und ſie wurden von den Völkern der Erde hochgeachtet, ſo lange ſie ihr ewiges Recht höher achteten, denn das Leben. Als aber durch Gelddurſt und Feigheit die Klug

heit höher ſtehen wollte, denn das Recht; als gemein ward, Fleiſch und Blut an die Fremde zum Kriegsdienſt zu verkaufen; als ſich Vorſteher von goldenen Ketten und Ordensbändern der Fürſten binden lieſſen: da riß das Verderben des Vaterlandes unaufhaltſam ein. Man erniedrigte ſich vor dem Auslande, um im Lande hoch zu ſtehen; man ſtellte den Kanton höher als die Eidsgenoſſenſchaft, und die Familie höher, als den Kanton; man war in großen Dingen klein und in kleinen Dingen groß; man trachtete nach Ehrenſtellen um des Geldes willen, und verſteigerte Aemter für Geld, oder erwarb ſie durch Heirathen; man nannte die Schweizer frei, aber die meiſten waren arme Unterthanen und hatten weniger Rechte, als die Angehörigen der Könige; ja, man verſchmähte oft nicht Gewalt und Liſt, um auch die wenigen Rechtſame des Volks nach und nach zu vertilgen, auf daß die Gewalt der Herren unbeſchränkter würde.

Solches hatte beſonders das Volk im Lande Toggenburg erfahren müſſen. Hier genoſſen ehemals die Gemeinden durch Gunſt der alten Grafen von Toggenburg große Vorrechte, Theilnahme an Beſetzung der hohen und niedern Gerichte, an Bußengeldern und andern Nutzungen; Recht zu Landesgemeinden und andern Verſammlungen, zur Mitverwaltung des öffentlichen Gutes und zur Kriegsgewalt. Ja Niemand konnte ihnen zum

Landvogt geſetzt werden, als ein Mann aus ihrer eigenen Mitte.

Wie nun aber (im Jahre 1468) der Abt von St. Gallen um vierzehntauſend und fünfhundert rheiniſche Gulden von einem Freiherrn von Raron die Rechtſame gekauft hatte, welche dieſer über das Land aus dem Erbe der alten Grafen von Toggenburg erworben, ſo trachtete der Abt auch nach den Rechtſamen, die er nicht gekauft, ſondern dem Volke feierlich beſtätigt hatte. Und gleichwie das Volk von Toggenburg zum Schirm der eigenen Freiheiten mit den Kantonen Glarus und Schwyz ein Landrecht (im Jahre 1436) errichtet hatte, ſo ſtiftete nun auch der Abt zum Schutz ſeiner Rechte (im Jahre 1469) ein beſonderes Schirmrecht mit denſelben Kantonen. Weil ſeine Abtei ein zugewandter Ort der Eidsgenoſſenſchaft war, er ſelbſt aber Fürſt des heiligen deutſchen Reiches hieß, wußt' er beides immer wohl zu ſeinem Vortheil anzuwenden, um mächtiger zu werden. Er ſtand gegen den Kaiſer, wenn es ihm erſprießlich ſchien, als Eidsgenoß, und gegen die Eidsgenoſſen als Reichsfürſt und Lehenträger kaiſerlicher Majeſtät. Das half ihm viel.

So fing er an, die Toggenburger Freiheit zweifelhaft zu machen, und die Leute ſogar ſeine Leibeigenen (1510) zu heißen, um ſie allmälig

daran zu gewöhnen. Dann griff er endlich ihre Freiheit ſelbſt an, und es gab vor den Schirmorten vielen Rechtsſtreit. Die Schirmorte waren ihm aber hold. So gewann er erſt, daß von allen Gerichten im Lande die Appellation (1539) vor ſeinen Stuhl kam; dann (1540) riß er das Recht an ſich, das Landgericht allein zu beſetzen, und die eingezogenen Güter der Verbrecher zu behalten, desgleichen das Recht, einen Ausländer zum Landvogt zu erwählen, alle Kirchen- und Pfründgüter unbeſchränkt zu verwalten, auch Wildfang und Fiſcherei an ſich zu nehmen; darauf (1543) gewann er das Recht, in allen Kirchen des Landes den Pfarrer zu ſetzen, auch (1555) Schreiber und Weibel zu wählen und das Bürgerrecht zu ertheilen (1596). Endlich wurden dem Volke alle Landsgemeinen unterſagt und auch andere Verſammlungen, und das Kriegsweſen im Lande gerieth (1654) gänzlich in des Abtes Hand. Nun ſchaltete er, wie ihm wohlgefiel, bewilligte gezwungene Werbungen in fremden Kriegsdienſt, beſetzte alle Stellen mit ſeinen Geſchöpfen, ſah gleichgültig zu, wenn Amtleute und Klöſter die beſten Grundſtücke durch Liſt und Ränke an ſich zogen, oder wenn die öffentlichen Bußen zu ungeheuern Summen ſtiegen.

Zuletzt dünkte ſich Abt Leodegar Bürgiſſer ein unbeſchränkter Herr im Lande. Er gebot dem Volke, auf eigene Koſten eine neue Fahrſtraße

durch den Hummelwald zu bauen und zu unterhalten. Und als die Abgeordneten des Volkes zu ihm ſprachen: ſolches wäre den Toggenburgern eine drückendere Laſt, als vorzeiten die Frohndienſte und Tagwen, von denen ſie ſich ſchon zweimal losgekauft hätten, verfällte er dieſe Leute zu einer Geldbuße von 1540 Reichsthalern, zu Widerruf bei offenen Thüren, und machte ſie ehr- und wehrlos.

Nun gingen die bedrängten Toggenburger klagend vor Schwyz und Glarus (1701). Glarus nahm ſich die Noth der armen Landleute zu Herzen, auch Schwyz, obwohl die Toggenburger reformirten Glaubens waren. „Und wenn die Toggenburger Türken und Heiden wären,“ riefen die Schwyzer an der Landsgemeine, „ſo ſind ſie doch unſere Bundsgenoſſen und Landsleute, und ſollen wir ihnen zum Recht helfen!“ Solches verdroß den Abt, und er klagte und rief alle Kantone um eidsgenöſſiſches Recht an. — Da gab es wiederum viele Tagleiſtungen von Jahr zu Jahr. Zürich und Luzern, die auch des Abtes Schirmorte waren, miſchten ſich in den böſen Handel. Manche waren den Toggenburgern gewogen, ihres reformirten, vielgekränkten Glaubens willen; manche dem Abt widerwärtig, weil er vor Kurzem noch mit dem Hauſe Oeſterreich Schutzbündniß geſchloſſen hatte und die Grafſchaft Toggenburg anſah, als wäre ſie ein

Lehen vom Kaiſer und Reich. — Je länger der Zank währte, je größer ward, wie gewöhnlich, die Verwirrung des Handels. Zuletzt miſchte auch der alte Glaubenshaß ſein Gift dazu.

Denn weil Schwyz und die katholiſchen Orte ſahen, daß Zürich und Bern beſonders des Glaubens willen die Toggenburger unterſtützten, und dieſe zum Feſthalten an den alten Rechten ermunterten, neigte ſich Schwyz dem Abt von St. Gallen zu (1703) und ſprach: des Abtes neuere Rechte, Briefe und Siegel geben dem alten Landrecht vor, und ohne Vorwiſſen von Schwyz und Glarus ſoll im Toggenburg kein neuer reformirter Gottesdienſt eingeführt werden. Das aber ſchreckte nicht Zürich und Bern zurück; und die Toggenburger handhabten ihre alten Rechtſame. Nun trat der kaiſerliche Geſandte auf, und brachte einen Brief ſeines Herrn, der ſagte: der Kaiſer werde ſchlichten, denn die Grafſchaft Toggenburg wäre unſtreitig uraltes Reichslehen. Aber Zürich und Bern erwiederten: Toggenburg liegt inner den eidsgenöſſiſchen Grenzen, und der St. Galler Abt hat uns ſchon ſeit mehrern Jahren als Schiedsrichter erkannt. — Auch machten die Geſandten von Holland und der Könige von Preuſſen und England den Zürichern und Bernern Muth gegen den Kaiſer.

Als nun der Streit immer grenzenloſer ward,

und im Toggenburg ſelbſt Unruhe, Mord und Todtſchlag entſtand, weil der Abt von St. Gallen daſelbſt abſichtlich Zwietracht zwiſchen den katholiſchen und reformirten Einwohnern ſäete, verſuchte noch ein weiſer Mann aus Zürich, Nabholz genannt, durch ſeinen Rath Ordnung und Frieden wiederherzuſtellen. Sein Bemühen blieb eitel. Der Abt hielt ſteif auf alle Titel ſeiner bedrohten Gewalt. Die Toggenburger aber verachteten dieſelbe, und gehorchten ihm nicht und trieben Amtleute, Boten und Soldaten aus den Schlöſſern fort. Der Abt beſetzte darauf alle Brücken, Wege und Stege in den alt-ſanktgalliſchen Landen mit Kriegsvolk. Die Toggenburger bewaffneten ſich. Schultheiß Dürler in Luzern, des Abtes eifrigſter Freund, rief die katholiſchen Kantone auf, daß ſie die toggenburgiſchen Aufrührer im Zaume halten müßten. Hinwieder ſprach der Schultheiß Willading von Bern den reformirten Kantonen zu, die Sache ohne Zaudern gegen die Katholiken mit dem Schwerte zu entſcheiden, denn es gehe die alten Rechte des Toggenburger Volkes und den Schutz der reformirten Kirche an. Zwölf Jahre ſchon dauere der Streit, und er ſtehe immer ſchlimmer.

Sobald die Toggenburger ſahen, Zürich und Bern ſtehen für ſie, und der Obmann Bodmer ziehe zu ihrem Schutze mit faſt dreitauſend Mann

von Zürich heran, verkündeten ſie ihren Krieg gegen den Abt (12. April 1712) zur Behauptung ihres Rechts. Nabholz, bisher ihr Freund und Rathgeber, wurde ihr Anführer, ließ Landſturm ergehen, und verfocht ſie gegen die Leute des Abtes mit dem Schwerte ſo treu, wie ſonſt mit der Feder. Die Klöſter und des Abtes Schlöſſer wurden beſetzt; aber in die Stadt Wyl warf der Abt ſechszehn Heerbanden Fußvolks zur Vertheidigung. Unterdeſſen wütheten und plünderten die Züricher Kriegshaufen zuchtlos im St. Galliſchen Gebiet.

Nun griffen auch Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Gewehr und deckten ihre Grenzen und brachen gegen Toggenburg auf und bemächtigten ſich der Grafſchaft Baden. Der Nunzius gab ihnen ſechsundzwanzigtauſend Thaler aus dem päpſtlichen Schatz, und in Rom geſchahen Fürbitten für ſie zu den Heiligen. Geweihte Kugeln und Amulette theilten die Prieſter den Soldaten aus.

Darauf hob Bern zehntauſend Kronen aus ſeinem Schatz, um fünfzehntauſend Mann ins Feld zu ſtellen. Es deckte ſeine Grenzen ringsum, auch in der Grafſchaft Lenzburg bei Othmarſingen gegen Baden und die freien Aemter. Ein berniſcher Heerhaufen rückte gegen die Stilli; unter dem Schutze von zwölf Feuerſchlünden fuhr derſelbe dort über die Aar, und ſtieß bei Würelingen

zum Heerhaufen der Züricher. Dieſe hatten ſich in derſelben Zeit auch ſchon des ganzen Thurgaues bemächtigt. So ward Krieg und Kriegsgeſchrei aller Orten. Selbſt die Walliſer waren im vollen Anzuge, den katholiſchen Ständen beizuſtehen.

Glarus blieb in dieſem Unweſen unparteiſam, auch Solothurn, desgleichen der Biſchof von Konſtanz. Baſel und Freiburg wehklagten über dieſen Bürgerkrieg der Schweizer gegen Schweizer, und mahnten noch einmal zu freundlicher Ausgleichung; doch zu ſpät. Der Abt von St. Gallen flüchtete ſeine Koſtbarkeiten nach Lindau; er ſelbſt begab ſich nach Rorſchach und bat die Städte St Gallen und das Land Appenzell und Glarus um Beiſtand; doch ſie ſicherten ihm nichts, als ihre Unparteiſamkeit zu. Der Kaiſer dagegen bot, von Preßburg in Ungarn aus, den ſchwäbiſchen Kreis zur Unterſtützung des Abtes von St. Gallen auf.

---

## 45.

## Der Toggenburger Krieg. — Die zweite Schlacht bei Villmergen. — Der Aarauer Friede.

(Vom Jahr 1712 bis 1718.)

Züricher und Berner waren ſchon mit zehntauſend Mann vor das Städtlein Wyl gezogen,

um die Kriegsrotten des Abtes darin zu belagern. Auch kam mit zweitauſend Toggenburgern Nabholz dazu, und ein Heerhaufe vom Thurgau. Bomben und Feuerkugeln wurden in das Städtlein geworfen und Felder und Dörfer verwüſtet. Jedoch vertheidigte ſich die Mannſchaft des Abtes in der Stadt unter ihrem Oberſtwachtmeiſter Felber ſehr tapfer und that manchen blutigen Ausfall. Als aber die Thurgauer ſich wieder von den Belagerern trennten, von denen ſie geringgeſchätzt waren, ſtreifte Felber plündernd bis Braunau und Summeri. So grauſam wütheten ſeine Leute, daß ſie zwei wehrloſe Männer erſchlugen, und einer Frau Hände und Füße verſtümmelten. Da ging wegen ſolches Gräuels das Geſchrei der Rache durch den ganzen Thurgau; von Weinfelden her kam der wüthende Landſturm abermals. Man ſah dabei Weiber und zwölfjährige Knaben. Und ſie verfuhren gegen die Katholiken ſo grauſam, wie jene gegen Reformirte geweſen.

Da ſprach Nabholz zu den Feldherren von Bern und Zürich: „Laſſet uns einfallen in die alten Lande des Abtes, von wannen viele Männer ſind, die die Stadt Wyl vertheidigen. Wenn dieſelben ihre Hütten und Dörfer in der Ferne rauchen ſehen, werden ſie ſich von den Uebrigen trennen, und die Stadt wird ſchwach werden!“

Alſo fiel er bei Oberglatt mit tauſend Mann in die alten Lande des Abtes ein. Und als die in der Stadt ihre Wohnungen von fern brennen ſahen, zogen ihre Haufen eilig hinaus, für ihre Hütten zu kämpfen. Es ward darauf die Stadt voll Zwietracht und Schreckens, und ergab ſich (22. Mai) ihren Feinden. Das äbtiſche Kriegsvolk lief aus einander, und fluchte auf ſeinen gewesenen Befehlshaber Felber, der des Lebens nicht ſicher war, und ſogar Schutz von den Siegern erbitten mußte, um nach Bernhardszell zu entkommen. Aber der raſende Pöbel ſuchte ihn auch hier, ſchleppte ihn aus dem Pfarrhof, ſetzte ihn auf ein ſchlechtes Roß, trieb ihn mit großem Geheul und Hohn bis zur Sitterbrücke und tödtete ihn da mit vier Flintenkugeln durch den Leib. Dann zerſchnitten ſie ſeinen Leichnam mit Meſſern und warfen ihn in die Wellen der Sitter (24. Mai).

Mittlerweile war der rüſtige Mann Nabholz in das alte Land des Abtes von St. Gallen eingedrungen. Da ergaben ſich ihm die Goßauer, welche voller Wuth ihren eigenen Landeshauptmann ermordeten. Zwei Tage zuvor hatten ſie tauſend Toggenburger vertrieben, die zum Sengen und Brennen wider ſie geſandt waren, und die auf der Flucht noch den wehrloſen katholiſchen Pfarrer zu Niederglatt in einem Stall erwürgt hatten. Die Fahnen von Zürich und Bern

gingen ſiegreich durch den ganzen Thurgau bis zur Stadt St. Gallen. Da legten ſie Beſatzung in die Abtei und nach Rorſchach. Der Abt hatte ſich mit ſeinen Koſtbarkeiten ſchon voller Schrecken nach Augsburg vorher geflüchtet.

Weil nun die Toggenburger ſahen, daß ihre Sache obſiege, verurtheilten ſie diejenigen von des Abtes Leuten zum Tode, die an ihnen Verräther geworden waren; ſie verwarfen gänzlich des Abtes Herrſchaft, auch das Landrecht mit Schwyz und Glarus, und ſprachen zu dem Volk von Gaſter, Uznach, Gams und andern: „Laſſet uns einen eigenen Freiſtaat gründen, der da gleich ſei den freien Orten der Eidsgenoſſen!“ Und ſie entwarfen eine neue Landesverfaſſung, die trugen ſie nach Aarau, wo die Kantone Tagleiſtung hielten. Allein ſolche Rede mißfiel den Herren von Zürich und Bern, weil ſie lieber an den Toggenburgern Unterthanen, als freie Miteidsgenoſſen gehabt hätten. Sogar Nabholz, der toggenburgiſchen Sachen eifriger Verfechter, weigerte ſich, das Begehren der Leute zu unterſtützen, obwohl ſie ihm viel Geld boten.

Unterdeſſen waren auch bei Stilli zweitauſend Berner über die Aar gegangen und zu dreitauſend Zürichern geſtoßen, welche deren Kriegsoberſter Hans Kaspar Wertmüller anführte. Die ſtiegen nun zur gänzlichen Eroberung der

Grafſchaft Baden über den Haſenberg, verjagten die einzelnen Heerbanden der katholiſchen Orte und rückten vor die Stadt Mellingen. Von der entgegengeſetzten Seite her kamen ſiebentauſend Berner aus der Grafſchaft Lenzburg über die Bünz. Da flohen die katholiſchen Beſatzungen nach Baden zurück. Mellingen wurde ohne Schwertſtreich eingenommen. Den Siegern mußten alle Orter der Grafſchaft Baden Huldigung leiſten, auch die Einwohner der Stadt Bremgarten. Dann ging der Zug nach Baden, zur Belagerung der Veſte. Wertmüller lagerte ſich bei den Rebhügeln am Lägerberg, und erwartete die Ankunft der Berner, welche bei Mellingen der Reuß nach bis Fahrwindiſch einen Umweg genommen hatten, um Baden von der entgegengeſetzten Seite anzugreifen. Die Belagerten machten ein heftiges Feuer aus der Stadt, vom Kapuziner-Kirchhof und vom hohen Schloſſe herab gegen Wertmüllers Lager. Die Züricher aber antworteten aus vierzig Feuerſchlünden und Mörſern. Die Kirche, der Thurm, viele Häuſer wurden hart beſchädigt. Die Bruſtwehr des Schloſſes ſtürzte praſſelnd über die Felſen herab. Da erſchienen von der andern Seite der großen Bäder gegen das Schloß auch die Berner mit zwanzig Feldſtücken, Haubitzen und Mörſern. Deſſen erſchracken die in der Stadt ſo ſehr, daß ſie ſich auf harte

Bedingungen (31. Mai) ergaben. Der Befehliger der Feſtung, Crivelli von Uri, zog mit der Beſatzung ab, doch ohne Geſchütz.

Dieſe Fortſchritte, und daß auch das Rheinthal gezwungen ward, Bern und Zürich zu huldigen, brachte große Wuth, Zwietracht und Verwirrung unter die katholiſchen Orte. Einige wollten Frieden, andere Krieg. Die Geſandten von Oeſterreich und Frankreich verhießen Hilfe, der Papſt ſandte ihnen Geld. Freiburg und Solothurn machten ſich auf in Waffen für ſie, auch Wallis, und Alles, was in den eidsgenöſſiſchen Vogteien katholiſch war. Aber dagegen dräueten diejenigen reformirten Orte, welche bisher ſtill geweſen waren, die Waffen zu ergreifen; und was in den gemeinen Vogteien reformirt war, rüſtete ſich zum Beiſtand für Zürich und Bern. Alſo ſtanden in dieſer Zeit bei hundert- und fünfzigtauſend Schweizer zum blutigen Kampf gewaffnet wider einander; zu keiner Zeit vorher waren ſo viele Streiter aus der Eidsgenoſſenſchaft gegen fremde Feinde ins Feld getreten. Und alſo hielt ein Schwert das andere in die Scheide zurück. Frankreich und Oeſterreich lieſſen von ihren Heerſchaaren wohl gegen die Grenze rücken; allein Engländer, Holländer und Preuſſen hielten von andern Seiten auch dieſe im Zaum.

Während die Geſandten der Eidsgenoſſen zu

Aarau ſaßen und um Frieden handelten, zog der Landvogt und Ritter **Ackermann** von Unterwalden mit fünftauſend Mann gegen die **Sinſerbrücke**, wo die Berner mit ihrem Kriegsvolk lagen. Der Pfarrer zu **Sins**, einverſtanden mit dem Ritter Jakob Ackermann, hatte den Kriegshauptleuten der Berner ein Gaſtmahl gegeben, daß ſie nichts merkten. Alſo wurden dieſe überfallen, daß ſie ſich mit großer Noth retten konnten. Viele Berner wurden erſchlagen. Oberſt **Meunier** von Bern, der mit zweihundert Mann erſt auf dem Kirchhof, dann in der Kirche tapfer wehrte, mußte ſich gefangen geben. Sie wären von den Kriegsleuten aus Unterwalden, Schwyz und Zug ohne Barmherzigkeit ermordet worden, hätte Ackermann dieſe blutdürſtigen Menſchen nicht mit edler Kühnheit zurückgehalten (20. Juli). Auch auf der andern Seite gegen den Zürichſee, bei **Hütten** und **Bellenſchanz**, waren die Schwyzer (22. Juli) vorgedrungen. Da aber ſtießen ſie auf den wachſamen Züricher Hauptmann **Hans Kaspar Wertmüller**. Sieben Stunden lang fochten die Schwyzer; zweihundert Mann verloren ſie; aber ſie mußten den Zürichern weichen. Bei ihren Erſchlagenen fand man geweihte Zettel mit Zahlen und Kreuzen und Verſicherungen des gewiſſen Sieges.

Ritter **Ackermann** zog von allen Seiten die

katholiſchen Hilfsvölker an ſich. Das Heer ward über zwölftauſend Mann ſtark. Es ſchritt gewaltig durchs Land über Muri nach Wohlen und Villmergen, wo die Berner mit achttauſend Mann ſtanden. Hier, in derſelben Gegend, wo ſchon einmal die Berner von den katholiſchen Orten (14. Jänner 1456) blutige Niederlage erfahren hatten, ſollte wiederum das Feld durch Schweizer mit dem Blute der Schweizer gefärbt werden. Es war der fünfundzwanzigſte Tag des Heumonds 1712. Die Berner hatten Stellung bei Meiengrün genommen. Der Donner der Feuerſchlünde eröffnete den Kampf. Sechs lange Stunden ward geſtritten. Da brachten die Berner Verwirrung und Entſetzen über die Völker der katholiſchen Orte. Sie durchbrachen deren Schlachtreihen und ſchlugen ſie in die Flucht. Zweitauſend der Katholiſchen und mehr bedeckten mit ihren Leichnamen das Feld.

Als nun darauf die Toggenburger Uznach und Gaſter eroberten, die Stadt Rapperswyl ſich den Zürichern ergab, und die Sieger von allen Seiten in das Gebiet der Katholiſchen vordrangen, ward dieſen bange, und ſie baten um Frieden.

Schon hatten bei der Tagleiſtung in Aarau die Kantone Luzern und Uri (18. Juli) den Frieden unterſiegelt gehabt; aber die Luzerner

Bauern, aufgewiegelt im Namen Gottes und der heiligen Religion vom päpſtlichen Nunzius und von ihren Pfarrern und Mönchen, hatten den Frieden nicht gewollt, und waren gegen die Stadt gezogen, um ihre Obrigkeit zum Kriege zu zwingen, dann hinaus gegen die Berner bei Villmergen. Hier hatten ſie ihren Untergang gefunden. Auch noch nach der Villmerger Schlacht hatten ſich bei zweitauſend Williſauer gegen die Regierung empört; aber auch ſie wurden vom Berner Kriegsvo k bald zu Paaren getrieben und mußten ſchwere Brandſchatzung zahlen. Denn die Berner Mannſchaft war damals die vortrefflichſte an Waffe, Kleidung, Kriegszucht und Uebung geworden.

Endlich (am 9. und 11. Auguſt 1712) ward zu Aarau der allgemeine Landesfriede geſchloſſen, zum großen Vortheil der Sieger. Die fünf katholiſchen Orte mußten nicht nur ihre Rechte auf Baden, Rapperswyl und die untern freien Aemter an Zürich und Bern abtreten, ſondern auch Bern in die Herrſchaft über den Thurgau und das Rheinthal aufnehmen, wo beide Religionsparteien von da an gleiche Rechte empfingen. Glarus blieb neben Bern und Zürich überall im Mitbeſitz.

Der gebeugte Abt Leodegar von St. Gallen aber wollte den Frieden nicht annehmen, blieb auſſer Landes und hartnäckig, bis er ſtarb. Die

Züricher und Berner hielten unterdeſſen ſein Land beſetzt. Als nachher der neue Abt Joſeph (1718) den Frieden in Rorſchach annahm und ſchloß, empfing er ſeine Lande wieder; auch wurden ihm die Toggenburger, jedoch mit größern Freiheiten und Rechten, unter Zürichs und Berns Schutz, abermals untergeben. Nur der Papſt und der Nunzius verwarfen den Aarauer Frieden und erklärten ihn ganz ungültig. Doch darum kümmerten ſich die nun verſöhnten Eidsgenoſſen wenig: und als das Volk in einigen Aemtern des Kantons Luzern abermals von Geiſtlichen gegen die Regierung aufgewiegelt wurde, nahm dieſe eine Beſatzung aus dem Entlibuch in die Stadt, verlangte vom Papſt Beſteuerung der Klöſter zur Deckung ihrer Kriegskoſten, und zugleich Zurückberufung des Nunzius Caraccioli, den ſie den Urheber alles Uebels hieß. Die katholiſchen Orte empfanden lange noch die bittern Nachwehen dieſes Krieges; denn ſie hatten große Unkoſten gehabt. Schwyz ſchrieb eine Auflage von fünf Thalern auf jede Haushaltung aus. Luzern brauchte Gewalt, die Koſten einzutreiben. Uri beſänftigte die Unterthanen im Livinerthal und durch ſtattliche Befreiungen (1713), und nannte ſie fortan „liebe und getreue Mitlandleute.“

---

## 46.

## Zuſtand der Schweizer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Thomas Maßners Streithandel.

(Vom Jahre 1701 bis 1714.)

Seit dem brudermörderiſchen Schlachttag bei Villmergen haben zwar die Eidsgenoſſen ſechsundachtzig Jahre lang keinen Krieg mehr geführt, weder gegen Ausländer, noch unter einander ſelbſt. Doch ſind darum die Zeiten weder glückſeliger, noch ruhiger, noch ruhmreicher geworden; ſondern dieſelben ſind unter ewigen Staatshändeln und Streitigkeiten, bald eines Kantons mit den andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen, zugebracht worden. Jedes neue Jahrzehnd hat bald dort bald hier neue Umtriebe, neue Verſchwörungen, neue Aufrühre zur Schau geführt, bis endlich das morſchgewordene Gebäude der alten Eidsgenoſſenſchaft beim erſten Stoß zuſammenbrechen mußte, den es nachher von der feindſeligen Hand Frankreichs erlitt.

Die erſten Kriege der alten Eidsgenoſſen ſind von ihnen nur für eigene Sicherheit angehoben worden gegen die Unterdrücker ihres Rechts und ihrer Freiheit. Dadurch haben ſie ſich unſterbliche

Ehre bei den Völkern der Erde erworben. — Darauf unternahmen die freigewordenen Landſchaften und Städte mancherlei Kriege, um Herrſchaften und dienſtbare Unterthanen zu erobern und ihre kleinen Gebiete zu erweitern. Dadurch haben ſie innern Unfrieden und zweideutigen Ruhm erworben. Denn die Thaten ſelbſt größerer Eroberer werden zuletzt der Vergeſſenheit oder der Verachtung übergeben, weil ſie gemein oder für die Sache der Menſchheit ohne Gewinn ſind. — Dann zuckten die Schweizer endlich das Schwert nicht mehr gegen das Ausland, ſondern aus Glaubenshaß, oder Neid, oder Ehrgeiz und Parteiſucht nur wider einander ſelbſt. Dadurch haben ſie mehr denn einmal den Ruhm ihrer Altvordern entweiht und einander dem allgemeinen Untergange nahe geführt. — Zuletzt vermietheten ſie ihr Kriegsvolk um Lohn in fremde Länder und fremde Kriege, und erkauften für das Blut ihrer Tapfern den Söhnen der vornehmen Geſchlechter guten Sold, Jahrgehalte, goldene Ketten, Ordensbänder und Titel, wie die Könige den eigenen Dienern zu geben pflegen. Dadurch kam Uebermuth und Ueberpracht und ſchädliches Anſehen zu einzelnen Geſchlechtern, und fremde Sitte, fremdes Laſter in die Hütte des Volks; ungebührendes Schalten fremder Geſandten auf Schweizerboden, und Begierde einheimiſcher Obrigkeiten nach un-

beſchränkter Gewalt über die Unterthanen. Da ward erlebt, daß die Eidsgenoſſen treuere Freundſchaft mit ausländiſchen Königen, als unter ſich ſelbſt hielten, daß ſie einander freie Niederlaſſung, ſogar Kauf und Verkauf der unentbehrlichſten Dinge abſchlugen. Und ihre Tagſatzungen wurden herzloſes Gepränge, und ihre dunkeln Thaten widerſprachen ihren glänzenden Worten.

Wohl mahnten weiſe Vaterlandsmänner daran, den eidsgenöſſiſchen Bund zu verbeſſern und zu ſtärken, ehe er ſich gänzlich auflöſe. Sogar ward auf der Tagſatzung, jedoch nur von evangeliſchen Kantonen, eine neue Bundesverfaſſung zur Sprache gebracht, aber durch die Selbſtſucht der meiſten wieder ſeitwärts geworfen. Und als Saraſin, ein Genfer, vorſchlug, man ſolle eine oberſte, vollmächtige Bundesbehörde erſchaffen, damit der zerfallenden Eidsgenoſſenſchaft mehr Zuſammenhang und Einheit gegeben werde, ward er verſpottet.

Hingegen traten Uri, Schwyz und Unterwalden mit vielem Gepränge (24. Brachm. 1713) auf dem Rütli zuſammen, wo ihre Väter vor vierhundert Jahren den erſten Schwur der Freiheit zuſammengeſchworen hatten. Da erneuerten ſie mit feſtlichem Eide ihre älteſten Bündniſſe; doch nur im Gefühl des erlittenen Unglücks bei Villmergen und mit unfreundlichem Hinblick auf die

ſtärkern Kantone. Und zwei Jahre hernach (9. Mai 1715) ſchloſſen die katholiſchen Stände zu Solothurn einen Bund mit Frankreich, deſſen König damals der grimmigſte Feind der Evangeliſchen war. Solcher einſeitige Bund erſchreckte die evangeliſchen Stände und machte ſie mißtrauiſch. Man argwohnte ſogar gefahrvolle, heimliche Sätze, als ſollten feindliche Mächte in's Land gerufen, die kleinern Kantone auf Koſten der größern ſtark gemacht, Genf und Waatland dem Herzog von Savoien, der Thurgau und die Grafſchaft Kyburg dem Kaiſer wiedergegeben werden. Zwar zur Ehre der Eidsgenoſſen iſt die Wahrheit dieſer Gerüchte nie beſtätigt, aber durch die Gerüchte ſelbſt bezeugt worden, welcher Untreue und Feindſchaft ſich die Eidsgenoſſen gegen einander fähig hielten.

Immerdar ſah man ſie parteiet, nicht für geſammter Eidsgenoſſenſchaft Ruhm und Wohlfahrt gegen die Fremden, ſondern für den Vortheil des eigenen kleinen Gebietes, oder für den Vortheil der Fremden gegen die Miteidsgenoſſen. Da waren die Einen kaiſerlich geſinnt, die Andern franzöſiſch geſinnt, man kannte nur wenig Schweizeriſchgeſinnte. Dadurch erhielten die ſchlauen Geſandten der fremden Fürſten immer mächtigere Hand im Lande, die Eidsgenoſſen immer mehr Schmach als Ehre, und manche Familie gerieth

damit in großes Verderben, wie folgendes Beiſpiel lehrt:

Ein bündniſcher Jüngling, welcher zu Genf den Wiſſenſchaften oblag, that einſt eine Luſtreiſe in's benachbarte Savoierland. Da ließ ihn der franzöſiſche Geſandte heimtückiſch (1710) wegfangen und in eine Feſtung ſperren, darum, weil deſſen Vater, Thomas Maßner, ein Rathsherr zu Chur, öſterreichiſch geſinnt war. Als der Vater die Gefangenſchaft ſeines unſchuldigen Sohnes vernahm und vergeblich geklagt und Hilfe geſucht hatte, gerieth er in ſchweren Zorn, ergriff mit bewaffneten Leuten den Bruder des franzöſiſchen Geſchäftsträgers Merveilleux zu Chur und hielt ihn mit Gegenrecht gefangen. Zwar ward Vergleich geſtiftet, und der Rathsherr gab ſeinen Gefangenen wieder los und bat den franzöſiſchen Botſchafter in Solothurn um Verzeihung. Als er aber damit doch nicht die Freilaſſung ſeines Kindes erhielt, ſann er auf neue Rache. Und der alte Maßner lauerte eines Tages dem Herzog von Vendome, Großprior von Frankreich, auf, als derſelbe durch das Land Sargans reiſete, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Feldkirch zu den Oeſterreichern. Die Regierung des Freiſtaats Bünden wendete ſich flehend ſowohl an Frankreich als an Oeſterreich, zu gegenſeitiger Freigebung der unſchuldigen Gefangenen; jedoch

ohne Erfolg. Vielmehr die auswärtigen Geſandten vermehrten die Erbitterung. Daher geſchah es, daß ſelbſt der engliſche Geſandte, der es mit den Oeſterreichern hielt, im Bade Pfäfers meuchelmörderiſch überfallen wurde; daß der Zehngerichtenbund Partei für Thomas Maßner nahm und die Mehrheit der Zünfte von Chur ihn zum Landvogt von Maienfeld ernannte; daß die eidsgenöſſiſchen Kantone hingegen denſelben Mann, als Verletzer des Völkerrechts, ächteten und zweihundert Thaler auf ſeinen Kopf boten; daß endlich die Bündner ſelbſt wieder in einem Strafgericht zu Ilanz (17. Aug. 1711) ihn ehr= und wehrlos erklärten, ſeine Güter einzogen, ihn zum ſchmählichſten Tode verurtheilten und tauſend Dukaten ausſetzten, dem zum Lohne, der ihn einliefern könnte.

Aber Thomas Maßner hatte ſchon vorher, um größerm Unglück vorzubeugen, dem Herzog von Vendome die Freiheit wieder bewirkt und ſich ſelbſt nach Wien unter kaiſerlichen Schutz geflüchtet. Hier wohnte er dann geraume Zeit als Verbannter; ſein unglücklicher Sohn als Gefangener in einer franzöſiſchen Feſtung; ſeine verlaſſene Frau, gleich einer Wittwe, im rhätiſchen Gebirg. Und als ihm die Zeit lang ward nach der Heimath, machte er ſich wieder auf dahin. Auch mochte er wohl fühlen, daß er dem Kaiſer täglich weniger

gelte. Denn Volks- und groſser Herren Gunſt iſt Aprillenwetter und loſer Dunſt.

Doch im Vaterlande lag auf ihm noch der Fluch des Strafgerichtes von Ilanz und die Acht der Eidsgenoſſenſchaft. Er zog in den Alpen der Glarner umher. Aber auch dort ward er verrathen und der franzöſiſche Geſandte ſtellte ihm nach. Wie er ſich eines Tages vor Verfolgern retten wollte und ſchon wieder, rechts dem Rhein, auf öſterreichiſchem Boden angekommen war, ſtürzte ſein Wagen um. Maſsner ſtarb vom Sturz.

Als nachher zu Baden über den Frieden zwiſchen Frankreich und Oeſterreich (1714) verhandelt wurde, ſaſs unter des Kaiſers Bevollmächtigten auch ein Neffe Thomas Maſsners. Durch deſſen Verwendung ward endlich der junge Maſsner nach langen Unterhandlungen von den Franzoſen aus der Gefangenſchaft entlaſſen. Und als derſelbe nach ſo vielen Jahren heimkam, ward er, wie ein ſiegender Märtirer, von ſeinem Volke mit Freuden empfangen, und belohnend mit Ehre und Würden geſchmückt.

So ſpielten damals die Geſandten der Fremden auf dem Schweizerboden mit den Schweizern, welche man durch höfiſche Kunſtſtücke vorher entzweit hatte.

47.

## Unruhen in Zürich, Schafhauſen und dem Bisthum Baſel.

(Vom Jahr 1714 bis 1740.)

Man hat zwar geſagt: es ſei der Krieg das größte der Uebel, und Andere haben es nachgeſagt. Aber alſo haben die alten Heldeneidsgenoſſen nicht geſprochen, welche zuerſt den Schweizernamen vor Gott und Menſchen verherrlichten. Die gingen in den Krieg für ihr heiliges Recht, und kannten wohl etwas Beſſeres als Wohlleben und feige Sicherheit, und dachten: das größte der Uebel iſt Knechtſchaft unter dem Eiſenzepter des Hochmuths und der Ungerechtigkeit.

Auch iſt dem Schweizerlande ſeit der letzten Villmerger Schlacht bis zur zerſtörenden Ankunft der Franzoſen mitten im Frieden größeres Verderben gekommen, als in allen Kriegen zuvor wider Oeſterreich und Burgund. Denn in der ſechsundachtzigjährigen Ruhe, da die Schwerter der Winkelriede, Fontana, Waldmanne, Hallwyle und Erlache verroſteten, zerfraß ſchnöder Selbſtſucht und Ueppigkeit Gift immer mehr und ganz und gar den ehrlichen Bund der Alten, und die Eidsgenoſſenſchaft zerlöſete ſich wie ein verweſender Leichnam. Und ſie deckten den Leichnam mit Wap-

penſchilden der Väter prunkvoll, daß man nicht ſähe, wie der Geiſt aus ihm gewichen ſei.

Es ward nichts Großes mehr gethan. Das Größeſte dünkte Allen oder den Meiſten, Reichthümer zu ſammeln, nicht Tugenden; Herren und Unterthanen, nicht freie Bürger zu ſein. Die Einen erſteigerten Landvogteien, und verkauften darin Recht und Ungerechtigkeit, wie gemeine Waare. Die Andern buhlten um Jahrgelder, Ordensbänder und Ehrentitel bei Ausländern. Andere trachteten, ſtatt nach Verdienſten um's Vaterland, nach der Hand der Rathsherrentöchter, damit ſie in obrigkeitliche Würden gehoben werden könnten. Andere thaten auf andere, Wenige auf rühmliche Weiſe. Das Volk in den unterthänigen Landſchaften hatte kaum mehr Recht, als daß es nebſt ſeinem Vieh das Feld bauen durfte; es blieb gar unwiſſend, denn ſo unverſtändig waren die Obrigkeiten, daß ſie fürchteten, der Landmann könne zu verſtändig werden. Die herrſchenden Städte und Länder nagten an den Freiheiten der Unterthanen, und die vornehmen Geſchlechter der Städte an den Freiheiten der Bürger. Hin und wieder erwachten und ermannten ſich zwar zuweilen die Beeinträchtigten und retteten ihr bedrohtes Recht, oder ſchreckten doch von neuer Willkühr ab. Aber nicht alle dieſer kleinen Händel verdienen das Andenken der Nachwelt; ſie

erregten kaum zu ihrer Zeit die Neugier anderer Eidsgenoſſen.

In Zürich, wo die Stadtbürgerſchaft allezeit einen freiern Geiſt bewahrt hatte, diente ein geringer Handwerkerzank unerwartet zur Einſtellung mancherlei Mißbrauchs im Gemeinweſen. Zwei Pergamentmacher klagten gegen einen Weißgerber, er thue Eingriff in ihr Innungsrecht (Weinmond 1712). Der Hader dieſer Leute ward bald zum Streit der Zünfte, der Streit der Zünfte zum Handel der ganzen Bürgerſchaft. Da wurden die Ordnungen und Rechtſame der Zünfte von Neuem geprüft und berichtigt, die geſetzgebenden Befugniſſe der Bürgergemeinde ſchärfer beſtimmt, die Satzungen des alten geſchwornen Briefes der Zeit gemäß gebeſſert, und nützliche Veränderungen in ein neues Grundgeſetz, Libell genannt, zuſammengetragen und beſchworen (17. Dezember 1713).

Früher hatte ſchon die Bürgerſchaft der Stadt Schafhauſen Aehnliches für ihre Rechtſame, nach langem Streit, durch Aufrichtung ihres Hauptgrundgeſetzes bewirkt, Reformations Inſtrument geheißen (1689). Denn zu Schafhauſen war der kleine Rath allmälig zu großer Eigenmacht erwachſen, erſt durch ſchlaue Liſt und Güte bei Sorgloſigkeit der Zünfte, dann durch Gewalt über Alle. Das Recht der Bürgerſchaft war niedergedrückt und das Gemeingut des Staates mit Will-

führ und Eigennutz verwaltet worden. Das geſchieht allezeit, wenn diejenigen, welche das Geſetz handhaben ſollen, ſich über das Geſetz erheben und glauben, ihre eigenen Befehle ſeien Geſetzes genug.

Aber mit Abſchaffung des Mißbrauchs der willführlichen Gewalt inner den Ringmauern der Stadt Schafhauſen war ſie nicht auſſer denſelben, gegen die Rechtſame des Landvolks, ganz abgethan. Daher, als die Regierung einſt im Flecken Wilchingen eine neue Pintenſchenke errichtete (1717), verſagte der Flecken den Gehorſam. Und als die Regierung ihr Unrecht erkannte und die Pintenſchenke aufhob, traten die Wilchinger mit noch ganz andern Beſchwerden, die nicht minder triftig waren, hervor. Alsbald mengten ſich, wie immer gern, ausländiſche Herren und Mächte in den Hausſtreit; an Vorwand fehlte es nie. Darum verweigerten die Wilchinger die Huldigung, obgleich Schafhauſen Kriegsvolk ſchickte und die willige Anhörung aller Beſchwerden verhieß. Denn die Abgeordneten des Fleckens wurden am Kaiſerhofe zu Wien mit freudigen Hoffnungen getröſtet. Aber als Oeſterreich ſpäterhin, wegen wichtigerer Dinge, Krieg mit Frankreich fürchtete, und ſich die Geneigtheit der Eidsgenoſſen verſichern wollte, wurden die Wilchinger wieder von Wien fortgewieſen (1726). Viele der Widerſpenſtigen verloren darauf

Haus und Hof, Andere wurden verbannt. Ermüdet von vieljährigen Klagen, leiſtete der Flecken die lange verweigerte Huldigung (1729).

Willkühr bringt immer Verderben, und der Krieg einer Obrigkeit gegen die eigenen Unterthanen erwirbt, wenn auch Sieg, doch ſchlechten Ruhm. Das erfuhr zu derſelben Zeit der Biſchof von Baſel.

Er war Herr eines ſchönen Gebietes, das ſtreckte ſich vom Bielerſee bis an die Stadt Baſel durch die Thäler des Jura mit zierlichen Städten, Schloſſern und Dörfern; darin die Städte Biel und Neuſtadt, Pruntrut, Delſperg, St. Urſitz und Lauffen, auch Erguel oder St. Immerthal, der Freiberg, und die Herrſchaft Eſch, Birseck und Zwingen.

Als Hans Konrad von Reinach Fürſt-Biſchof geworden (1705) und er die Huldigung des Landes einnahm, behielt der Landleute Pannerherr Wiſard, im Namen des Volks, deſſen Freiheitsbriefe und das Schirmrecht mit der Stadt Bern vor. Solches verſchmähte der Biſchof, begehrte unbedingte Eidesleiſtung und entſetzte den Pannerherrn ſeiner Ehren und Aemter und meinte, wer die Macht beſitze, habe das Recht. Alſo dachten die Münſterthaler nicht. Der Pannerherr wandte ſich gen Bern und erinnerte die Stadt an das vor alter Zeit errichtete Burgrecht, bat um

Schutz, und Bern gewährte. Und als der Biſchof in ſeiner Willkühr beharrte, und fortfuhr mit Neuerungen und Drangſalen gegen die Widerſpenſtigen, ſandte Bern zum Schutz derſelben einige Tauſend Mann an deren Grenze, ſetzte den Pannerherrn wieder in ſein Amt und das Land in die vorigen Rechte ein. Deſſen ward der Biſchof ſehr entrüſtet. Er rief die katholiſchen Kantone an, und dieſe gedachten mit Hilfe Frankreichs zu vermitteln. Aber Bern hoffte auf den Beiſtand der evangeliſchen Kantone und auf England. Da ſah der Fürſtbiſchof, daß er nicht obſiegen könne, und verglich ſich zu Nidau mit Bern in Güte (30. März 1706) und ließ den Münſterthalern ihr Recht. Doch that er es mit unwilligem Herzen und machte neue Schwierigkeiten, eine um die andere, zumal wegen des Gottesdienſtes der Reformirten im Lande. Da erhob Bern abermals die Waffen (1711). Und ſchon die ernſte Dräuung genügte.

Der Biſchof beſtätigte alſo zu Aarberg die Rechte der Münſterthaler, und ließ ſich den bittern Zuſatz gefallen, daß, wenn er in Zukunft nicht auf Berns zwei- und dreimaliges Erinnern den Beſchwerden binnen drei Monaten begegne, ſolle er die Summe von zwanzigtauſend Thalern verwirkt haben und die Probſtei Münſter Unterpfand dafür ſein. Obſchon Papſt Klemens XI in Rom gewaltig wider dieſen Vertrag zürnte,

durch welchen vermeinte Ketzer großes Recht gegen Katholiken erhielten, mußte die Uebereinkunft dennoch in Ehren bleiben.

Noch mehrmals haben die Biſchöfe von Baſel nachher durch Machtſprüche und Gewaltſtreiche ihr Hoheitsrecht zu vergrößern getrachtet, doch nicht mit glücklichem Erfolg. Als der Rath der Stadt Neuſtadt am Bielerſee (1711) einen Bürger der Stadt Landes verwieſen, und deſſen Verwandtſchaft deswegen beim Biſchof gegen den Rath geklagt hatte, wollte der Fürſt ohne Recht den Rath zwingen, das Urtheil zu widerrufen, und die Koſten des Rechtsſtreites zu zahlen. Diejenigen im Rathe, welche ihm nicht gehorchten, den Bürgermeiſter und fünf Mitglieder, entſetzte er eigenmächtig, ſtrafte ſie mit Geldbußen, that ſie in Acht und Bann, ſprach über den entflohenen Bürgermeiſter Celier das Todesurtheil (1714), und ſetzte endlich ſogar den ganzen Stadtrath ab. Bern vermittelte endlich abermals Ruhe im Verein mit dem Biſchof, und ſicherte der Stadt wohlhergebrachte Freiheit.

Mit derſelben Härte verfuhr auch der Biſchof gegen die Stadt Pruntrut. Dieſe beſaß von alten Kaiſern und Herren ſchöne Freiheitsbriefe, die allezeit von den Biſchöfen beſtätigt worden waren. Als aber Herr Jakob Sigmund von Reinach den biſchöflichen Stuhl beſtiegen hatte, that er den ſtädtiſchen Rechtſamen auf mancherlei

Weiſe Abbruch. Er, übelgeleitet durch den Rath ſeines Staatsdieners Freiherr v. Ramſchwag, hörte keine Klage, und nannte die Landesſtände und Abgeordneten nur Aufwiegler. Da lehnte ſich Pruntrut, im Gefühl des eigenen Rechts, muthig auf. Der Biſchof rief wider ſie den Beiſtand der katholiſchen Kantone an. Die Geſandten derſelben aber, nachdem ſie Alles wohl geprüft hatten, ſprachen (1734) wie Biedermänner zum Fürſten: Sollen die fürſtlichen Vorrechte beſtehen, müſſen auch die Freiheiten der Unterthanen geehrt werden. — Sieben Jahre lang blieb der Zwiſt unentſchieden. Die Herzen des Volks fielen vom Landesherrn ab. Und als dieſer endlich, weggewandt von den Eidsgenoſſen, franzöſiſches Kriegsvolk (1741) in ſein Gebiet einrücken ließ, und die Unterthanen nach Willkühr an Gut, Ehre und Leben ſtrafte: da ſchwiegen freilich die Unterjochten. Aber ſie erwarteten eine Stunde der Rache, und ſie ſchlug endlich.

---

## 48.

## Aufſtand der Werdenberger gegen Glarus.

(Vom Jahre 1714 bis 1740.)

Ungefähr zu denſelben Zeiten ward auch das Ländlein Werdenberg voller Kummer und Noth.

Seit Glarus dieſe Grafſchaft im J. 1517 aus der Hand der Freiherren von Heuwen an ſich gekauft hatte, wurde ſie friedlich von Landvögten verwaltet, die ſich jedes dritte Jahr erneuerten. Wohl hatten die Werdenberger ihren Uebergang an die Eidsgenoſſenſchaft anfangs mit Unliebe geſehen, weil ſie dadurch alle Hoffnung verloren, ihre Freiheit je zu erkaufen und zu gewinnen. Schon im Jahre 1525 war es zum vollen Aufſtand gegen die neuen Herren gekommen; doch ſeitdem Ruhe geblieben. Die viertauſend Einwohner der drei Kirchſpiele hatten einträgliche Alpen an den Toggenburger Bergen, gute Aecker und Obſtgärten im Thale, und rühmten ſich mancher Rechtſame. Ihren Freiheitsbrief, kraft deſſen der gebietende Landvogt ſich nicht in Gemeindeſachen mengen, und keinen Nutzen von gemeinen Waiden und Waldungen ziehen durfte, bewahrten ſie, wie ein rechtes Heiligthum. Nicht jederzeit ehrten die Landvögte dasſelbe, ſondern verfügten endlich auch über Gemeingüter, Wälder und Alpen; ſteigerten den in Geld verwandelten Zehnten der Berggegenden; übten mancherlei Willkühr in Bezug des Todtfalls, in der Aemterbeſetzung und andern Dingen. Solches machte den Leuten böſes Blut, und ſie riefen ihr Recht in Brief und Siegel an.

Es begab ſich aber, daß eines Tages, als die fünfzehn Tagwen des Freilandes Glarus zur

Landsgemeinde vor den Staatshäuptern verſammelt ſtanden (1705), Einige ſchrien: der Brief wäre ohne Vorwiſſen der Tagwen nur vom Landrath ausgeſtellt, alſo ungültig und den oberherrlichen Rechten zur Gefährde. Alsbald verlangte das verſammelte Volk: man müſſe den Brief abfordern zur Unterſuchung.

Werdenberg gab ſein Kleinod ungern an den Landvogt Kaspar Trümpi zur Einſicht heraus, und erhielt es dann nicht wieder zurück. Da die Grafſchaft nun über den entriſſenen Brief bittere, doch demuthvolle Klagen führte, verhieß endlich ein dreifacher Landrath zu Glarus, was ſeit älteſten Zeiten Werdenberg an Rechtſamen genoſſen, ſolle in einer Haupturkunde geſammelt und den Grafſchaftleuten zugeſtellt werden. Allein dieſe wurden mißtrauiſch und verlangten nur die Urbriefe, als ihr Eigenthum, und da ſie fünfzehn Jahre lang kein Gehör fanden, verſagten ſie dem neuen Landvogt die gewohnte Huldigung (1719). Zwar ward ihnen der Brief verheißen, wenn ſie huldigen würden, und der Landammann von Glarus ſprach zum verſammelten Volk in der Kirche zu Grabs: „Ich alter Mann bin mit dem einen Fuß ſchon im Grabe, und der zweite ſoll nachfolgen, wenn euch nicht Wort gehalten wird!“ Doch des Volkes Glauben, ſchon oft getäuſcht, erwachte nicht wieder.

Darüber betroffen, wandte ſich Glarus an den Vorort Zürich, und an die Eidsgenoſſen, welche zu Frauenfeld tagleiſteten. Daſſelbe that aber auch Werdenberg. Doch die Abgeordneten der Grafſchaft wurden unangehört zurückgewieſen, mit Befehl, ihrer Obrigkeit zu gehorchen und die Huldigung zu leiſten. Sie thaten es nun zwar (Heumond 1720), ohne von ihrem Rechte abzuſtehen. Alſo forderte Glarus die Ausſchüſſe von Werdenberg auf, bei Ehr' und Eid und Zuſicherung von Fried' und Geleit zu kommen, und die Schriften zu unterſuchen und die Briefe zu behandeln. Als die Ausgeſchoſſenen kamen, wurden ſie hart bedräut, weil ſie von ihren Forderungen nicht laſſen wollten, und in den Kerker geworfen, und einer der Standhafteſten ſtarb jählings im Gefängniß. Das ſchmerzte die Werdenberger ſehr, zumal ſie ſahen, daß bei den Eidsgenoſſen Unterthanenrecht und Obrigkeltenrecht nicht von einerlei Heiligkeit ſei. Und vierzig Männer aus den drei Kirchſpielen ſchworen zuſammen, lieber Gut und Blut, als die Rechtſame ihrer Heimath aufzuopfern. Das Land blieb in Unruhe. Das Volk ward trotzig. Der Vogt von Glarus in ſeinem Schloſſe glich mehr einem Gefangenen, als einem Gebieter. Er zog fünfundſiebenzig bewaffnete Männer von Glarus, als Beſatzung, in die Burg bei finſterer Nacht.

Wie dies die Leute hörten, gingen die Sturm-

glocken, und die Rotten zogen aus den Gemeinden lärmend umher und wollten gegen das Schloß; doch waren ſie ohne Ordnung und ohne verſtändige Anführer. Und wie der Donner des ſchweren Geſchützes von den Mauern der Burg gegen ſie rollte, nahmen ſie Alle erſchrocken die Flucht (21. Oktober 1721). Dann fünf Tage darauf erſchien der Glarner Feldherr, Bartholomäus Paravicini, mit zweitauſend Mann. Auch kamen Geſandte des Vororts Zürich.

Da ſahen die Werdenberger wohl ein, ihre Sache ſei verloren, und mehr durch den Anblick der Uebermacht, als durch Beredſamkeit der Züricher Geſandten bewogen, trugen ſie beſchämt ihre Waffen auf das Schloß und gaben ſie ab. Glarus jedoch, von Bern und Zürich zum Glimpf ermahnt, der Armuth des verirrten Volkes zu ſchonen, ließ an demſelben Tage, da die Gewehre abgegeben waren, ſein Kriegsvolk wieder umkehren, bei Sturm und Regen noch bis Azmoos denſelben Tag.

Es iſt aber die Art des unwiſſenden Volks, daß es weder an das Vergangene noch Künftige denkt, und, wenn die Gefahr vorbei iſt, eben ſo ſtolz ſich geberdet, als es beim Anblick derſelben feig war. Nun erſchien keiner von den Verklagten, wie es verheißen war, auf dem Schloſſe zur Verantwortung. Nun wollte jeglicher wieder der tapferſte Held ſein; nun hielten ſie offene Lands-

gemeinde und ſchworen, zuſammenzuhalten für ihre Rechtſame, und ſchlugen für den Fall der äuſſerſten Noth über den Rhein eine Brücke, um freien Weg zur Flucht zu haben.

Sobald das Kriegsvolk der Glarner zum andernmal in das empörte Gebiet einrückte, flüchteten die waffenloſen Haufen der Einwohner über den Rhein, und überredeten ſich, Armuth und Verbannung ſei köſtlicher, als die Heimath mit zertretenen Rechtſamen. Allein es war Winter, und das Winſeln der Kinder, vom Froſt erſtarrt, und der Weiber jämmerliches Klaggeſchrei, brach den Muth der Männer. Sie ſandten alſo Boten auf das Schloß Werdenberg und flehten demüthig um Gnade, und wanderten, jedes Schickſals gewärtig, nach wenigen Tagen zu ihren verlaſſenen Hütten heim. Nur einige zogen freiwillige Verbannung dem Schwur der Unterwerfung, als leibeigene Leute (31. Dezbr. 1721), vor.

Glarus richtete nun das Verbrechen des verletzten Gehorſams. Die Namen des Lienhard Beuſch von Naſis, des Hans Beuſch, Jakob Vorbürger, Hans Rauw und Hans Senn, als der Sprecher des Volks, wurden an den Galgen geſchlagen. Geldſtrafen und Gütereinziehungen, über 70,000 Gulden, Entehrungen und Verbannungen büßten die Theilnahme am Aufruhr ab. Keinem aber ging das Schwert ans Leben. Das

Blut, welches in freien Ländern wegen bürgerlicher Unruhen von der Richtbühne herabfließt, fällt oft als eine Saat des Fluchs und der Rache zur Erde, die erſt den Enkeln verderbenvoll aufſchießt.

Es iſt wahr, Glarus vernichtete alle Freiheitsbriefe der Werdenberger. Doch einige Jahre ſpäter half das Hirtenvolk an der Linth aus freiem Entſchluß mancher alten Beſchwerde der Unterthanen, durch kluge Beſchränkung der Landvögte, ab; gab endlich auch den Leuten in Werdenberg Ehren und Wehren wieder, und hatte nie Urſache, ſolche Mäßigung zu bereuen.

---

49.

## Parteiwuth und Unruhe im Zugerlande. — Des Ammanns Schumacher Gewalt und Unglück.

(Vom Jahr 1714 bis 1740)

Als in Glarus wieder der Hausfriede eingekehrt war, floh er vor den Laſtern der Parteien aus dem Zugerland.

Am Rande eines ſchönen See's im Gebirge liegt das Städtlein Zug, nicht gefahrlos auf dem mürben Ufer, das ſchon zweimal unter großem Krachen riß (im Jahr 1435 und 1594) und ſammt

Gärten und Häuſern im Waſſer verſchwand. Das kleine Gebiet, welches zur Stadt gehörte, war vor Zeiten (vom Jahr 1350 bis 1484) aus dem erſparten Bürgerſchatz von Rittern und Klöſtern zuſammengekauft und durch Landvögte verwaltet. Nur die Vogtei Hünenberg, die ſich von ihrem Herrn (1414) ſelbſt losgekauft, hatte freiwillig, doch mit Vorbehalt ihrer Rechte, die Hoheit von Zug angenommen. In der Stadt galt allen Bürgern gleiches Recht. Doch einige Adelsgeſchlechter, die da ſaßen von alter Zeit her, wußten als Erben anſehnlichen Vermögens oder Namens, oder durch Verdienſt oder Parteigunſt ſich meiſtens der erſten Aemter zu verſichern. Deswegen ſtifteten ſie oft große Zwietracht, bald unter den Bürgern, bald verfolgten ſie einander ſelber, bald boten ſie ſich und des Landes Nutzen fremden Mächten um Geld und Titel feil.

Die freien Gemeinden Aegeri, Menzingen und Baar, unter eigenen Verfaſſungen und Geſetzen, unabhängig von der Stadt, bildeten mit ihr den Kanton. Abwechſelnd ward aus dieſen vier Landtheilen der Ammann, als Haupt des ganzen Freiſtaats, gewählt. Die kleinen Vorzüge, deren die Stadt genoß, oder welche ſie zuweilen übel gebrauchte, dienten nur, Eiferſucht und Haß des Landes gegen die Stadt zu nähern. Es verging kein Jahrhundert ohne ſtürmiſche, oft blutige

Händel zwiſchen beiden. Ja, es war einmal (im Jahr 1702) nahe daran, daß Aegeri, Menzingen und Baar die Stadt verſtoßen und einen eigenen Kanton geſtiftet hätten, wäre nicht von den Eidsgenoſſen gewehrt worden.

Die Zurlauben, Baronen zum Thurm und Geſtellenburg, gehörten zu den reichſten Geſchlechtern des Landes. Seit zweihundert Jahren ſah man ſie faſt immer in dem Beſitze der erſten Staatswürden, und in der Gunſt und Abhängigkeit von den franzöſiſchen Königen, die ihnen die Vertheilung der franzöſiſchen Jahrgelder, ſowohl der vertragsmäßigen als der freiwilligen, überließſen, um Anhänger und Stimmen für Frankreich zu kaufen. Auch hatten ſie ſich vom Stadt- und Amtrathe mit der einträglichen Verwaltung des obrigkeitlichen Salzverkaufs belehnen laſſen, wozu ſie alljährlich ſechshundert Faß Salz aus Hochburgund bezogen. Die Gegner der Zurlauben galten als Frankreichs Gegner, und darum als Anhänger Oeſterreichs.

Unter den Letztern war auch Anton Schumacher, Mitglied des Raths, ein kluger, aber heftiger Mann, der Handelsgeſchäfte mit Haller-Salz machte. Er und die übrigen Widerſacher des Ammanns Fidelis Zurlauben tadelten nicht ohne gerechten Grund die Schlechtheit des burgundiſchen Salzes; dann verdächtigten ſie die Treue

der Salzverwaltung; endlich klagten ſie über ſeine parteiiſche Vertheilung der franzöſiſchen Jahr- und Gnadengelder. Denn zu Ausſpendern von Gnadengaben machten die Könige oft Schweizer, deren feile Ergebenheit ſie erprobt hatten, und die mit ſolchen Geſchenken neue Anhänger und Lohndiener fremder Kronen werben und erkaufen mußten. Die Gemeinden Baar und Menzingen erhoben ſich, dieſen Worten Beifall bietend, und ſprachen: „Das Geld ſoll allen Bürgern in gleichen Theilen gegeben werden. Iſt nicht Jeglicher von uns, der Geringſte wie der Größte, ein Bundesgenoſſe des Königs?“ — Als dies der Ammann Fidelis hörte, ließ er vielen Leuten Mieth und Gaben reichen und in Wirthshäuſern freien Tiſch halten, auf daß er Freunde und Anhänger gegen die Harten bekäme, wie man ſeine Gegner hieß.

Wie aber Joſias Schicker von Baar, Zurlaubens Feind und einer der Harten, Ammann des Kantons ward (1728), beſchloß man alsbald gleiche Vertheilung der franzöſiſchen Bundesgelder und Gnadengehalte. Und weil Frankreich nicht darein willigte, ſchritt der Zorn der Harten zur Verfolgung aller Günſtlinge der franzöſiſchen Krone, die man die Linden nannte. Sie wurden mißhandelt; ihre Stellen mit Anhängern Oeſterreichs beſetzt. Ammann Fidelis, wegen großgetriebener Gewalt in Vergabung geiſtlicher und weltlicher

Aemter und wegen unmäßigen Gewinns und Wuchers angeklagt, ward zur Erſtattung des ungerechten Nutzens verdammt, und, als er nach Luzern floh, ſeiner Güter beraubt und auf hundert und ein Jahr verbannt. Er ſah ſeine Heimath nicht wieder. Andere von den Linden flohen wie er, und wurden verurtheilt, wie er. Auch die Ammänner Weber und Chriſtoph Andermatt hatten dies Loos, weil ſie für Zug einſt den franzöſiſchen Bund zu Solothurn (1715) beſiegelt hatten, von welchem die Sage ging, es ſei darin geheim die Zerſtückelung der Schweiz für fremde Mächte bedungen worden.

Als die Landsgemeinde nach zwei Jahren dem Anton Schumacher die Würde eines Ammanns (1713) verliehen hatte, wurde dem Könige von Frankreich, nun dieſer weder Jahr- noch Gnadengelder ſandte, der Bund aufgekündet. Nur ein Mann war muthig genug geweſen, der Rathsherr Beat Kaspar Utiger, dem Volke das Verderbliche ſolches Beginnens zu erklären: aber dem Tode zu entweichen, mußte er eilig das Land verlaſſen.

Nun ſtellte Ammann Schumacher einen Ausſchuß auf, der, vom oberherrlichen Volke mit der höchſten Gewalt ausgerüſtet, aus neun Anhängern ſeines Willens beſtand. Neue Verfolgung erging über die Franzöſiſch-Geſinnten. Die Gefängniſſe

wurden mit ihnen angefüllt. Wer dem Kerker entfloh, deſſen Name und Bild prangte am Galgen. Wer die Verbannten beklagte, oder die Harten ſchalt, mußte am Halseiſen ſtehen, oder, zum öffentlichen Spott, das Jahr lang eine geſtrickte rothe Kappe tragen. Schuhmacher ſuchte ſelbſt Uri, Schwyz und Unterwalden vom franzöſiſchen Bündniſſe abtrünnig zu machen. Das Alles that er, vielleicht in redlicher Meinung, das Vaterland vom Einfluß fremden Geldes und fremder Umtriebe zu reinigen, vielleicht in Hoffnung, Frankreich werde in die Austheilung der Bundes- und Gnadengelder auf jeden Kopf willigen und damit der Zurlauben Sturz ſichern.

Zwei Jahre lang hatte des Ammanns wohlgemeintes, doch heftiges Treiben gedauert. Weil aber Viele von den Harten ihre Erwartungen verfehlt ſahen, wurden ſie lind und ſehnten ſich nach Ruhe und nach den alten Freunden. Solches Wankelmuthes im Volk nicht gewärtig, traf Schumacher ungewöhnliche Anſtalten, die Verbindung von Einheimiſchen und Verbannten und die Empörung gegen ſeine Hoheit zu hindern. Es mußten die Gemeinden waffnen; Hauptleute in alle Vogteien; Baar und Menzingen auſſerordentliche Wachen ausſtellen. Die Thore der Stadt Zug wurden ausgebeſſert, und früh geſchloſſen, ſpät geöffnet. — Das erregte Verwunderung, weil man

keinen Feind ſah, aber unzufriedenes Gemurmel wegen der groſzen Unkoſten.

Nachdem Schumachers Amtszeit verfloſſen, Johann Peter Staub, an ſeiner Statt, Ammann geworden und von Schumachers Verheißungen dem Volke keine eingetroffen war, ſtieg das Anſehen der Linden. Selbſt der neue Ammann that ſich zu ihnen und folgte dem wachſenden Strome. Bald wurden ſie die Stärkern. Daher, als Schumacher von den ausſtehenden Staatsgeldern erſt nach mehrern Monaten Rechnung ſtellte, und überwieſen ward, beträchtliche Summen ohne Beſchluß und Vorwiſſen des Raths in Händen zu haben, ſtießen ſie ihn, mit ſeinen Gehilfen und Getreuen, aus dem Rath in das Gefängniß.

Sobald dies im Lande ruchbar ward, wurden überall durch den Zorn der bisher Unterdrückten die Harten von den Stühlen geworfen, Klagen auf Klagen gegen die Schreckensherrſchaft derſelben erhoben, die Verbannten aus dem Elende heimgerufen und unter allen Hütten mit Freudenthränen begrüßt. Und den Anton Schumacher führte, weniger die Gerechtigkeit, als der rachluſtige Parteimuth, ſchadenfroh (9. März 1735) zum Galgen, wo die Namen und Bilder der Verbannten hingen. Der Henker riß ſie los. Der gedemüthigte Ammann mußte ſie auf ſeinen Achſeln zum Rath-

hauſe tragen. Er flehte nur um ſein Leben. In Folge von zehn ſchweren Anklagen ward er von den Richtern zu ewiger Verbannung aus der Eidsgenoſſenſchaft und dreijähriger Galeerenarbeit verdammt. Der Pöbel aber, der ihn zuvor hoch geprieſen hatte, forderte ſein Blut. Aus Furcht vor Aufſtand brachte man ihn eines Morgens (18. Mai 1735), ehe denn der Tag grauete, an Händen und Füßen mit Ketten beladen, zum See. Hier weinte ſeine Tochter die Thränen des ewigen Abſchieds an ſeinem Halſe. Schweigend ſtand die Menge der Menſchen, und ſah ihn, von ſtarker Bedeckung umgeben, ins Schiff ſteigen, das ihn auf immer von dem Boden entfernte, der in jenen Stunden für ihn nur Thränen oder Flüche hattee. Volksgunſt iſt eine feile Dirne; ſie zahlt ihren Buhlen Treue mit Reue. In der Feſtung Turin, ſieben Wochen nach ſeiner Abführung, befreite ihn der Tod vom Elende der ſardiniſchen Galeeren.

Aber mit ihm waren nicht die alten Uebel aus dem Lande gebannt; darum dauerten Mißmuth und Unruhe noch lange Jahre. Weil Zug wieder in den Bund mit Frankreich trat, theilte Frankreich alsbald im Geheimen an ſeine Getreuen Gnadengelder aus. Sobald dies das Volk entdeckte (1764), erhob ſich neuer Sturm; und die, welche Gelder empfangen, wurden abermals mit

Auszahlung derſelben an den Staat, mit ſchweren Geldbußen und Verbannungen geſtraft. Mühſam ward durch die Eidsgenoſſen neuer Aufſtand durch die Vermittelung verhütet (1768), daß Frankreich bewilligte, es könne das Volk künftig Burgunder-Salz oder Erſatz an Geld beziehen, und letzteres, gleich den Bundesgeldern, an alle Bürger zu Stadt und Land vertheilen.

---

50.

## Der Harten und Linden Streit in Appenzell Auſſer-Rhoden.

(Vom Jahr 1714 bis 1740)

Es iſt ſchlimm beſtellt, wo die Vorgeſetzten vergeſſen, daß ſie Diener des Gemeinweſens ſind, und ſtatt deſſen ſich vom gemeinen Weſen dienen laſſen, wenn ſie Eigennutz, Rache oder Hoffart ſättigen wollen. Das hatte dem Kanton Zug viel Noth und zu derſelben Zeit auch dem Kanton Appenzell beinahe Bürgerkrieg gebracht.

Seit die zwölf alten Rhoden oder Bezirke des Appenzellerlandes ſich ihres Glaubens willen getrennt hatten, alſo, daß die innern Rhoden am Fuße des Hochgebirges katholiſch, die äuſſern aber an beiden Ufern des Sitterſtromes reformirt geblieben waren, galten ſie zwar in der Eidsgenoſſenſchaft noch als ein einziger Kanton,

allein unter ſich ſelbſt ſtanden ſie als zweierlei Gemeinweſen da, unabhängig von einander in Glauben, Geſetz und Sitte.

Der alte Flecken Appenzell war der innern Rhoden Hauptort geblieben. Aber die äuſſern Rhoden, welche durch den Sitterſtrom in zwei ungleiche Hälften geſchieden waren, ſtritten lange untereinander, bald um Beſtimmung des Hauptortes, bald um Beſtellung der Obrigkeiten. Denn das Volk vor der Sitter war zahlreicher, als das hinter der Sitter, und dieſes eiferſüchtig auf ſeine Rechte gegen jenes. Zuletzt beſetzte jeder Theil ſelbſt ſeine obrigkeitlichen Aemter, und Trogen ward Hauptort des Landes vor der Sitter, Heriſau Hauptflecken hinter der Sitter. Doch die Eiferſucht zwiſchen beiden ward damit nicht zerſtört, ſondern genährt.

Zu Trogen ſaß das Geſchlecht der Zellweger, durch Handel und Gewerbfleiß reich und anſehnlich. In Heriſau blühte das Geſchlecht der Wetter. Einer der Letztern hatte die Würde des Landammanns in demſelben Jahre, da die Stadt St. Gallen neuen Zollſtreit mit den Appenzellern bekam (1732). Nun ſprachen die St. Galler: „So laſſet uns zwei eidsgenöſſiſche Orte zu Schiedsrichtern erwählen, wie es der dreiundachtzigſte Satz im Rorſchacher Frieden vorſchreibt, der nach dem Toggenburger-Kriege geſchloſſen war."

Aber ſolches verſchmähte der Landammann Wetter, und ſprach: „Der Rorſchacher Friede iſt unſerm Volke kein Geſetz, denn er iſt in keiner Landsgemeinde beſtätigt, ſondern demſelben verſchwiegen und nur von einzelnen Landeshäuptern eigenmächtig unterſchrieben worden. Wenn dieſe noch lebten, ſollte man ſie ſtrafen, dieweil ſie Recht und Freiheit verrathen und der Stadt St. Gallen Gewalt gegeben haben, ihren Zoll nach Belieben zu mehren.“

Von allen Beamten Appenzells, welche zu Rorſchach Zeugen des Vertrags geweſen, lebten keine mehr, als die Verwandten aus dem Zellweger-Geſchlecht zu Trogen. Dieſe aber liebte Landammann Wetter nicht; denn ſie hatte durch ihren Reichthum faſt zuviel Anſehen im Lande. Und er ſprach: „Das haben ſie gethan aus Eigennutz, und mit St. Gallen geheime Verhandlungen gepflogen zu des Landes Schaden.“

Dagegen redeten die Zellweger: „Sind nicht beim Spruch zu Rorſchach die Landeshäupter vom Lande vor und hinter der Sitter gegenwärtig geweſen? Haben nicht Vorſteher und Häupter aller Rhoden den Spruch genehmigt? Hat man den Spruch nicht ſchon beim Zollſtreit mit den St. Gallern im Jahr 1720 angewendet und vollzogen? Warum eifert ihr ſo hart wider denſelben, wenn nicht aus Bosheit?“

Allein die Leute hinter der Sitter hörten darauf nicht, ſondern glaubten dem Landammann Wetter und ſchalten auf die Zellweger und deren Freunde im Landtheil vor der Sitter. Und als eines Tages die Häupter aller Rhoden in Heriſau beiſammen ſaßen, ſtürmten die aufgewiegelten Landleute, welche man hieß die Harten, gegen das Rathhaus, und in den Rathsſaal. Da, voll Rohheit, mißhandelten ſie diejenigen des Raths, welche den Rorſchacher Frieden ehrten und deswegen die Linden hießen, und ſtießen die Zellweger zum Fenſter, um ſie hinauszuſtürzen in die Gewalt und Wuth des Pöbels. Und es ward nicht Ruhe, bis jeder von den Rathsherren mit lauter Stimme zum Fenſter hinabgeſchrien: „Die Obrigkeit hat gefehlt, daß ſie den Rorſchacher Frieden an keine Landesgemeinde gebracht!“

Als die Kirchhörinnen vor der Sitter von ſolcher Mißhandlung ihrer Vorgeſetzten hörten, wollten ſie aufſtehen und Rache nehmen. Aber die Zellweger und andere rechtſchaffene Männer mahnten ab und vertröſteten auf die nahe Landsgemeinde.

Wie nachdem die Leute aus den Rhoden vor der Sitter zur Landsgemeinde nach Teufen kamen (20. Wintermonat 1732), ſtanden ſchon die Männer aus den Rhoden hinter der Sitter unge-

wöhnlich zahlreich verſammelt um den mit alten Schlachtſchwertern geſchmückten Sitz des Landammanns. Und durch Mehrheit ihrer Stimmen überſchrien dieſe Alles; entſetzten auch die Landeshäupter, welche zur Partei der Linden gehörten, von Aemtern und Würden, und erklärten Jeden, der, wegen ſeines Eifers wider den Rorſchacher Frieden, gebüßt worden war, unſchuldig.

Nun war Erbitterung und Haß im ganzen Lande, Rauferei und Verfolgung zwiſchen den Harten und Linden, den Anhängern Wetters und der Zellweger. Beide Parteien klagten zu den reformirten Eidsgenoſſen. Während dieſe unentſchloſſen zu Frauenfeld (Jänner 1733) tagleiſteten, ſtieg die Wuth des Volkes in den Rhoden alſo, daß man ſich waffnete, und Weiber und Kinder aus Trogen ins angrenzende Rheinthal flüchteten. Darum eilte eine Geſandtſchaft der Tagleiſtung gen Heriſau, Frieden zu vermitteln. Als Eſcher, der Statthalter von Zürich, an der Spitze der Geſandten, durch weiſe Rede den Landrath beruhigt, und erklärt hatte, daß es nie im Sinne der Eidsgenoſſen gelegen ſei, Bundesgliedern mißfällige Verträge aufzudringen: kündeten ſich Ausgeſchoſſene aus zehn Kirchhörinnen des Landes an, um mit den Geſandten zu reden. Dieſer Boten waren ſo viel, daß ihnen

der Marktplatz von Heriſau zu eng ward, vier- bis fünftauſend Männer an der Zahl. Und ſie lärmten und dräueten und ſprachen: „Kommet ihr, den rebelliſchen Linden zu helfen und einem freien Volke Gehorſam aufzudringen gegen einen Vertrag, den es nie beſtätigt hat? Sind wir Unterthanen, oder ſind wir noch Freie?“

Bis in die finſtere Nacht ward gehandelt. Beim Schein der Fackeln und Laternen mußten die eidsgenöſſiſchen Abgeordneten am rauhen Winterabend (19. Hornung 1733) hinaus auf eine Wieſe am Flecken Heriſau ziehen und dem Volke ſchriftlich bezeugen, daß der Rorſchacher Vertrag ihm niemals aufgenöthigt werden ſolle. — Am folgenden Tage ſtrömten abermals Volkshaufen gegen Heriſau und forderten von den Vermittlern, daß ſie die widerſpenſtigen Linden ermahnten, dem Spruch der Landsgemeinde unterwürfig zu ſein. Von Zürich und Bern die Geſandten ſprachen: „Unſere Kantone ſind Urheber und Gewährleiſter des angefochtenen Hauptſtücks im Rorſchacher Frieden; ſollen wir nun wider diejenigen thun, welche ſolchem Frieden treu verbleiben wollen? Nimmermehr kann uns dies Volk zwingen, zu ſprechen, was wir nicht dürfen.“ Aber die andern Geſandten, voll großer Furcht und Bangigkeit, ſtimmten: man müſſe doch die ſtürmiſche Menge beſänftigen. Und die Geſandtſchaft bezeugte dem Volke ſchrift-

lich, daß die Linden dem Beſchluſſe der Landsgemeinde gehorchen müßten.

Mehr hatten die Harten ſelber nicht begehrt; darum zogen ſie zufrieden auseinander. Dies Verfahren der Appenzeller, dieſe unwürdige Behandlung eidsgenöſſiſcher Geſandten erregte aber den vermittelnden Kantonen bittern Verdruß, zumal denen von Zürich und Bern. Doch wagte man nicht, mit bewaffneter Hand zu zürnen, denn noch waren die Wunden vom Toggenburger Krieg zu friſch. Deshalb unterhandelte man in Tagleiſtungen zu Frauenfeld und zu Aarau; und weil ohne Kraft, darum ohne Erfolg. Vielmehr wurde damit nur der Muth der Linden zur Widerſetzlichkeit gegen die Harten erneut.

Der Ingrimm beider Parteien gerieth im Flecken Gaiß endlich alſo zum Ausbruch, daß die Leute, im Handgemenge, Hilfe aus benachbarten Orten riefen. Mit Keulen und Prügeln ſchlugen ſie gegen einander. Die Harten ſiegten auch diesmal und plünderten Scheunen und Keller der Linden. Dieſe hinwieder, Rache athmend, verſammelten ſich folgenden Tages zu Trogen und Speicher unterm Gewehr; das Heer der Harten ſtand zu Teufen mit grobem Geſchütz unter den Fahnen. Schon ſollte Bürgerblut fließen. Doch gelang der Regierung Appenzells, durch Ernſt und Klugheit, und unterſtützt von

einem Zuruf der eidsgenöſſiſchen Vermittler, die in St. Gallen waren, auch diesmal die Erbitterten zu trennen und Frieden zu erhalten.

Inzwiſchen hatten ſich die Linden bei dieſem Anlaſſe überzeugt, daß ſie weitaus im Lande die Schwächern waren. Darum gaben ſie ihre Sache hoffnungslos auf. Die Landsgemeinde zu Hundwyl beſtätigte, was zu Teufen die Landsgemeinde vorigen Jahres beſchloſſen hatte. Die Vornehmſten von der Partei der Linden wurden von Ehren und Aemtern geſtoßen und büßten mit großen Geldſummen, die Hoffnung ab, welche ſie auf den Beiſtand der Kantone und Tagleiſtungen gebaut hatten.

---

51.

## Henzi's Verſchwörung in Bern.

(Vom Jahre 1740 bis 1749.)

Ob in den Händeln an der Sitter wohl oder übel gerichtet und geſchlichtet worden, dazu ſchwiegen die Eidsgenoſſen gern ſtill, ſintemal ihnen über Alles ging, den Hausfrieden zu hüten. Denn jeder Ort hatte, mehr oder minder, eigene Plage, und Bern gar bald die gefährlichſte von allen.

Vor Alters war die höchſte Gewalt der Stadt Bern bei allen Bürgern geweſen, kraft der Handveſte, die ihnen vom Kaiſer Friedrich II (1218) verliehen worden war. Und die Gemeinde hatte von da an ihre Obrigkeit ſelbſt alljährlich beſetzt, meiſtens aus Männern des in die Stadt gezogenen Adels, weil derſelbe Reichthum, Kenntniß und Zeit mehr hatte, als der gemeine Mann, um einem Stadtweſen mit Würde vorzuſtehen. Dieweil aber im Lauf der Zeit der Adel übermüthig und nach Alleinherrſchaft begierig geworden war, hatte die Bürgerſchaft, in der Predigerkirche (1384), für ihre Freiheit einen Schirmbrief errichtet, durch ſolches Geſetz allen Mißbräuchen einen Riegel vorzuſtoßen. Es ſollten fortan ſechszehn Männer des Volks und vier Venner jährlich die Zweihundert des großen Raths (wie ſchon ſeit 1294) aus den Handwerkern wählen; denn man dachte, es ſei leichter, zwanzig unbeſtechliche Männer gegen die Herrſchgier reicher Geſchlechter zu finden, als aus einem großen Haufen den Einfluß der Umtriebe und des Goldes zu verbannen. Doch wichtige Geſetze und Entſcheidung über Krieg und Frieden behielt ſich die Gemeinde vor; auch die Landſchaft wurde in wichtigen Dingen, wie bisher, ſo ſpäter noch, zu Rath gezogen.

Aber nach und nach wählten die mächtigen Venner nur Freunde und Vettern in den großen

Rath; nach und nach verewigten ſich dieſe Geſchlechter auf den Stühlen der Regierung; der groſe Rath, verbunden mit den Vennern und Sechszehnern, ergänzte ſich ſelbſt; nach und nach wurde die Bürgergemeinde ſeltener verſammelt, endlich gar nicht mehr. Im Jahre 1531 erſchien das erſte Geſetz ohne Zuſtimmung der Bürgerſchaft, und im Jahr 1536, als man gegen Savoien Krieg anheben wollte, wurde die Gemeinde zum letztenmal angefragt. Dann nicht wieder. Es verErbte ſich die hochſte Gewalt ausſchließlich in den Geſchlechtern des großen Rathes. Zwar regimentsfähig blieben alle Bürger; aber der regierenden Geſchlechter war nur eine mäßige Zahl, welche die Stellen und Aemter unter ſich theilten.

Eine unrechtmäßig erworbene Herrſchaft, wie löblich und weiſe ſie auch verwaltet werden möge, löſcht durch alle Tugenden nie ganz den Flecken der erſten Ungerechtigkeit aus, und zittert immerdar für ſich ſelbſt. Noch lagen die alte Handveſte Berchtholds und der bürgerliche Schirmbrief in ihren goldenen Schaalen da; aber die regierenden Geſchlechter im großen Rath wagten nicht, ſie zu widerrufen, damit die Gemeinde nicht an verlorene Freiheiten erinnert werde, an welche doch noch die Inſchrift des Stadtſiegels mahnte.

Mehrmals murrten die Bürger gegen erbliche Hoheit Einzelner aus ihnen. Die noch unvernich-

teten Briefe und Siegel gaben den Mißvergnügten Vorwand und Anſchein des Rechts. Die obrigkeitliche Gewalt aber gebot den freien Stimmen Schweigen. Als im Jahre 1710 mehrere Bürger in einer Denkſchrift an den großen Rath Herſtellung alter Verfaſſung forderten, und ſich ſchon eine Verſchwörung bereitete: traf Kerker und Verbannung die Unzufriedenen. Als darauf im Jahre 1744 mit ehrfurchtvoller Bitte vierundzwanzig Bürger der Stadt begehrten, daß künftig bei Beſetzungen des Rathes nicht mehr Willkühr und Gunſt, ſondern das Loos unter allen wahlfähigen Bürgern entſcheiden möge, wurden die Einen, als Meuter, mit Einbannung in ihren Häuſern geſtraft, die Andern Landes verwieſen.

Unter dieſen war auch der Hauptmann Samuel Henzi geweſen, ein Mann von nicht unedelm Sinn und nicht gemeinen Kenntniſſen. Durch Begnadigung wurde ihm endlich die Zeit der Verbannung abgekürzt, welche er in Neuenburg zugebracht hatte. Als er nun nach Bern wieder zurückgekehrt war, aber ſein Hausweſen zerrüttet und ſich bei Bewerbung um beſſere Anſtellung zurückgeſetzt ſah, ward ſein Herz voll großer Bitterkeit, und er konnte den Verdruß nicht verhehlen.

In der Stadt lebten zu derſelben Zeit mehrere wohlhabende und redliche Männer von achtbaren Bürgergeſchlechten, wie die Fueter,

Wernier, Küpfer, Bondely, Lerber, Knecht, Herbort, Wyß und andere mehr. Dieſe trauerten noch immerdar im Stillen über die niedergetretenen Rechte der Gemeinde, und daß ſich die wohlverbriefeten Freiheiten gemeiner Bürgerſchaft nicht vor der Gewalt derer offenbaren dürften, die nun gleich Erbherren auf den Rathsſtühlen saßen. Mit ihnen vereinigte ſich Henzi, desgleichen der Meßkünſtler Michel Ducreſt, welcher zu Bern verhaftsweis wegen Theilnahme an den Unruhen ſeiner Vaterſtadt Genf lebte. In gegenſeitigen Klagen über Gewaltſamkeit der Regierung oder über ſtolze Härte einzelner Glieder derſelben, erhitzten ſich die Gemüther dieſer Männer, und unter Geſprächen, in welchen die Mißbräuche des Gemeinweſens vor Aller Seelen lebendiger wurden, erwachten verwegene Entſchlüſſe. Niemand weiß zu ſagen, durch wen zuerſt der Gedanke einer neuen Verſchwörung gegeben ward. Doch Hauptmann Henzi, dem friſcher Mißmuth wieder den ehemaligen Wunſch eines großen Wagſtück's lieb gemacht hatte, wurde durch überlegene Kenntniß und Beredſamkeit bald die Seele des Ganzen.

Sie beſuchten ſich nächtlicher Weile; beredeten Entwürfe zur Herſtellung der uralten Ordnung der Stadtgemeinde laut Handveſte und Schirmrief, und verbanden ſich insgeſammt durch furcht-

baren Eid zur Verſchwiegenheit und Treue. Zwar Henzi forderte nur, wenn auch zu kräftigen, doch gemäßigten Maßregeln auf. Eben dazu rieth auch Daniel Fueter, der Goldſchmied. Dazu ſtimmten alle Einſichtsvollen und Beſſern, denen bloß Abſtellung vorhandener Mißbräuche löblich ſchien. Gewalt ſollte einzig im äuſſerſten Nothfalle gegen Gewalt gebraucht werden. Als ſich aber der Kreis der Verſchwornen vergrößerte, und Leute hinzutraten von zügelloſen Sitten, oder verwildertem Ehrgeiz, oder zerrütteten Vermögensumſtänden, ward die urſprüngliche Mäßigung ſchwer zu handhaben. Das verkündete die heimliche Schrift, welche ſie zur Rechtfertigung ihrer Entwürfe verfaßt hatten, und worin ein tödtlicher Haß mit ſchwarzen Farben alle Vergehen der regierenden Geſchlechter malte. „Man muß, ſagten ſie, den Degen in der Fauſt und nicht die Feder in der Hand haben, wenn man das verlorne Kränzlein der Freiheit wieder erobern will.“

Darauf ſetzten ſie feſt, am dreizehnten Tage des Heumonds 1749 ſolle das Zeughaus mit Sturm genommen, Freiheit ausgerufen, die Gemeinde verſammelt, eine neue Obrigkeit erwählt und der große Rath der regierenden Geſchlechter geſprengt werden.

Die Regierung, unbewußt der Gefahr, die ihr bereitet ward, waltete mit Würde und Weis-

heit fort. Alle Eidsgenoſſen ehrten dieſelbe ihrer Großſinnigkeit und vortrefflichen Anordnungen willen. Selbſt das Ausland bewunderte die Güte ihrer Verwaltung. Ueber ihre Tugenden hatte der Mehrtheil der Stadtbürger gern die alten Anſprüche der Gemeinde vergeſſen, und die Unterthanen erfreuten ſich der Milde und Gerechtigkeit ihrer Herren und Obern. Aber der Tag, der Alle verderben ſollte, kam heran.

Schon war die Zahl der Verſchwornen auf ſechszig erwachſen. Doch Henzi, der ihnen gehörte, ehe ſie zu ihm geſprochen hatten, verabſcheute ſie, da er der Ihrige geworden, als er, und mit ihm Viele der Beſſern unter ihnen, erkannten, daß eine große Zahl der Genoſſen ruchloſen Sinn unter Vaterlandsliebe verkappten. Da wandte Henzi ſein Angeſicht von ihnen, deren Menge, Unklugheit und Zwietracht nahe Entdeckung drohte. Er rüſtete Flucht. Doch ehe er entkam, ſah ſich Alles ſchon durch einen Geiſtlichen verrathen, der ſelber Mitverſchworner geweſen. Henzi wurde auf einer Luſtfahrt ergriffen und in den Kerker geſchleppt; auch der Lieutenant Emanuel Fueter und der Kaufmann Samuel Nikolaus Wernier. Die Andern entflohen in großem Entſetzen, und vernahmen mit noch größerm Entſetzen in der Ferne, was die Zurückgebliebenen, unter den Schrecken der Kerker und Foltern, von

blutigen Anſchlägen gegen die Vornehmſten der Stadt, von mordbrenneriſchen Entwürfen und von Vorſätzen zur Plünderung des öffentlichen Schatzes entweder ausgeſagt hatten, oder was ihnen von ausgeſprengten Gerüchten nachgeſagt ward. Solcher Gräuel wußten ſich die Wenigſten fähig.

Wie nun dieſe Dinge an das Sonnenlicht kamen, erſchien Henzi als der Sträflichſte von Allen. Denn er hatte ſeiner Obrigkeit, die ihn kaum begnadigt und aus der Verbannung heimgerufen, mit Undank vergolten. Das Todesurtheil ging über die Drei. Sie flehten um Gnade; nur Henzi nicht, der ſein ſchmachvolles Leben verſchmähte.

Am ſechszehnten Heumonds 1749 ſchied Henz gebrochenes Herzens, doch furchtlos, von Weib und Kind; ſah Werniers und Fueters, ſeiner Mitverſchwornen, Häupter unter dem Schwert des Nachrichters fallen, und empfing ſelbſt ohne Zagen den Todesſtreich. Er wußte mit größerer Würde zu ſterben, als zu leben.

Die Uebrigen wurden des Landes verwieſen. Als Henzi's Gattin am Rheinſtrom mit ihren zwei jungen Söhnen ſtand, richtete ſie verzweifelungsvoll das Antlitz noch einmal zum Vaterland zurück und ſchrie zum verſammelten Volk: „Wüßt' ich, daß dieſe Kinder nicht das Blut ihres ent-

hauptetẽn Vaters rächen würden, möchte ich ſie lieber in dieſen Wellen verderben ſehen, wie theuer ſie mir auch ſind!“

Edler aber, als die Mutter, dachten die Söhne in männlichen Jahren. Einer derſelben, Hofmeiſter der Edelknaben im Dienſte des Erbſtatthalters der Niederlande, vergalt nachmals an Bürgern ſeiner Vaterſtadt das eigene, unverſchuldete Unglück mit Wohlthun.

Dieſe Begebenheiten blieben nicht ohne gute Wirkung auf Bern. Die Gebrechen des Staates wurden lauter beſprochen. Viele Glieder im Rathe, werth des Ruhmes ihrer Altvordern, drangen auf Austilgung eingeſchlichener Mißbräuche. Späterhin (1780) wurde ſogar das ganze Strafurtheil über alle Schuldige aufgehoben und den Verbannten die Rückkehr geſtattet. So ſehr verwandelte ſich die öffentliche Stimmung, daß Mitleiden oder Achtung diejenigen umringte, welche in ehrlicher Abſicht für das Recht der Gemeinde zuviel gewagt hatten, und daß Verachtung diejenigen traf, welche, ſtatt Unzufriedene von gefährlichen Schritten abzumahnen, in deren Verſchwörung getreten und feigerweiſe ihre Verräther geworden waren.

52.

## Von dem Aufruhr im Livinerthal.

(Vom Jahr 1750 bis 1755.)

Nach dieſen Trauergeſchichten von Bern vernahm man bald größere aus dem Livinerthal. Hier, von den beſchneiten Firſten des Gotthardsberges eilf Stunden weit abwärts, bis zum Bergſtrom der Abiasca, wohnete an beiden Teſſin-Ufern und in wilden Seitenthälern das Volk, mit dem Wenigen vergnügt, was die Heerden auf den Alpen, die Wälder am Gebirg und die Saumroſſe beim Waarenzug über den Gotthard ertrugen. Die ſtattlichen Rechtſame, mit denen es vorzeiten vom Hauſe Visconti an Uri gekommen war, galten ungeſchmälert. Uri erhob aus dem Zoll und einer kleinen Steuer nur mäßige Einkünfte.

Daher meinten die Urner auch nicht, Sold und Bezahlung ſchuldig zu ſein, als die Mannſchaft des Thales den Fahnen von Uri hatte in den Toggenburger-Krieg folgen müſſen. „Denn", ſprach Uri, „ich habe ſeit drittehalbhundert Jahren euere Rechte, faſt ohne Lohn, geſchirmt, wie fordert ihr nun Lohn von euerm Oberherrn?" Das Volk der Leventina antwortete darauf und ſprach: „Daß du uns ſchützeſt bei hergebrachten Rechten, haſt du dich in alten Verträgen ver-

pflichtet; aber kein Vertrag gebeut uns, auf eigene Koſten für dich in den Krieg zu gehen.“ Und als Uri fortfuhr, die Löhnung für getreuen Dienſt zu verweigern, und als darauf das Volk aus Livinen den Urner Landvogt verjagte und ſich des Zolls bemächtigte, kamen die Boten der fünf katholiſchen Orte nach Altorf (1713) und ſprachen: „Uri iſt den Sold ſchuldig.“

Alſo ward Ruhe geſtiftet und kein Theil trug dem andern einen Groll nach. Uri hatte ſeinen Irrthum erkannt und liebte Gerechtigkeit.

Aber in den Thälern der Leventina wohnten einzelne Männer, die waren ungerecht gegen ihre eigenen Mitbürger, beſonders gegen Wittwen und Waiſen, deren Gut ſie verwalteten. Es klagten Wittwen und Waiſen vor Uri, und der Landesherr befahl, laut altem Recht, daß von dem Waiſengut Rechnung abgelegt werde. Solches erſchreckte viele von den reichen Männern des Thals. Die ſprachen: „Das iſt eine Neuerung! Uri will abermals unſere Freiheit antaſten.“ Sie gingen in den Dörfern umher, wo ihnen Viele ſchuldig waren, und wiegelten die Leute auf, und ſprachen: „Laſſet uns wacker zuſammenhalten. Wir mögen es wohl gegen Uri aufnehmen. Und ſo ihr rechte Männer ſeid, ſchütteln wir die Steuer ab und ziehen den Zoll ſelbſt ein.“ Alſo redeten ſie und wollten ihre eigene Schuld mit der Schuld

des geſammten Volkes decken. Es war im Anfange des Jahres 1755, da noch Alles im Schnee lag und der unbeſchäftigte Landmann zu mancherlei Dingen gute Weile hatte. Es wurden in den Dörfern Verſammlungen gehalten und allerlei Beſchlüſſe gefaßt. Einer wollte es nun an Muth dem Andern zuvorthun. Man nahm den Urner Landvogt Gamma gefangen, desgleichen den Einnehmer des hoheitlichen Zolls, und übertrug dem Thalgerichte, über ſchwere Verbrechen zu richten.

Die Genoſſamen von Uri, als ſie die Unfugen hörten, forderten das Thalvolk ernſtlich zum Gehorſam auf. Antwortend erſchienen vor der Landesgemeinde zwei Männer der Leventina, Wela und Bull, die ſprachen trotzig, nicht als Unterthanen, ſondern als Gebieter; denn zu ihrem Schutze waren jenſeits des Gotthards ſchon zweitauſend Männer unter den Waffen.

Alsbald ließ ſich das Urihorn an der Reuß hören. Bei Sturm und Regen zogen ſchier tauſend Urner mit ſechs Stücken ſchweren Geſchützes den Felſenweg des Gotthard hinan und erſchienen droben an den Quellen des Teſſin. Erſchrocken flohen die Wachten der Empörer und verbreiteten Furcht im ganzen Thale.

Die Häupter des Aufruhrs, Landeshauptmann Urs, Furno, der Pannerherr des Thals, Sar-

tori, Rathsherr, und andere ihrer Vertrauten, traten zuſammen und hielten Kriegsrath. Sie beſchloſſen: Uri ins Thal zu locken bis an den Fuß des hohen Platifer, wo der Teſſin mit fürchterlichem Sturz durch den Bergſchlund bricht und eine Handvoll Streiter einem ganzen Heere den in Felſen gehauenen Weg verrammeln kann. Wenn dort der Feind aufgehalten werde, ſolle der Liviner mächtiger Hinterhalt aus allen Schluchten der Nebenthäler hervoreilen, die Urnermacht umzingeln und vernichten.

Böſes Wetter vergrub zu dieſer Zeit, da ſchon die untern Thäler alle blüheten, den Gotthard noch in tiefen Schnee. Darum verzögerten die Urner im Urſerenthal. Unterdeſſen eilten aber auch die angerufenen Eidsgenoſſen von Zürich, Luzern, Schwyz, Zug und Unterwalden mit Hilfsvölkern über den See der Waldſtätte. Wallis, Bern und Glarus beſetzten die Grenzen der Livinen.

Endlich gingen die Urner Schlachthaufen, vereint mit achthundert ſtreitfertigen Unterwaldnern, über die Gotthardshöhen (21. Mai 1755). Als die Empörer aber, ſtatt des ſchwachen Heeres von Uri, die Fahnen der Eidsgenoſſen ſahen, und rings das Land umſchloſſen und die Luzerner im Roncathal, erſank Allen der Muth. Sie flohen, die Waffen von ſich werfend, in die Dörfer zurück; viele in die Wälder. Vergebens brannten auf den

Höhen die Hochwachten zum Zeichen der Gefahr und des Aufgebotes.

Vorſichtig rückten Urner und Unterwaldner von Ort zu Ort, mit Beſetzung aller Engpäſſe im Rücken, bis zur letzten Dorfſchaft an der Abiasca. Alles ward bezwungen und entwaffnet; den andern Eidsgenoſſen Botſchaft, mit ihrer Hilfe nicht nachzurücken; gute Mannszucht gehalten; der Rädelsführer einer um den andern eingefangen, und **Urs**, der Landeshauptmann ſelbſt, aus dem Kapuzinerkloſter fortgeſchleppt, wo er eine Freiſtätte zu finden gehofft hatte.

Dann begann das Gericht über die ganze Völkerſchaft; ein Schauſpiel, ſo groß und furchtbar, wie das Schweizerland lange nicht geſehen.

Bei **Faido**, wo die Gotthardsſtraße in ein kleines, von Waldbergen umringtes Thal tritt, iſt ein freier, ebener Platz, auf welchem ſich ſonſt das Volk zu Berathſchlagungen zu vereinigen pflegte. Hier wurde es nun aus allen Orten verſammelt. Bei dreitauſend Männer erſchienen am Tage des Gerichts (2. Brachmonds), des Urtheils harrend. Die Eidsgenoſſen in Waffen umringten die Fehlbaren. Todesſtille herrſchte in der Menge, nur vom einförmigen Donner des Waſſerfalles an benachbarter Felswand erhöht.

Als Alles bereitet war, geſchah dem Volk das

Urtheil. Es wurden ihm die verwirkten Rechtſame ſeiner Vorfahren, Ehren und Wehren, genommen. Dann ward es verdammt, baarhäuptig, auf den Knien, Zeuge von der Hinrichtung ſeiner Häupter zu ſein, und den Eid des Gehorſams an Uri zu ſchwören.

Im Kreiſe der Bajonette ſchworen die Tauſende den ſchweren Eid, welcher die von den Vätern ererbten Freiheiten zerriß, und in den jetztlebenden Schuldigen noch die ſchuldloſen Nachkommen ſtrafte. Dann, auf einen Wink, ſank ſchaudernd die Menge der Büßenden auf die Knie, und mit entblößten Häuptern ſah ſie unter dem Richtſchwert die Strafbarſten fallen, den Pannerherrn Furno, den Landeshauptmann Urs, deren blutige Köpfe an den Galgen geſchlagen wurden, und den Rathsherrn Sartori.

Nach dieſer grauenvollen Feierlichkeit zog geſammtes Volk mit tiefer Furcht im Herzen zu ſeinen Hütten heim, und andern Tags das Rächerheer der Eidsgenoſſen über den Gotthardsberg zurück. Acht Männer des beſtraften Thals gingen gefeſſelt, weil auf ihnen das Verbrechen der Empörung ſchwer lag, vor den Fahnen her, und empfingen erſt in Uri den Todesſtreich.

## 53.

## Warum die alte Eidsgenoſſenſchaft immer in größern Verfall gekommen. — Die helvetiſche Geſellſchaft.

(Vom Jahre 1755 bis 1761.)

Zu derſelben Zeit lebten im Eidsgenoſſenlande viele redliche und einſichtvolle Männer: denen ward das Herz ſchwer, wenn ſie von den mancherlei Unruhen und Unfugen hörten. Sie ſahen darin Vorboten des allgemeinen Verderbens und Unterganges, der ſich näherte. Aber Niemand achtete ihrer Warnungen. Noch war freilich des Guten viel; aber das Böſe fing an zu überwiegen.

Rechte Liebe zum Vaterlande wohnt, wo rechte Freiheit wohnt. Daher lebte in den Hauptſtädten mehr Vaterlandsliebe, als auf dem Lande; und in den Hirten-Kantonen mehr, als in den Vogteien. Die Bürger in den oberherrlichen Städten, eiferſüchtig auf ihre Vorzüge, erlaubten ungern, daß ein Unterthan durch Kenntniß oder Reichthum neben ihnen groß ward. Dem Landmann waren abſichtlich alle Wege verſchloſſen, auf denen er ſich als Staatsmann, Gelehrter, Kriegsheld oder Geiſtlicher hätte hervorthun können. An manchen Orten wurden ihm ſogar Handel und Kunſtfleiß unterſagt. Zum Pflug und zur Dienſtbar-

keit erſchaffen, ſah er im Stadtbürger den gebornen Herrſcher, Heerführer, Richter und Prieſter. Unterthanen der Könige waren reicher an Rechten, als Unterthanen der Schweizer. Sogar das Aufblühen der kleinen Landſtädte, durch Gewerbigkeit und Schulbildung, wurde mit heimlicher Unzufriedenheit von den Hauptorten geſehen.

Darum verſchwand aus dem Volke die heilige Liebe, welche dem Vaterlande willig das Liebſte bringt; eigennützige Selbſtſucht füllte den leeren Platz aus. Darum ſah man Gehorſam, aber nicht Gehorſam des Freien, ſondern des Knechts, nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Furcht, voll Argwohn gegen Herren und Städte, voll Starrſinn gegen Einführung des Beſſern. Denn der gemeine Mann war in Blindheit des Geiſtes auferzogen; die Jugend oft ohne Unterrichtsanſtalten, oft in Schulen, dem Verſtande verderblicher, als wildes Aufwachſen unter Leitung der Natur. Man dachte: ein blindes Volk iſt leichter zu führen. Aber der Blinde erſchlägt auch leichter den eigenen Meiſter, wenn ihn der Verführer gegen denſelben mit dem Schwert ſtellt. Daran dachte man nicht.

Die Obrigkeiten begnügten ſich, treue Haushälter zu ſein. Die oberſten wie die unterſten Beamten waren mäßig, oft gering beſoldet; in fremden Kriegsdienſten oder auf Landvogteien pflegten ſie Vermögen zu erwerben. Ordnung

herrſchte in der öffentlichen Verwaltung, bei mangelhafter Geſetzgebung dennoch Liebe zur Gerechtigkeit, und die Rechtſame auch des Geringſten wurden meiſtens mit großer Vorſicht geehrt. Auflagen waren bei der mäßigen Staatshaushaltung ſelten und dann nie drückend. In den Hauptſtädten blühte, neben Wohlſtand, Wiſſenſchaft und Kunſt, beſonders bei Reformirten. Unter allen wurde Zürich und Genf durch große Gelehrte und Künſtler hervorragend. In Baſel aber verfiel die altberühmte Hochſchule durch Orts- und Handelsgeiſt; ſie hatte faſt mehr Lehrer als Schüler, und war mehr Verſorgungsanſtalt für jene, als Bildungsanſtalt für dieſe.

In den Hauptſtädten der katholiſchen Schweiz, wo die Geiſtlichkeit dem freien Forſchen widerſtrebte, ſtieg die Wiſſenſchaft nie zu bedeutender Würde. Mönchiſcher Geiſt verwandelte das gemütherhebende Wiſſen in Sammeln unfruchtb rer Kenntniß.

Die Hirtenländer ſorgten gar nicht um höhere Bildung und Kenntniß. Freiheit daſelbſt genügte zu Allem. Der Landmann in ſeiner Hütte, ernährt von ſeinen Heerden, ſeine Obrigkeit ſelbſt wählend, keinem Geſetze gehorſam, als dem, wozu er mitgeſtimmt, war der freiſte Sohn der Erde. Zwar roh und abergläubig, ließ er ſich von Prie-

ſtern und reichen Geſchlechtern im Lande leiten. Aber er ward nur geleitet, nie beherrſcht.

In vielen Kantonen thaten einzeln die Regierungen gar löbliche Dinge. Bern baute für das gemeine Weſen Paläſte, Hochſtraßen, und ſammelte Schätze durch Sparſamkeit. Zürich belebte Handel, Wiſſenſchaft und Landbau. Luzern beſtand rühmlichen Kampf gegen den Nunzius und den päpſtlichen Hof zu Rom (in den Jahren 1725 bis 1748), als dieſer ſich anmaßte, geiſtliche Gewalt über weltliche Rechte der Regierung auszudehnen.

Das ganze Schweizerland ſchien wohl dem Auge des Fremdlings ein Paradies, von glückſeligen und harmloſen Menſchen bewohnt. Aber man ſah nur den grünen Teppich der Wieſen, nicht die unwirthbaren Felſen; die Majeſtät der Eisgebirge, nicht die zermalmenden Lauinen derſelben. Man ſah das Gepränge der Tagſatzungen, nicht ihre Zerwürfniſſe; die Bilder von Wilhelm Tell, nicht die Knechtſchaft der Hütten; die Gelehrſamkeit der Städte, nicht die Geiſtesverwilderung der Dörfer. Ueberall große Namen und Worte, kleine Geſinnungen und Thaten.

Das Bewußtſein eigener Schwäche, welche vor mannhaften Unternehmungen erſchrickt, ward Genügſamkeit, und die Feigheit Friedensliebe geheißen. Man buhlte um Jahrgelder, Titel, gol-

dene Halsketten und Ordensbänder fremder Könige, und rühmte die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Man pries der Schweizer ſtilles Friedensglück, während nach den Jahrhunderten der vielen Glaubens- und Bürgerkriege das Jahrhundert der Meutereien, Verſchwörungen und Aufruhre gekommen war.

Eine kleinſtädtiſche Staatskunſt, ohne Glanz durch Tugend, wollte von geheimnißvollem Dunkel, worin ſie ſich verbarg, Würde erborgen. Die Freiheit der Preſſe war Verbrechen, die Oeffentlichkeit des Urtheils Hochverrath. Stumm waren die Zeitungen von den Begebenheiten des Inlandes. Was Großtürk und Großmogul trieben, ward leichter erfahren, als was Zürich, Bern oder Schafhauſen. Das vertilgte, weil man es zu wollen ſchien, den Sinn der Eidsgenoſſen für eine Eidsgenoſſenſchaft.

Dieſen heiligen, mächtigen Sinn ganz zu tödten, unterhielt man den von alten Kriegen und Fehden hergeſtammten Haß der kleinen Völkerſchaften wider einander. Freiburg feierte ſogar noch den brudermörderiſchen Tag bei Villmergen, wie ein heiliges Feſt. Kalt und mißtrauiſch wohnten inner ihren Bergen die Thalſchaften einander gegenüber. Man bekriegte ſich nicht mehr, aus Furcht vor dem Ausland, mit dem Schwert; deſto heftiger mit Zunge und Feder. Man unterſagte

einander auch wohl Zufuhr der nöthigen Lebensmittel; ſtellte auch wohl Soldaten und Harſchiere an Grenzen und Landſtraßen, die mit empörender Härte das Einbringen von Gartenfrüchten, Eiern, Geflügel und Fiſchen von einem eidsgenöſſiſchen Ländlein ins andere hinderten.

„Ohne der andern Rath und Erlaub ſoll kein Ort mit auswärtigen Mächten Bündniß eingehen.“ So ſprach der alte, ewige Bund. Aber, wider Rath und Erlaub der andern, ſchloſſen ohne Scheu die Kantone theilweiſe mit Frankreich oder Oeſterreich, mit Spanien oder Venedig beſondere Bündniſſe. „Es ſoll kein Richter angenommen werden, der das Amt kauft.“ So gebot der ewige Bund. Aber der Aemterverkauf ward, in Hirtenkantonen und ſonſt, öffentlich getrieben.

So war die Eidsgenoſſenſchaft geworden; Alles mehr oder weniger ſtille Verweſung. Hier prangten einzelne Dörfer und Städtlein mit unbedeutenden Gerechtſamen und boten mit unverſtandenen Urkunden beſſern Ordnungen Trotz; — dort ſtrebten Städte nach höherer Gewalt über das Land; — dann forderten die alten Geſchlechter der Städte Rang über die jüngern; dann begehrten die Geſchlechter, welche auf den Stühlen der Regierung ſaßen, geſetzlich-bleibendes Recht zu denſelben. Ueberall kleinliche Quälerei, überall

Selbſtvereinzelung und Wichtigthun mit Tand und Schaum. Man ſah die Schweizer befreundeter mit fremden Nationen, als unter ſich ſelbſt, und es war ihnen leichter, ſich in aller Welt niederzulaſſen, als im Vaterlande nur ihren Wohnſitz von einem Dorf in das andere, oder wohl gar von einem Kanton in den andern zu verlegen. Ein Schweizer, ſobald er die engen Grenzen ſeines heimathlichen Ländleins überſchritten hatte, war mitten in der Eidsgenoſſenſchaft nicht minder ein Fremdling, wie Inder oder Perſer oder Ruſſe es war.

Während die Reiche der Fürſten ihre Landesordnungen veredelten, ihre Kräfte mehrten, geſchah im Schweizerlande nichts, weder zur Verbeſſerung der Verfaſſungen, noch zur Stärkung des Bundes. Während Frankreich und Oeſterreich zu unmäßiger Macht erwuchſen und ihre Kriegsweſen ausbildeten, roſteten die Waffen der ſorgloſen Schweizer. Man prahlte mit Siegen der Altvordern, und dachte nie daran, in Tagen der Gefahr Siege zu erfechten. Was zur Vertheidigung vorhanden war, ſtammte noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; die letzten Abänderungen waren ſeit beinahe hundert Jahren geſchehen. Man vergaß die Kriegsvorräthe, ein Heer zu bewaffnen; und in den Waffen, wie bei Gebrauch derſelben, fehlte Gleichförmigkeit. Ein-

zelne zwar, wie Bern, Zürich und Luzern, hatten auf unvollkommene Weiſe, mehr denn die übrigen, zur Einrichtung des Kriegswesens geleiſtet, — aber was dieſe Städte beſaßen, ſchien mehr zur Dämpfung von Aufrühren der eigenen Unterthanen berechnet, als zur Vertheidigung gegen auswärtige Gewalt.

Darum ward vielen Rechtſchaffenen und einſichtvollen Männern im Eidsgenoſſenlande das Herz ſchwer, wenn ſie ſolchen Zuſtand der Dinge ſahen. Einige der Edelſten traten an der Aar im Bad Schinznach zuſammen, wie Iſelin der Menſchenfreund von Baſel, Hirzel der Weiſe von Zürich, der freimüthige Urs Balthaſar von Luzern, der wackere Zellweger von Appenzell und andere Männer. Sie ſtifteten aus gemeinnützig denkenden Schweizern einen freundſchaftlichen Bund, eine helvetiſche Geſellſchaft (1761) zur Beförderung der Aufklärung, des Gemeinſinnes, der eidsgenöſſiſchen Bruderliebe. Alljährlich verſammelten ſie ſich; alljährlich ward ihre Anzahl aus allen Kantonen und zugewandten Orten größer. Hier lernten ſich die Würdigſten des Vaterlandes lieben. Hier ſchloſſen ſie Freundſchaften, die dem allgemeinen Wohle galten. In dieſem heiligen Verein brannte die Flamme der alten Eidsgenoſſenſchaft noch einmal hell und rein auf. — Aber argwöhniſch blickten die Regie-

rungen der Kantone auf dieſe Zuſammenkünfte, und ungern duldeten ſie dieſelben.

---

54.

## Wie König Friedrich der Große, als Fürſt von Neuenburg, gegen die Unterthanen edelmüthig iſt.

(Vom Jahr 1762 bis 1770.)

Denn die Häupter und Näthe in den Kantonen hatten Beſorgniß: es könnte in ſolchen Geſellſchaften das Thun der Obrigkeiten ungünſtig beurtheilt, das Anſehen derſelben geſchwächt, Aufklärung beim Volke verbreitet, und der Unterthan nach größerer Freiheit lüſtern werden.

Weit furchtloſer betrachtete der König von Preuſſen, welcher zu Neuenburg und Vallendis Herr und Fürſt war, die Entwickelung ſeines Volks. Ja, er befeſtigte und vermehrte die Rechte deſſelben großmüthig, ſtatt ſie zu ſchwächen und zu ſchmälern.

Neuenburg und Vallendis, mit fruchtbaren Thälern am See und im Gebirge des Jura, hatten vor uralten Zeiten dem Königreich Burgund gehört, und waren dann zum deutſchen Reich gekommen. Im Schloſſe am See ſaßen die Freiherren von Neuenburg. Die gaben allen denen,

welche ſich im rauhen Gebirge niederlieſſen, und die undurchdringlichen Waldungen ausſtockten, große Freiheiten. So bevölkerte ſich das Land, und um das Schloß legte ſich die Stadt an, welche (im Jahr 1214) die Rechte von Beſançon bekam, der vornehmſten Stadt von Hochburgund.

Als nachmals Herr Rolin von Neuenburg Herrſchaft und Güter dem Kaiſer Rudolf von Habsburg (1288) übergab, ging das Land nach und nach in verſchiedene Hände. Erſt trat Rudolf von Habsburg daſſelbe an das mächtige burgundiſche Haus Chalons ab; dann nach faſt vierhundert Jahren kam es an das Haus Longueville (1505), und als die letzte Tochter dieſes Hauſes, Maria Herzogin von Nemours, ſtarb (1707), meldeten ſich der Erben wohl zwanzig zu dem ſchönen Fürſtenthum. Aber die Stände des Landes, beſtehend aus den zwölf Richtern vom Fürſtenthum Neuenburg, traten zuſammen, prüften die Anſprüche der Erbluſtigen und erkannten den König Friedrich I von Preuſſen als nächſten Erben des Hauſes von Chalons.

So ward der König von Preuſſen Fürſt von Neuenburg und Vallendis, und unterſchrieb die Verfaſſung und Freiheiten des Landes, und übte ſeine Rechte daſelbſt durch ſeinen königlichen Statthalter und durch einen Staatsrath, den er aus den Eingebornen wählte. Er wurde fortan auch

als Bundesgenoß der Eidsgenoſſenſchaft betrachtet, weil das Fürſtenthum zu den zugewandten Orten der Schweiz gezählt ward. Denn ſowohl die alten Herren von Neuenburg, als die Städte und viele der freien Gemeinen hatten abwechſelnd und in verſchiedenen Jahrhunderten ein ewiges Burgrecht mit den Kantonen Bern, Solothurn, Luzern und Freiburg errichtet und dadurch den Schutz des ganzen Schweizerbundes erworben.

Die Neuenburger waren auf ihre Rechte gar eiferſüchtig und duldeten ſelbſt vom Könige von Preuſſen keine Beeinträchtigung. Als er die Gefälle, welche er ſonſt vom Lande bezog, verpachtete (1748), wurde das Volk wegen ſolcher Neuerung unwillig; und als er im Jahr 1766 die Verpachtung wiederholen wollte, geſchah großer Auflauf. Der König übergab durch ſeinen abgeordneten Sachwalter Gaudot dem Kanton Bern, als bundesmäßigem Richter, ſeine Klage; Bern aber entſchied in den meiſten Dingen zu Gunſten des Königs. Darüber wurde das Volk zu Neuenburg ſo ergrimmt, daß es den Gaudot, als er von Bern nach Hauſe zurückkehrte, verfolgte, und ſein Haus beſtürmte (25. April 1768). Umſonſt wehrte die Obrigkeit, umſonſt ſchickte ſie Kriegsvolk. Gaudot und ſein Neffe, als ſie ihre Gefahr ſahen, wollten den Pöbel ſchrecken und ſchoſſen aus dem Fenſter auf die Menſchenmenge. Daran thaten

ſie übel. Ein Zimmermann, ſchon in's Haus eingedrungen, wurde getödtet. Nun ſtürzten die Leute wüthend ihm nach, und Gaudot fiel durch drei Flintenſchüſſe ermordet.

Angerufen von den Abgeordneten des Königs und von dem Rath der Stadt Neuenburg, legten Bern, Luzern, Solothurn und Freiburg, doch erſt nach langen Berathungen, zum Schutz öffentlicher Sicherheit, Beſatzung in die bewegte Stadt. Nun geſchahen lange Unterſuchungen, weitläufige Unterhandlungen. Die Vollmächtigen des Königs trachteten dabei nach willkührlicher Gewalt, das Land künftig beſſer zu halten und zu ſchrecken. Aber die Eidsgenoſſen wollten nicht Werkzeuge fremder Willkühr heißen; auch gar ſtark und muthig redete der Venner Oſterwald für Geſetz und Recht ſeines Vaterlandes gegen die ausländiſchen Fürſtendiener. Endlich wurde geſchlichtet und gerichtet: die Stadt Neuenburg mußte ihre Waffen abgeben, alle Koſten tragen, die Familie des unglücklichen Gaudot entſchädigen, und durch den Stadtrath Abbitte vor den Vollmächtigen des Königs auf dem Schloſſe thun. Die ſchuldigſten Aufrührer, meiſtens entflohen, wurden verbannt, oder mit Gefangenſchaft beſtraft, oder in Bildniſſen gehangen. Darauf zog die Beſatzung der Eidsgenoſſen wieder von dannen.

Der König von Preuſſen aber, nach dieſem

allen, ſtatt die Freiheiten der Neuenburger zu beſchränken oder zu mindern, wie einſt Uri in Livinen gethan, ſtärkte und erweiterte vielmehr dieſelben mit neuen Rechten. Das gewann dem Hauſe Preuſſen die Herzen alles Volks zurück. Denn nicht nur gab der Fürſt ſeinen Neuenburgern bald die Waffen wieder, ſondern geſtattete alljährliche billige Schätzung der Bodenzinſe, ſie entweder in Frucht und Wein, oder in Geldwerth entrichten zu können. Auch verzichtete er darauf, Beamte willkührlich von ihren Stellen abzuſetzen. Er gab ſämmtlichen Gemeinen ſogar das Recht zu einer unabhängigen allgemeinen Rathsverſammlung, ohne deren Beiſtimmung der Fürſt nichts in der Staatshaushaltung abändern ſolle. Vieles, was in alten Geſetzen verworren und dunkel geworden, ward verbeſſert, immerdar zu des Volkes Gunſt und Vortheil. Das that der König, was keine Obrigkeit eines Schweizerſtaates je gethan haben würde. Aber er war einer der vortrefflichſten und weiſeſten Fürſten des ganzen Jahrhunderts. Er war Friedrich der Große.

## 55.

## Parteihändel in der Stadt Luzern. — Geſchichte vom Landammann Suter in Appenzell-Innerrhoden.

(Vom Jahr 1770 bis 1784.)

Zu derſelben Zeit ward auch die Stadt Luzern der Schauplatz trauriger Zerwürfniſſe und Verwirrungen. Hier, wie in einigen andern Städten des Schweizerlandes, hatten ſich ſchon längſt die vornehmen und adelichen Geſchlechter der Herrſchaft bemeiſtert, wie ein Erbgut, und den alten Einfluß der übrigen Bürger auf das gemeine Weſen faſt gänzlich vernichtet. Nicht immer durch Einſicht oder Tugend, oft nur durch Gunſt einflußreicher Verwandten an die Spitze der Verwaltungen geſtellt, glaubte ſich mehr denn Einer berechtigt, vom Staat zu leben, nicht für den Staat. Bald allzumilde Nachſicht, bald allzuheftige Eiferſucht der Regierenden unter ſich, brachten dem Vaterlande, und oft ihnen ſelber, gleich großes Unheil. Schon waren Veruntreuungen des öffentlichen Gutes, bei wachſendem Sittenverderbniß, nicht unerhört. Standesweibel entwichen mit obrigkeitlichen Geldern; Korn- und Zeughaus wurden beeinträchtigt; ſelbſt der Staatsſchatz erbrochen und beſtohlen.

Schon früher hatte Amtmann Leodegar Meyer durch Landesverweiſung den ungemeſſenen Aufwand büßen müſſen, in welchem er einen großen Theil der Staatsgelder verpraßte. Bald nach ihm ſchaltete der Staatsſeckelmeiſter Joſt Niklaus Joachim Schumacher für ſein Haus ſo verſchwenderiſch mit dem Gut des Landes, daß er dieſem zweiunddreißigtauſend Gulden vergeudete und auf ewig aus dem Gebiet geſammter Eidsgenoſſenſchaft verwieſen wurde (1762). Den Sohn desſelben, Namens Plazidus Schumacher, ſchreckte des Vaters warnendes Beiſpiel nicht vom wüſten Leben zurück. Erſt verſchwelgte er all das Seine; verſank in Schulden; veruntreute dann, als Amtmann, die Herrſchaft Heidegg; ging in öſterreichiſchen Kriegsdienſt; lief wieder davon; ſtrich im Gebiet ſeiner Vaterſtadt und in der Nachbarſchaft umher; hielt zu den Unzufriedenen, und machte ſich ihnen durch unbeſonnene Reden wichtig oder beliebt. Obwohl keine Spur des Aufruhrs zu erkennen war, erſchrack doch der Argwohn der Regierung, weil ſie ſich ihrer Willkühren und Schwächen zu ſehr bewußt war, um ihrem eigenen Volke zu vertrauen. Schumacher nebſt einigen ſeiner loſen Geſellen wurden eingefangen und aufrühreriſcher Anſchläge angeklagt, obwohl er die Beſchwerden der Mißvergnügten nur auf

althergebrachtem, geſetzlichem Wege hatte bittweiſe vorbringen wollen. Er wurde des Hochverraths angeklagt, und, obſchon nicht überwieſen, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht (im Jahr 1764), zum Schrecken der Bürgerſchaft und des Landvolks. Andere, die mit ihm geweſen, ſandte der Richterſpruch ins Elend.

Als nach einigen Jahren ſelbſt die, welche den Tod Schumachers beſchloſſen gehabt hatten, ihrer voreiligen Furcht und Ungerechtigkeit inne wurden, wollte jeder den Vorwurf der Schuld von ſich wälzen. Der Rathsherr Valentin Meyer, welcher das Verhör geführt, ſollte, ſo ſagte man nun, das ſtrenge Urtheil am meiſten herbeigeführt haben. Erſt leiſe, dann lauter machten ſich die Verwandten des Hingerichteten wider ihn auf. Jetzt erinnerte man daran, daß er der Sohn des weiland verbannten Leodegar Meyer ſei, und wahrſcheinlich in blutdürſtiger Rache das Geſchäft geleitet habe. Sogar diejenigen ſagten ſich feig von ihm los, welche mit ihm Verhör und Gericht und Urtheil gehalten und unterzeichnet hatten. Nun erhob ſich wider ihn General Pfyffer ſiegreich, der damals Haupt der franzöſiſchen Partei und Meyers Feind war, weil Meyer oft gegen Frankreichs verderbenvollen Einfluß geeifert hatte; nun Jeder wider ihn, der bisher ſeine Geiſtesgaben und Kenntniſſe gefürchtet oder beneidet haben

mochte. Ihm, als helldenkendem Manne, eignete man die Abfaſſung einer Druckſchrift zu, welche damals mit der Aufſchrift zu Zürich erſchienen war: „Ob es der katholiſchen Eidsgenoſſenſchaft nicht zuträglich ſein würde, die regulären Mönchsorden gänzlich aufzuheben oder einzuſchränken?“ Das warb Klöſter, Geiſtlichkeit und Nunzius zu den Hauſen ſeiner Gegner. Eine ſcherzhafte Widerlegung jener Schrift, die er im Kreiſe vertrauter Freunde, nicht ohne Spott auf Kloſtergeiſtliche, vorgeleſen hatte, wurde, als ſie im Drucke erſchien, mit lächerlicher Feierlichkeit zu Luzern durch Henkershand verbrannt, weil einer der Vertrauten ihn als deren Urheber treulos verrathen hatte.

Das Alles war genug, ihn zu verdammen. Er ſollte als Opfer fallen. Um ihn ſchuldig zu finden, entbrach man ſich ſogar nicht, das öffentliche Vertrauen des Staats zu verletzen, die Heiligkeit des Poſtgeheimniſſes zu entweihen, ſein Haus zu überfallen und ſeine Papiere zu durchſuchen. Nachdem alle Gewaltthat eitel geweſen, Verbrechen zu entdecken, ward er auf ſeinem Landgut gefangen genommen, wo er, ſeiner Unſchuld bewußt, frei und furchtlos wohnte. Dreiundvierzig Tage lang ſaß er verhaftet und wurde nicht verhört. Vergebens ſprach für ihn im Rathe der biedere und muthige Schultheiß Keller, der weiſe Vaterlandsfreund Felix Balthaſar und mancher andere

Unbefangene. Vergebens ſandte Meyer ſelbſt ſeine Vertheidigungsſchrift an den Rath; dieſer beſchloß, ſie nicht einmal zu öffnen. Vergebens mahnte der redliche Kaſimir Kruß zum Vermitteln und zum Frieden. Meyer wurde zu fünfzehnjähriger Verbannung verurtheilt; hingegen jeder der ehemals wegen Plazidus Schumacher Verwieſenen oder mit den Galeeren Beſtraften in Gnaden zurückgerufen (1770). Dann erſt ſchloſſen die Geſchlechter-Parteien Friedensvertrag unter ſich, indem man dafür hielt, alles Unheil in Luzern ſei, nicht aus der Ungerechtigkeit, ſondern daher entſtanden, daß man gegen Genoſſen der Regierung und gegen Herrſchergeſchlechter nach dem ſtrengſten Recht verfahren ſei; man müſſe ſchonen und zuſammenhalten, ſonſt könne der Vorzug des Adels leicht an die Bürgerſchaft übergehen.

Bald nach dieſem haben die innern Rhoden des Appenzellerlandes, im blutigen Untergang ihres Landammanns Joſeph Anton Suter, bewieſen, daß Freiheit und Recht des Bürgers ſo wenig im Schirm eines ganzen Volkes, als unter der Herrſchaft weniger Adels- und Stadtgeſchlechter geborgen ſtehe, wenn der Geiſt der Mäßigung und Gerechtigkeit vor den Umtrieben ſtolzer Selbſtſucht und Rachgier gewichen iſt.

Suter war Gaſtwirth zu Gonten, ein Mann von weniger Kenntniß, aber fröhlichem Mutter-

witz, wohlthätig gegen die Armen, liebreich gegen Jedermann. Darum hatten ihn die Appenzeller auch zum Landvogt vom Rheinthal gemacht, und ihn ſelbſt dem Landammann Johann Jakob Geiger vorgezogen. Dieſer hätte die Stelle gern empfangen, weil ſie einträglich war, um ſich für manches Opfer, das er ſchon gebracht, zu entſchädigen. Und zwei Jahre nachher hatten die neun Rhoden des Landes den freundlichen Suter ſogar zum regierenden Landammann erhoben, und ſeinen Nebenbuhler Geiger abermals zurückgeſetzt.

Daß verdroß dieſen und noch manchen Andern im Lande, der auch meinte etwas zu ſein. Die machten im Stillen Partei gegen Suter. Auch viele reiche Leute wurden deſſen Feinde, weil er gegen ein unbilliges Geſetz geeifert hatte, das den inländiſchen Gläubigern gegen Schuldner, die nicht zahlen können, den Rang vor ausländiſchen Gläubigern gab. „Denn“, ſagte Suter, „das iſt ungerecht und ſchneidet das Zutrauen des Auslandes von uns ab, und macht, daß Keiner in unſer Ländlein Geld hineinleiht.“ — Aber reiche Leute ſagten: „Der Suter will nur fremde Leute begünſtigen, er denkt gegen das Vaterland ſchlecht.“

Suter bekümmerte ſich nicht um die Reden der Leute, und that, was er konnte, dem Lande zum Nutzen. Von der Gemeine Oberried im Rheinthal erwarb er ſeinem Kanton das Zugrecht auf

eine der ſchönſten Alpen am hohen Säntisberg, wenn ſie je feil werden ſollte. Dieſe Alp hatten die Appenzeller einſt in groſser Geldnoth den Oberriedern verkauft. Als nachher ruchbar ward, daſs beträchtliche Stücke der groſsen Säntisalp Fremden verpfändet waren, beredete Landammann Suter auf der Stelle den Landrath, die Alp ſchätzen, die Geldſummen anweiſen, und den Beſitz von der Alp ergreifen zu laſſen.

Darin hatte er im Eifer zu viel gethan. Oberried klagte mit Recht gegen Innerrhoden vor der Tagſatzung; und der Landrath, des Schrittes reuig, zog ſich zurück. Suter jedoch, eigenſinnig und durch ſeine Ehren ſtolz geworden, mochte nicht nachgeben und wollte den Rechtshandel auf eigene Koſten führen. Da er ihn aber vor der Tagſatzung verlor (im Jahr 1775), und er heimkam, ſchämte er ſich, die Wahrheit zu bekennen. Wie nun dennoch laut wurde, daſs der Kanton Appenzell in die Koſten verurtheilt ſei, und bis zur Auszahlung die Appenzeller Güter im Rheinthal in Beſchlag genommen würden, obwohl Suter erklärt hatte, Alles zu zahlen, erhoben alle Widerſacher des Landammanns lautes Geſchrei. Und ſein Amtsgenoſs, Landammann Geiger, und der Landrath ſprachen: „Es hat Suter die Regierung mit Unwahrheiten hintergangen und Innerrhoden bei allen Eidsgenoſſen in Schimpf und Schanden gebracht!“ Und

der Landrath, ohne ihn anzuhören, nahm ihm, dem Haupte des Kantons, das Landesſiegel ab, entſetzte ihn aller Ehren und Würden und erklärte ihn in Zukunft jeglichen Amtes unfähig.

Da ſprach Suter: „Zu Solchem habt ihr, meine Feinde, weder Fug noch Recht; die Landsgemeine ſoll richten zwiſchen mir und euch.“

Ehe aber die Landsgemeine zuſammenkam, wurde das Volk auf mancherlei Weiſe von Suter berichtet. Auch die Kapuziner, wider ihn in Bewegung, gingen von Haus zu Haus, und mahnten, und ſprachen von Suters geheimen Sünden und Verbrechen. Als nun Landsgemeine gehalten ward, erhob ſich im Volke gewaltiges Lärmen für und wider den Angeklagten. Und man riß ihn mit Gewalt vom Stuhl des Landammanns, während hundert Stimmen für ſeine Unſchuld ſprachen.

Dann, da nach dieſem der verlaſſene und geſtürzte Mann Wallfahrt zum Gnadenbilde nach Einſiedeln that, wurde er in ſeiner Abweſenheit vom Landrath, als Störer der Religion, der Freiheit und des Friedens, auf ewig aus der ganzen Eidsgenoſſenſchaft verbannt; ſein Name an den Galgen geſchlagen; ſein Hab und Gut um Spottgeld zur Zahlung aller Koſten und Schulden verkauft; jeder ſeiner Freunde aus dem Rath geſtoßen, und ſelbſt ſeine treue Gattin, bei Verluſt ihres Land- und Erbrechts befehligt, ihn nicht

mehr Ehemann zu heißen. Niemand vernahm den Grund ſo ſchwerer Strafen. Sogar das richterliche Urtheil blieb die Rechenſchaft ſchuldig, nannte nur geringe Vergehen, ſprach hinwieder geheimnißreich von Verbrechen, die es nicht bezeichnen möge, um Aergerniß zu meiden. Man blieb ungewiß, ob wirklich eine Schuld des Verbannten oder des Richters zu verhüllen war.

Der geächtete Greis lebte vielbeklagt am Bodenſee zu Konſtanz. Nach einigen Jahren flehte er um unparteiiſchen Richterſtuhl und ſicheres Geleit. Siebenzig Männer von Appenzell verbanden ſich freiwillig, ihm das Geleit zu geben. Suters Bitten wurden aber verworfen; von den ſiebenzig Männern ſogar vier der Entſchloſſenſten zum Tode verurtheilt, zum Richtplatz hinausgeführt, jedoch aus Gnaden dem Henker zur Stäupung überlaſſen.

Von nun an Schweigen und Schrecken. Der Verbannte blieb in Konſtanz. Zuweilen ging er in die äuſſern Rhoden, alte Freunde zu ſehen. Da kam nach Jahr und Tag ein Mann in's Land, Baptiſta Röß, der, weil er zu Suters Anhängern gehört hatte, ehrlos erklärt worden war. Als er ergriffen wurde, ſagte er: der alte Suter werbe in den äuſſern Rhoden Mannſchaft, den Flecken Appenzell zu überfallen, und das Volk zur Freiheit aufzubieten gegen Geigers Partei. Er berief ſich

ſogar auf Biedermänner, als Zeugen. Aber die Biedermänner ſprachen: „Er redet Unwahrheit.“

Dennoch ward ihm geglaubt; das Volk durch erſchreckende Sagen gegen den Verbannten gereizt; dann getrachtet, der Perſon des Geächteten habhaft zu werden. Es gelang auf ſchauerliche Weiſe. Man bediente ſich dazu ſeiner eigenen zu Appenzell vermählten Tochter, ging freundlich zu ihr, und beredete ſie trüglich, dem Vater zu ſchreiben, den Kronenwirth von Wald, einer Gemeine in Auſſerrhoden, zu beſuchen, man habe ihm wichtige und gute Nachricht zu geben.

Arglos folgte der Greis der Stimme ſeiner betrogenen Tochter. Man lockte ihn dann unter mancherlei Vorwand in's innerrhodenſche Dorf Oberegg. Da ward er überfallen, gebunden und auf offenem Schlitten nach Appenzell geſchleppt (9. Hornung 1784). Es war rauher Wintertag. Während ſeine Wächter ſich im Wirthshauſe zu Altſtätten erquickten, lag der greiſe Altlandammann betend drauſſen auf der Schleife. Der Sturmwind ſchüttelte den gefallenen Schnee aus ſeinem grauen Haar.

Er wiederholte vor dem Blutgericht das Zeugniß ſeiner Unſchuld. Dreimal in einem Tage auf die Folter geſpannt, wußt' er kein Verbrechen zu bekennen. Dennoch wurde der Stab über ſein Leben gebrochen. Zwanzig von den Richtern gaben

ihre Stimmen nicht dazu und verwahrten ſich feierlich in den Büchern gegen Theilnahme an dem Urtheil. Aber es ward noch desſelbigen Tages (9. März 1784) vollſtreckt. Der alte Suter vernahm den Todesſpruch mit aller Ruhe der Unſchuld; mit aller Ruhe der Unſchuld ging er zum Blutplatz. Da fiel ſein Haupt.

---

56.

## Unruhen und Volksaufſtand im Kanton Freiburg.

(Vom Jahr 1781 bis 1790.)

Während noch im Appenzellerlande der Parteihaß Gährungen trieb, offenbarten ſich gefahrvollere im Kanton Freiburg. Zu Stadt und Land waltete hier ſchon ſeit geraumer Zeit Mißvergnügen.

Hier hatten in früheſten Zeiten die Schultheiße und einige Richter das gemeine Weſen der Stadt und der mit ihr vereinigten umliegenden Gegend verwaltet, die noch heut die alte Landſchaft heißt. In wichtigen Dingen entſchied das zuſammenberufene Volk. Als die Zahl des Volks zu groß geworden, wurde die höchſte Gewalt einem Ausſchuß weiſer Männer übertragen, großer Rath geheißen. Zuerſt erſchienen Bürger der

Stadt und des Landes im großen Rathe, als Stellvertreter eines freien Volkes, nachher nur Edelleute und Patrizier, zuletzt nur Söhne gewiſſer Geſchlechter.

Denn weil geſchehen war, daß zwiſchen dem großen und kleinen Rath ſich noch ein Rath der Sechszziger, als Zwiſchenbehörde, gebildet hatte, ging aus dem Sechsziger-Rath wieder eine neue Behörde mit großer Gewalt hervor, die heimliche Kammer (ſeit 1553), welche zu Aemtern wählen und ausſchlieſſen konnte. Lange wurden aus allen vier Theilen oder Pannern der Stadt gleichviele Bürger in den Sechsziger- oder großen Rath genommen, endlich nur Söhne aus wenigen Geſchlechtern, die man die Heimlichen hieß. Endlich verſchloß man (1784) den übrigen Bürgern den Eintritt in die Reihe der heimlichen Geſchlechter ganz und gar.

Von da an war Unwille bei den Stadtbürgern gegen die regierungsfähigen oder heimlichen Geſchlechter geblieben, welche alle Aemter einnahmen. Und zwiſchen den Heimlichen ward zuletzt Spannung, weil unter denſelben die adelichen vor den unadelichen Vorzug behaupten wollten. Schon hatte mit der Freiheit der Gemeinde der Gewerbsfleiß Kraft und Leben verloren. Ehe Freiburg noch die heimliche Kammer gekannt, brachten zahlloſe Tuchwebereien großen Wohlſtand in's Land;

jährlich wurden über zwanzigtauſend Stück weißer Tücher nach Venedig verkauft. Die Gerbereien hatten in einem Viertel der Stadt beinahe zweitauſend Arbeiter gezählt. Das Alles war nicht mehr. Auch die Männer in der alten Landſchaft gedachten ihrer freiern Vorzeit; denn nun ſahen ſie ſich faſt gemeinen Unterthanen gleichgeſtellt.

Obgleich ſchon mehrmals die Regierung mit Härte die demuthvollen Beſchwerden ſowohl einzelner Bürger, als ganzer Gemeinen, wie freche Neuerungen, zurückgewieſen hatte, glaubten doch einige Männer, bei fortdauernder Unzufriedenheit des Volks, die Klagen erneuern zu müſſen.

In dem ſchönen Pfarrdorf La Tour de Treme wohnte ein in Wiſſenſchaften und Geſchichten des Vaterlandes wohl unterrichteter Mann auf einem anſehnlichen Gute. Er hieß Peter Nikolaus Chenaux und war wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeines muthigen Sinnes dem Volke ſehr beliebt. Er und ſeine Freunde, Johann Peter Raccaud und der Fürſprech Caſtellaz von Greierz, fanden aber, daß ohne eine ernſte Bewegung alles Volks jede ehrerbietige Bitte vor der Regierung eitel ſein würde. Sie ſandten ihre Vertrauten umher in die Thäler und ſahen Alle zum Beiſtand bereit.

Alſo wagte es Chenaux und begab ſich eines Tages (3. Mai 1781) zur Stadt Freiburg, die Be-

ſchwerden des Landes vor dem Rath zu eröffnen. Fünfzig bis ſechszig bewaffnete Männer begleiteten ihn. Allein der Rath, ſchon von den unruhigen Bewegungen unterrichtet, hatte die Thore vor ihm ſchlieſſen, das Kriegsvolk verſtärken, die Bürger bewaffnen laſſen. Unterdeſſen ſcholl in allen Dorfſchaften wildes Aufruhrgeſchrei. Die Sturmglocken gingen. Das Felſenſchloß von Greierz ward ohne Blutvergieſſen durch die Landleute beſetzt; der Landvogt darin als Geiſel gefangen gehalten.

Als Chenaux den Aufſtand ſo allgemein erblickte, ward er kühner, ordnete die Volkshaufen in Rotten mit Anführern, und ſprach ihnen Muth ein. Noch einmal, doch vergebens, ſandte Caſtellaz ein Bittſchreiben an den Rath von Freiburg, auf die Klagen des Volks zu hören, oder die Entſcheidung des Streites ſchiedsrichterlichen Kantonen zu übergeben. Dies fruchtlos, ging Chenaux (4. Mai) mit mehr als zweitauſend fünfhundert meiſtens ſchlechtbewaffneten Landleuten gegen Freiburg zur Kapelle St. Jakob. Mit ſechshundert bis achthundert Mann ſtand er der Stadt zunächſt; die übrigen waren auf dem Wege zum Stadtthor de Bourgillon; fünfhundert lagen im Walde Seninberg am rechten Ufer des Saanenſtroms. Aus entferntern Gegenden des Kantons rückten noch viele andere heran.

Da zog die Beſatzung der Stadt mit kriegeriſcher Pracht hervor. Neben Freiburgs Fahnen wehte aber auch das Banner von Bern. Denn Bern, um Hilfe angerufen, hatte ſogleich dreihundert Dragoner geſandt, die ſich eben in den Waffen übten. Oberſt Froideville, ein kluger und menſchenfreundlicher Kriegsmann, war ihr Anführer.

Froideville redete die Empörer mit leutſeligen Worten an, forderte Niederlegung der Waffen, verhieß Vergeſſenheit des Geſchehenen und Entſcheidung aller Klagen von der Regierung und den vermittelnden Kantonen. Mehr hatten die Landleute nicht verlangt. Sie waren bereit, auf Froideville's Ehrenwort die Waffen zu ſtrecken. Als er aber Auslieferung ihrer Anführer begehrte, weigerten ſie ſich bedenklich.

Während der Unterhandlungen war indeſſen der Haufe des Landvolks umringt, und das ſchwere Geſchütz vorgeführt worden. Als die Empörten dies ſahen, ſtreckten ſie erſchrocken das Gewehr. Wer da konnte, flüchtete. Dieſe Flucht brachte Schrecken über die hintern Haufen. Alle eilten zerſtreut davon.

Unter den Flüchtenden war auch Chenaux. Einer von ſeinen eigenen Leuten, Heinrich Roſſier, entweder aus Wuth über das mißlungene Werk, oder um ſich das Wohlwollen der

Sieger zu verdienen, meuchelmordete ihn hinterrücks. Chenaux's Leichnam, dem Scharfrichter gegeben, ward von dieſem zerſtückelt, und ſein Haupt an einem Spieß auf dem Thurm des Romonter Thors ausgeſteckt. Caſtellaz und Raccaud, zur Viertheilung verdammt, entkamen durch die Flucht. Andere der Anführer wurden an Leib, Gut und Ehre beſtraft.

Bern, Solothurn und Luzern hatten inzwiſchen noch mehr Kriegsvolk und vermittelnde Geſandte nach Freiburg geſchickt. Die Landesregierung aber ließ verkünden, daß ſie mit der ihr angebornen Huld alle Klagen der Gemeinden anhören wolle; doch gab ſie dem ganzen Lande zur Abfaſſung und Einreichung der Beſchwerden nicht mehr als drei Tage Zeit. Ungeachtet der Kürze dieſer Friſt und ungeachtet alles Kriegsvolks, von dem die Stadt wimmelte, eilten zahlreiche Abgeordnete der Gemeinden nach Freiburg von nah und fern.

Allein die Unterſuchungen dehnten ſich von Monat zu Monat aus, ohne Entſcheid. Da zog ſich das getäuſchte Landvolk mit ſeinen Erwartungen zurück und beweinte nur den Tod des Mannes, deſſen Leben zum Opfer geworden war. Täglich ward Chenaux's Grab von Betenden umringt. Wallfahrten zogen dahin mit Geſang und Kreuz und Fahnen. Umſonſt ſtellte die Regierung Wachen

mit ſcharfgeladenem Gewehr auf, umſonſt verdammte der Biſchof die Pilgerſchaften zu Chenaux's Aſche. Nichts konnte das dankbare Andenken des Volks an den Todten ſtören.

Auch die gemeine Bürgerſchaft der Hauptſtadt, vereint mit den vierundzwanzig Pfarreien der alten Landſchaft, hatte unter dieſen Umſtänden gehofft, ihre Rechte gegen die herrſchenden Geſchlechter mit beſſerm Glück gültig machen zu können. Sie begehrte nur freien Zutritt in die Urkundenkammer. Da lagen noch die geſchwornen Briefe der Jahre 1404 und 1553, die auch gemeinen Bürgern und Inſaſſen der Stadt Theil an Wahlen und Grundgeſetzen gewährt hatten. Aber die Regierung ſprach: „Aus euern Handwerks- und Zunftordnungen erkennet ihr ſattſam eure Rechte!“ So zurückgewieſen, erwarteten Bürger und Landleute nur von den vermittelnden Kantonen Gerechtigkeit. Nach langen Ausgleichungsverſuchen erſchien plötzlich endlich die Erklärung von Bern, Luzern und Solothurn: „Wir werden mit aller Macht die bisherige Verfaſſung von Freiburg ſchützen; die Forderungen der Bürgerſchaft ſind grundlos und verfaſſungswidrig; doch iſt der Landesregierung empfohlen, daß unter den heimlichen Bürgern der Adel keinen Vorzug habe vor Patriziern, daß die Beſchwerde des Landvolks bald gemindert, und

jeder eingeſchlichene Mißbrauch bald beſchränkt werden möge.“

Beſtürzt hörten dies die Bürger (28. Heumond 1782) von den Kanzeln herab verkündet. Am Abend deſſelben Tages traten alle vier Panner der Stadt zuſammen und zum Hauſe des Schultheißen Gady. Es ſprachen im Namen der Bürger der Fürſprech Ney, der Notarius Guiſolan, und Kaufmann Ignaz Girard. Der Schultheiß hörte ſie mit ſcheinbarem Beifall ruhig an.

Wenige Tage nachher aber wurde Ney mit ſeiner Familie auf vierzig, Guiſolan auf zwanzig, Girard auf zehn Jahre aus dem Lande verbannt; ja ſelbſt der Sohn eines der Herrſchergeſchlechter, Emanuel von Maillardoz, wurde auf ſechs Jahre verwieſen, weil er in einer Pannerverſammlung gerufen: „Es ſei billig, daß den Bürgern ihre Rechtſame wieder erſtattet werden!“ — Noch viele Andere hatten ähnliches Loos.

Inzwiſchen verminderte die Regierung doch klüglich die drückendſten Laſten des Landvolks, vermehrte die Zahl der heimlichen Bürger durch Annahme von ſechszehn neuen Geſchlechtern, und verhieß in Zukunft an die Stelle jedes ausſterbenden Geſchlechts drei neue zu ernennen.

---

## 57.

# Unruhen im Bisthum Baſel, im Waatlande und Bündnerlande.

(Vom Jahr 1790 bis 1794.)

Aber ſchon damals erhob ſich in der Nachbarſchaft des Schweizerlandes ein Sturm, der den Eidsgenoſſen und allen Thronen und Ländern des Welttheils Unglück weiſſagte. In Frankreich nämlich war durch üble Haushaltung ehemaliger Könige eine große Schuldenlaſt und Noth. Trotz drückender, ſchwerer Steuern und Abgaben hatte man jährlich 140 Millionen Pfund Geldes weniger, als zur Beſtreitung der Zinſen und Landesbedürfniſſe vonnöthen ſein mochten. Die reichen Klöſter, Edelleute und Prinzen wollten daran nichts zahlen, und das erſchöpfte Volk konnte nicht mehr. Am Hofe des Königs und der Prinzen, in Schlöſſern des Adels, in Abteien und großen Städten lebte Alles herrlich und in Freuden, in Ueberpracht und Wolluſt; der Landmann war indeſſen arm und elend daran. Nicht das Geſetz herrſchte, ſondern die Willkühr; nicht die Religion herrſchte, ſondern Spott und Unglaube unter den Hohen, unter den Niedrigen Aberglaube und Unwiſſenheit. Das mußte Unſegen über das Land bringen. Und er kam.

Es geſchah, als der verſchwenderiſche Hof nicht weiter hauſen und das Volk nicht weiter zahlen konnte, daß Alles zu Grunde ging. Als der König einen Reichstag verſammelte für Rath und Beiſtand, ſchaffte derſelbe die Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit ab. Das Volk erhob ſich und zerſtörte die Kerkerburgen. Die Schlöſſer der Zwingherren gingen in Flammen auf. Die Güter der Geiſtlichkeit wurden zu Staatsgut gemacht; ſie waren dreitauſend Millionen Pfund Geldes werth. Da flohen erſchrocken die Prinzen, die Edelleute und Geiſtlichen in die Fremde; viele in die Schweiz, viele zu den Königen anderer Länder, deren Hilfe ſie anflehten. Und als die Könige ſich bewaffneten und drohten, griffen auch die Franzoſen zum Schwert und ſprachen: „Wir ſind Meiſter in unſerm Lande!“

Ueber dieſe Begebenheiten entzweiten ſich die Meinungen der ganzen Welt. Die Regierenden oder Bevorrechteten in den Ländern ſagten: „Die Franzoſen haben großes Unrecht!“ Und die, welche mit ihren eigenen Regierungen und Herren unzufrieden waren, ſprachen: „Die Franzoſen haben großes Recht!“

So redeten in denſelbigen Tagen auch die Leute des Bisthums Baſel, beſonders als ihr Gebieter und Fürſt, der Biſchof Joſeph von Roggenbach, die Gemeinden des Hochſtifts hin-

dern wollte, ihre geſetzmäßigen Landſtände zu verſammeln. Weil nun die Leute auf ihr Recht beharrten, rief der Biſchof die eidsgenöſſiſchen Orte an, ihm beizuſtehen; und da dieſe Bedenken trugen, ſich in ſeine Händel zu miſchen, verlangte er (im Jahr 1791) vom Kaiſer Kriegsvolk zur Beſatzung. Baſel und die übrigen Eidsgenoſſen wollten zwar Anfangs den Durchgang der Oeſterreicher über Schweizerboden nicht dulden, lieſſen ihn aber endlich doch zu. Solches ſchien von keiner Gefahr zu ſein, obgleich der Schutzredner der biſchofbaſelſchen Landſtände, Hofrath von Rengger, erklärt hatte, daß die Landſtände, laut Vertrag (vom Jahr 1781) mit Frankreich, Befugniß hätten, eben ſo viel franzöſiſches Kriegsvolk zu berufen, als öſterreichiſches da wäre. Inzwiſchen der Biſchof hatte nun wieder die Gewalt in Händen. Rengger mußte flüchten, und Andere, die wie er dachten, wurden zum Pranger und ewigen Gefängniß verdammt, ohne Gnade.

Da brach ein Jahr nachher plötzlich (April 1792) der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich aus; und franzöſiſche Kriegsmacht drang auch ins Bisthum ein, und vertrieb die öſterreichiſchen Beſatzungen. Nun floh der Biſchof erſchrocken nach Biel; bald auch wieder von da hinweg. Niemand half ihm. Hätt' er nie mit ſeinem Volk gehadert!

Vorſichtig verſchonten die Franzoſen das Erguel und Münſterthal, weil beide mit Bern und Biel von alter Zeit in Schutzrecht und mancherlei Bund geſtanden. Aber das Pruntrut und die Gegenden des Bisthums, welche dem deutſchen Reiche näher verwandt waren, die wurden von den Franzoſen beſetzt. Und der Hofrath von Rengger kam wieder. Mit ſeinen Anhängern bewegte er das ganze Land. Die biſchöflichen Beamten wurden verjagt, und die fürſtlichen Einkünfte in Beſchlag genommen. Weil der König von Frankreich aber durch ſein eigenes Volk vom Thron geſtoßen und ſein Reich zur freien Republik gemacht worden war, pflanzte auch Rengger den Freiheitsbaum zu Pruntrut, das heißt, eine hohe Stange mit der rothen Kappe darauf, zum Zeichen der Landesfreiheit. Es verſammelten ſich um ihn die Abgeordneten der Gemeinden. Die ſchworen in ihrer Verſammlung dem Biſchof auf ewig, und auf ewig auch dem Kaiſer und deutſchen Reich (Nov. 1792) ab. Sie richteten ihr Ländlein zu einem Freiſtaat auf, den wollten ſie Rauracien heißen.

Es entſtand aber große Verwirrung. Denn Jeglicher wollte bei ihnen befehlen, Keiner gehorchen. Die Parteien verfolgten ſich. Viele verlangten endlich Vereinigung des Landes mit Frankreich. Als nun Rengger und ſein Anhang ſahen,

ſie könnten nicht länger aufrecht bleiben, gaben ſie das Leben des vierteljährlichen Freiſtaates dahin, und am 7. März des Jahres 1793 beſchloß die Volksverſammlung des Bisthums Baſel Einverleibung in Frankreich. Und es geſchah alſo. Nur Erguel und Münſterthal blieben noch, kraft ihres Schirmrechtes mit Bern, unverſehrt.

Vielleicht wohl hätten die Eidsgenoſſen gern zu dieſen Ereigniſſen ein ernſtes Wort geredet; denn ſie waren den Franzoſen im Herzen feind. Aber im Gefühl der Schwäche, ohne Eintracht unter ſich und mißtrauiſch gegen Angehörige und Unterthanen, wagten ſie nichts. Darum ſchwiegen ſie zur Losreiſſung des Bisthums Baſel, und entlieſſen den Biſchof mit höflichen Troſtworten, als er vor der Tagleiſtung zu Frauenfeld die Vortheile eidsgenöſſiſcher Unparteiſamkeit gegen Frankreich anſprach. Ja, als der Pöbel in der großen Stadt Paris den königlichen Palaſt daſelbſt geſtürmt und die ſchweizeriſchen Leibwachen, welche dort in des Königs Lohn dienten, nach blutigem Kampf überwunden und ermordet hatte (10. Auguſt 1792), hörte man bei den Eidsgenoſſen kaum öffentliche Klage darüber.

Die Welt erſcholl von Krieg und Kriegsgeſchrei, von Empörungen, Niederlagen und Schlachten. Die Franzoſen verkündeten Brüderſchaft und Beiſtand allen Völkern, die ſich frei machen woll-

ten. Ihren König Ludwig XVI enthaupteten ſie. Ihre Waffen drangen ſiegreich durch Savoien und Niederland und über den Rhein. Ringsum wälzte ſich die groſse Gefahr näher gegen das Land der Alpenvölker.

Aber die Regierungen in den eidsgenöſſiſchen Städten trafen gegen die Gefahr keine Fürſorge. Sie glaubten ſich geborgen hinter dem Schilde der Unſchuld und Parteiloſigkeit zwiſchen ſtreitenden Mächten. Sie hatten keine Waffen und rüſteten nicht; ſie hatten keine Stärke und banden den ewigen Bund nicht feſter. Jeder Kanton ſorgte, wenig um die übrigen alle bekümmert, furchtſam und ſtill für ſich. Nur Freiburg, Bern und Solothurn vereinigten ſich zu gegenſeitiger Wachſamkeit, nicht wegen Gefahr und Gewalt von Auſſen, ſondern wegen der Unzufriedenen im eigenen Gebiete.

Bern hatte ſchon ſeit dem Jahre 1782 im Waatlande unausgeglichenen Streit über Steuern zur Herſtellung von Hochſtraßen zur Hauptſtadt. Die Gemeinde Morſee hatte (1790) Urkunden gebracht, und wollte erweiſen, das ganze Waatland wäre ſteuerfrei. Andere kamen und ſprachen von andern Rechten, die Bern im Laufe der Jahrhunderte habe untergehen laſſen. Allerlei Flugſchriften weckten das Volk. Zu Lauſanne, Vevay, Rolle und andern Orten tranken in lär-

meriſchen Verſammlungen feurige Jünglinge auf das Glück der Waffen des befreiten Frankreichs. — Obgleich nirgends die öffentliche Ordnung durch ſolche Dinge geſtört worden war, glaubte die Regierung von Bern doch großes Ernſtes einſchreiten und durch heilſames Schrecken Schweigen gebieten zu müſſen. Es erſchienen Vollmächtige unter kriegeriſcher Bedeckung. Schuldige, auch wohl Unſchuldige wurden verhaftet. Mehrere entflohen. Es verſtummte das Waatland, doch mit Ingrimm. Denn die Entflohenen athmeten Rache. In Briefen und Flugſchriften wandten ſie das Herz ihrer Mitbürger von der lange verehrten Obrigkeit ab. Im rechten Augenblick milde, im rechten ſtrenge ſein, beim Beſitze überlegener Stärke nicht übermüthig, in verzweifelten Lagen nicht feige ſcheinen, das iſt die ſchwerſte Kunſt derer, denen Gewalt anvertraut iſt.

Das ward auch im freien Bündnerland oft vergeſſen, wo die alten Volksparteien nicht um Verluſt, ſondern um Mißbrauch der Freiheit haderten. Hier hatten die vornehmſten Geſchlechter des Landes, unter welchen vor allen das Haus der Herren von Salis hervorragte, ſeit langer Zeit die einträglichſten Aemter und Einkünfte des Landes genoſſen; ſo meiſtens die obrigkeitlichen Stellen im Veltlin, welche von den Bündner-Gemeinden alle zwei Jahre gewöhnlich den Meiſt-

bietenden verkauft wurden, dagegen die Käufer ſich wieder im Unterthanenlande bereicherten, wenn ſie Recht und Gerechtigkeit feil boten; ſo die Stellen der Hauptleute und Oberſten bei den Bündner-Schaaren im fremden Kriegsdienſte; ſo die Bündner-Zölle, des Staates einziges Einkommen, um geringe Pracht.

Als ſich nun andere anſehnliche Geſchlechter des Landes, und unter denſelben die achtbaren Tſcharner, Bawier und Planta, zuſammenthaten, jenen den ausſchließlichen Genuß ſo großer Vortheile ſtreitig zu machen; als ſie den Preis der Zollpacht von ſechszehntauſend Gulden auf ſechszigtauſend Gulden emporſteigerten (im J. 1787); als ſie begehrten, daß die Hauptleute im franzöſiſchen Kriegsdienſte nicht nach Willkühr, ſondern nach dem Dienſtalter, vorrücken ſollten; als dazu kam, daß die bedrückten Unterthanen im Veltlin über unrechtmäßige Gewalt der feilen Amtleute, und über Verletzung wohlhergebrachter Freiheiten Klage erhoben: geriethen beide Parteien in unverſöhnbaren Groll wider einander. Sie klagten wider einander vor dem Volke.

Was irgend ſich Böſes ereignete, ſchrieb eine der andern zu. Als ein franzöſiſcher Geſandter, Namens Semonville, durch das Veltlin nach Venedig reiſend, hinterrücks gefangen und den Oeſterreichern zugeſchleppt ward (1793), verdäch-

tigte man die Saliſche Partei der Verrätherei. Als Kornmangel im Lande entſtand, ward die Planta'ſche Partei verdächtigt, ſie führte das Getreide den Franzoſen zu: und das Volk (1794), gegen ſie aufgewiegelt, erhob ſich.

Es ſandte jeder der drei Bünde zweiunddreißig Männer nach Chur. Die bildeten eine allgemeine Standesverſammlung zur Unterſuchung der Klagen. Die Planta'ſche Partei rechtfertigte ſich, lenkte dann gewandt den öffentlichen Unwillen wider ihre Gegner und forderte Beſtrafung und Abſchaffung der Mißbräuche. Ein unparteiiſches Gericht verdammte viele der Angeklagten zu Rückerſtattungen und Geldbußen, andere zur Verbannung aus dem Vaterlande.

---

58.

## Geſchichte von den Parteien und Gräueln in der Stadt Genf.

(Bis zum Jahre 1797.)

Unterdeſſen ward vom gewaltigen Kriegsſturm die halbe Welt erſchüttert, und durch das Schwert der Schlachten Meer und Land mit Menſchenblut gefärbt. Der Bund der Könige hatte Frankreichs

Zähmung und Frankreich den Untergang der Könige geſchworen. Noch ſtand die Eidsgenoſſenſchaft unangefochten zwiſchen den ſtreitenden Mächten und mit bewaffneter Mannſchaft an den Grenzen, mehr, um die Marchen ihres Gebiets zu bezeichnen, als zu vertheidigen. Aber jeder Freund des Vaterlandes zitterte für die Zukunft. Denn nie war Eintracht im Innern, nie Vertrauen zwiſchen Volk und Obrigkeit nöthiger, nie weniger vorhanden geweſen, als jetzt.

Zu Genf hatte ſeit hundert Jahren ſchon der Geiſt des Unfriedens gehauſet. Der herrſchſüchtige Ehrgeiz vornehmer Geſchlechter war den Bürgern unangenehm. Vielmal kam es in der Stadt zu blutigen Aufläufen und Händeln. Zuerſt, als die mißvergnügte Bürgerſchaft klagte (im J. 1707), daß wenige Familien beſtändig im Beſitz der höchſten Aemter ſtänden, daß der Rath nicht die Geſetze beſſere, ſondern lieber nach Willkühr ſchalte und in wichtigen Dingen die Gemeinde nicht mehr frage. Der Rath rief eidsgenöſſiſche Vermittelung, dann Beſatzung von Bern und Zürich, und endete unter dem Schutz der fremden Waffen damit, die vornehmſten Fürſprecher bürgerlicher Rechtſame erhenken, erſchieſſen, beſchimpfen und verbannen zu laſſen.

Das vergoſſene Blut ſchreckte und erbitterte die Bürgerſchaft, und erhöhte anderſeits den ſtol-

zen Trotz des Rathes alſo, daß er nicht Scheu trug, die alten Grundgeſetze des Freiſtaates zu übertreten, und ſogar eigenmächtig Auflagen auszuſchreiben, um die Stadt noch ſtärker zu befeſtigen. Micheli Ducreſt, einer des großen Rathes, ſprach dagegen (1730), und laut mit ihm die ganze Bürgerſchaft. Der Rath verdammte ihn zur ewigen Gefangenſchaft, und Bern, unter deſſen Schutz der Genfer lebte, vollzog das Urtheil an ihm zu Aarburg. Mehrmals kam es zu Aufſtänden; mehrmals vermittelten Zürich und Bern. Der Friede kehrte nicht wieder. Groll und Erbitterung der Parteien ſtiegen. Es ward ſelbſt auf den Gaſſen mörderiſch zwiſchen ihnen gefochten. Nachdem endlich Abgeordnete von Frankreich, Bern und Zürich (im Jahre 1738) durch ein Edikt die Anmaßungen des kleinen Rathes und der vornehmen Familien beſchränkt und mancherlei andere weiſe Einrichtungen getroffen hatten, die von Rath und Bürgerſchaft genehmigt worden waren, ſchien die Ruhe hergeſtellt.

Allein, als (im Jahre 1762) der Rath zwei Bücher durch Henkers Hand zerreiſſen ließ, welche Hans Jakob Rouſſeau, ein weiſer Mann von Genf, geſchrieben hatte, und ein Theil der Bürgerſchaft dagegen Vorſtellungen einreichte, welche der Rath nicht annahm, entwickelte ſich neuer Groll in neuen Parteien. Die Einen nannten ſich

Repräſentanten und ſprachen: der Rath muß jede Klage, die wider ihn gerichtet iſt, annehmen und der Bürgerverſammlung zur Entſcheidung übergeben; die Andern nannten ſich Negatifs, und ſprachen: nein, die Bürgerverſammlung iſt keineswegs Richterin über den kleinen Rath. Der Zank über dieſe Angelegenheit gebar Zank über hundert andere, und es endeten die Verwirrungen und Zuſammenrottungen nicht, bis Bern, Freiburg und Frankreich abermals dazwiſchen traten. Fremde Einmiſchung zu meiden, verglichen ſich aber Rath und Bürgerſchaft (1768) ſchnell, und die Regierung geſtattete den Bürgern, bei jeder Beſetzung des großen Raths die Hälfte der neuen Mitglieder zu wählen, und jährlich vier Mitglieder des kleinen Raths abrufen zu können, die dann nie wieder wahlfähig ſein ſollten; auch viele andere Rechte noch. Auch den eingebornen Inſaſſen, deren Väter ſchon ſeit alter Zeit in Genf gewohnt, und die den bürgerlichen Parteien immer beigeſtanden hatten, wurde mehr Gewerbfreiheit vergönnt, und daß die Regierung alljährlich einigen derſelben das Bürgerrecht ertheilen könne.

Doch dieſe Verſöhnung war von ſchlechter Dauer, weil ſie nur aus Furcht und nicht aus aufrichtigem Herzen geſchehen war. Es reute den Stolz der Regierungsfamilien, ſo viel nachgegeben zu haben. Sie wollten wieder Alleinherren

werden, und ſuchten den Beiſtand des franzöſi-ſchen Hofes und machten das Wort wieder zweifel-haft, welches den Inſaſſen gegeben war. Und der franzöſiſche Miniſter Vergennes, welcher gern den blühenden Gewerbsfleiß von Genf zerſtört und durch Auswanderungen nach Frankreich gelockt hätte, miſchte ſich ein. Er wiegelte die zahlreichen Inſaſſen gegen die Volks- oder Repräſentanten-Partei durch allerlei ſchöne Verheißungen auf, um Zwietracht zu befördern und darin zu herrſchen. Als dies die Partei der Repräſentanten wahr-nahm, ergriff ſie das Gewehr, beſetzte die Thore und entwaffnete die Inſaſſen. Doch war ſie ſo klug, daß ſie, um dieſelben für ſich zu gewinnen, ihnen alle früher geſtatteren Vortheile aufs Neue zuſicherte und ein Inſaß faſt gleiche Rechte mit dem Bürger erhielt. Das ward durch den Ver-gleich beſtätigt, der das Edikt vom 10. Februar 1781 heißt.

Dieſer Streich verdroß die Regierungsfami-lien und deren Partei, die Negatifs, wie auch den franzöſiſchen Hof. Letzterer, um Furcht zu er-regen, ließ ſechshundert Mann nach Verſoy in die Nähe der Stadt rücken. Aber dadurch wurden Zürich und Bern beleidigt; denn den Franzoſen gehörte die bewaffnete Gewährleiſtung des Ver-trags von 1738 nicht zu. Die Eidsgenoſſen ſagten ſich von dieſer Gewährleiſtung los. Als dies Frank-

reich ſah, wollte es auch nicht mehr damit zu ſchaffen haben, und ſagte ſich los. So blieben die Genfer frei, die Händel unter ſich ſelbſt abzuthun.

Da nun alle Parteien Kläger und Richter zugleich waren, und die Regierung hartnäckig fortfuhr, durch Liſt und Gewalt ihre alten Vorrechte zurückzugewinnen, brach der Haß der Bürger und Inſaſſen bald in Flammen aus. Die Regierung hatte unter die Soldaten der Beſatzung heimlich Granaten ausgetheilt. Aber Bürger und Inſaſſen ſtürmten die Stadtthore, mehrere Soldaten wurden getödtet, dann kleiner und großer Rath abgeſetzt und ein neuer aus der Repräſentanten-Partei erwählt. Viele von der alten Regierung flüchteten. Aber Frankreich und Bern ſprachen: „Nimmermehr dulden wir, daß eine Regierung ſich von Aufrührern ſprengen laſſe!“ Auch der König von Sardinien wurde bewogen, ſich der alten Regierung anzunehmen. Alſo rückte zugleich von Frankreich, Savoien und Bern Kriegsvolk vor die Stadt (Mai 1782). Nur Zürich bot keine Hand dazu. Genf, in ſich ſelbſt zwieträchtig, öffnete bald die Thore.

Nun gab Frankreich das Geſetz, und Bern half, daß die alte Regierung mit voller Macht hergeſtellt, die Partei der Negatifs ſiegreich, und die Bürgergemeinde um viele ihrer bisherigen

Rechtſame gebracht ward. Als die Bürgergemeinde dies beſtätigen mußte, konnten kaum fünfhundert Bürger ſtimmen; denn alle Andern, weil ſie bei dem letzten Aufſtand thätig geweſen, ſtanden ausgeſchloſſen. Aber auch von den Stimmenden weigerten ſich hundert und dreizehn Männer, dieſe Vernichtung der Genfer Freiheit anzuerkennen.

Die Regierung, durch Bern, Sardinien und Frankreich geſchützt, verbot nun alle geſchloſſene Männergeſellſchaften, alle Waffenübungen der Bürger, alle Bücher und Flugſchriften über die neueſten Vorfälle, und verſtärkte die Beſatzung, nach Abzug des fremden Kriegsvolks, auf zwölfhundert Mann, wozu ſie auch ausländiſche Hauptleute nahm. So waren die Genfer in tiefe Unterthänigkeit gebracht. Viele wanderten traurig aus, mit Rache gegen die Unterdrücker in ihrer Bruſt; und von dieſer Zeit an verfiel Wohlſtand, Gewerbsfleiß und Handel von Genf, während bitteres Mißvergnügen im Innern der Stadt wohnte.

Ungerechtigkeit gedeiht nimmer, und die Liebe der theuern Freiheit wird nicht von Bücherverboten und Bajonetten vertilgt. Als die Regierung einſt (im Jänner 1789) den bedrängten Bürgern den Brodpreis erhöhte, brach wieder der lange verbiſſene Zorn des Volks aus. Die Bürger bewaffneten ſich ſo gut, wie ſie konnten, gegen die Söldner-Beſatzung, führten ſtatt der Kanonen

Feuerſpritzen mit ſiedendem Waſſer, und trieben die Herrenknechte zurück. Da erſchracken die Regierer, ſetzten den Brodpreis wieder herab, verſprachen die Staatsverfaſſung zu verbeſſern, die Beſatzung zu vermindern, die Stadtbürger wieder zu bewaffnen, die drückenden Abgaben aufzuheben, und diejenigen Inſaſſen, welche ſeit vier Geſchlechtsfolgen in der Stadt wohnten, zu Bürgern anzunehmen. — Das Alles geſchah. Bern und Zürich wurden erbeten, das alteidsgenöſſiſche Bündniß mit Genf wieder aufzurichten, und Freude herrſchte nun überall.

Die Regierung hielt jetzt um ſo feſter und lieber mit den Bürgern zuſammen, ſeitdem ſie von Frankreich keinen Beiſtand mehr hoffen konnte, wo das Volk gegen den König aufgeſtanden war. Auch hatten die Landleute in den Dörfern, welche zu Genf gehörten und nur Unterthanen der Stadt waren, ſo wie auch die eingebornen Inſaſſen und die übrigen Hinterſaſſen oder fremden Einwohner von Genf begonnen unruhig zu werden und Gleichheit der Rechte zu verlangen. Wirklich kam es darüber mehrmals zu Händeln: doch ſtandhaft hielt die Bürgerſchaft zur Regierung. — Allein die Gährungen ſtiegen. Dazu trugen in Frankreich einige von den ehemals ausgewanderten oder verbannten Genfern bei, die ſich rächen und Ver-

einigung der Stadt mit Frankreich wollten. Auch der franzöſiſche Reſident in Genf, Namens Soulavir, wünſchte dies, machte ſich eine Partei und wiegelte unter der Hand Landleute, Hinterſaſſen und Inſaſſen auf, die Regierung und Verfaſſung umzuſtürzen. Alles müſſe gleiche Rechte haben. Dazu kam Mangel an Verdienſt und Arbeit beim gemeinen Mann, dem man versprach, die Reichen müßten geplündert werden.

Als ſich nun eben damals das franzöſiſche Kriegsheer, welches in Savoien und Italien eindringen wollte (im Herbſt 1792), der Stadt näherte, bat Genf in großer Angſt die Stände Bern und Zürich, kraft des Bundes, um Schutz. Die ſandten ſogleich Hilfsvölker, nahmen ſie aber bald wieder zurück, als ſich das franzöſiſche Heer entfernte, und die Regierung von Frankreich Drohungen äuſſerte. Kaum waren die fremden Kriegsvölker entfernt, ſo bewaffneten ſich (Dezember 1792) Inſaſſen, Hinterſaſſen und Landleute plötzlich und nahmen das Zeughaus ein. Es waren viele mißvergnügte Bürger mit ihnen. Sie ſetzten in einer erzwungenen Bürgergemeinde großen und kleinen Rath ab, und wählten ſtatt deſſen einen Sicherheitsausſchuß, einen Verwaltungsausſchuß und einen Nationalkonvent, um die Geſetze zu geben. — Damit war alle Ordnung niedergeſtürzt. Nun wurden die Lärmer und Schreier Herren. Wer

nicht mit ihnen hielt, hieß Ariſtokrat. Recht und Gerechtigkeit entflohen. Der Parteihaß raſete. Und wie in Frankreich zuletzt der blutdürſtige, plünderungsluſtige Pöbel obenauf kam: ſo ſpielte er auch in der unglücklichen Stadt Genf den Meiſter und trieb ſeine wilde Ausſchweifung aufs Höchſte. Ruhe und Sicherheit verſchwanden.

Die Partei der ſogenannten Revoluzer, um die Partei der Ariſtokraten ganz zu vernichten, bemächtigte ſich endlich in einer Sommernacht (Juli 1791) des groben Geſchützes, der ganzen Stadt; ſchleppte bei ſechshundert der vormals achtbarſten Bürger, obrigkeitliche Perſonen und Gelehrte, in die Kerker; mordete einzelne, theils öffentlich, theils heimlich; ſetzte über die andern ein Gericht nieder, und dieſes ließ bei vierzig Perſonen hinrichten, bei hundert verbannen, die Güter der einen wie der andern einziehen, und die übrigen auf andere Weiſe durch ewiges Gefängniß, Zuchthaus, Verbannung und dergleichen Mißhandlungen abſtrafen. Dieſe gräßlichen Mördereien, Hinrichtungen und Räubereien dauerten zwei Jahre lang abwechſelnd, während die, welche die obrigkeitlichen Stellen eingenommen hatten, das Vermögen des Staates und der beraubten Bürger größtentheils verſchwelgten und verſchlangen.

Wie aber nachher in Frankreich der Sinn des Volks zahmer, die Regierung gemäßigter ward

und in Genf die Gräuel der Unordnung allen Parteien gleich unerträglich wurden, vereinigten ſich hier Alle mit Allen, die Muth hatten und Ordnung wollten. Da hörte das Unweſen auf. Die Verbannten kehrten zurück. Die Verfaſſung vom Jahr 1782 ward abermals hergeſtellt, laut welcher Alt- und Neu-Bürger, alte und neue Inſaſſen und Hinterſaſſen und Landleute, wenn ſie auf Genfer Gebiet geboren waren, einerlei Rechte empfingen. Das geſchah zu Ende des Jahrs 1796. Friede und Verſöhnung wurden noch einmal verkündigt. Genf ſah nach langen Stürmen die Ruhe wieder, aber nur auf kurze Zeit.

---

59.

## Von der alten Landſchaft St. Gallen, und dem weiſen Abt Beda; auch wie am Zürichſee Unruhen ausbrechen.

(Bis zum Jahr 1797.)

Der ſchwere Krieg der Könige und Fürſten wider das franzöſiſche Volk wüthete unterdeſſen immer furchtbarer, immer näher. Man hörte den Donner der Schlachten aus Italien, aus Schwaben und vom Rheine her, auf den Schweizerbergen. Aber die Obrigkeiten der Eidsgenoſſen er-

ſchienen ſorglos gegen die Gefahr, welche den Schwachen allezeit zwiſchen großen Nachbarn bedräut.

Die Fahnen Frankreichs wehten ſiegreich durch Savoien und Niederland, durch Lothringen und Holland und auf dem Boden der Deutſchen. Und wohin ſie getragen wurden, da flohen mit Entſetzen die Fürſten und Grafen und Junker; den unterthänigen Völkern ward Freiheit verkündet. Die Obrigkeiten der Eidsgenoſſen verhehlten ihren Haß und ihre Verachtung gegen die Sieger kaum; aber ſie ſaßen in ſtolzer Sicherheit da, obwohl der Gährung auch hier täglich mehr ward und vieles Volk auf größere Freiheit hoffte.

Auch in des Abtes von St. Gallen alter Landſchaft erhoben ſich die Leute wider das oberherrliche Kloſter; denn ſie konnten es nicht mehr ertragen, daß ſie um ihre Rechtſame gebracht und mit neuen und auſſerordentlichen Steuern und Beſchwerden, Hofſtattgeldern und Laſten der ſchmählichen Leibeigenſchaft geplagt waren, während das Kloſter dadurch immer reicher wurde, immer mehr Grundſtücke an ſich kaufte und Geiſtliche und Beamte der Abtei nichts zu den Abgaben beitrugen.

Fünf Gemeinden des Landes faßten Muth und redeten zuſammen, welche gerechte Beſchwerden ſie dem Abte vortragen wollten. Bald ſchloß

ſich das ganze Amt Oberberg ihnen an. Die Menge derer, die, mit oder ohne Fug, über mancherlei Unbill ſeufzten, wuchs von Tag zu Tage, alſo, daß bei ſechszig verſchiedene Landesbeſchwerden kundbar wurden. Darauf vereinten ſich die Gemeinden, wählten Ausgeſchoſſene und hielten zu Goſſau Rath (im März 1795). An ihrer Spitze ſtand ein herzhafter, beredter und verſtändiger Mann, Johannes Künzli. Der leitete Alles mit vieler Klugheit. Geſammte Gemeinden unterſchrieben ihre Klagſchrift, worin die Beſchwerden zuſammengetragen waren, und überreichten ſie dem Abte.

Der Abt und Fürſt Beda Angehrn war ein weiſer und guter Mann. Er kannte die Noth des armen Volkes gar wohl, denn er ſelbſt war der Sohn eines Unterthanen der Abtei aus dem Dorfe Hagenwyl im Thurgau. Und er hätte den bedrängten Leuten gern geholfen; aber von allen Geiſtlichen des Kloſters dachten nur einzig zwei Männer wie er. Die Uebrigen eiferten wider das Volk, und ſprachen: „Das iſt franzöſiſcher Freiheitsſchwindel! Will das Volk nicht ſchweigen, ſo werden die Obrigkeiten der Eidsgenoſſenſchaft Hilfe ſchaffen, die uns ſchon oft gegen die Unterthanen beiſtanden.“ Und ſie widerſetzten ſich dem weiſen Beda, deſſen Tage ſie alſo trübten, daß er ſchon früher (im Jahr 1788) entſchloſſen gewe-

ſen war, ſich ſeiner Würde zu entbürden. Doch hatte ihm Papſt Pius VI damals die Entlaſſung verweigert, und durch ein ſtrenges Mahnſchreiben (16. Auguſt 1788) das Kapitel zur Ruhe gewieſen. Sie unterhandelten und zogen die Sachen in die Länge, um das Volk zu ermüden.

Als der Fürſtabt ihre Argliſt erkannte, ſprach er zu den Mönchen: „Es iſt mit nichten an der Zeit, daß Obrigkeiten und Unterthanen zanken dürfen; ſondern ſie ſollen einträchtig ſein, wenn Noth und Gefahr von auſſen kommt. Darum, wollt ihr das Volk von euch ſtoßen, ſo werf' ich mich ihm allein in die Arme!“

Und er that es, gab dem Volke (Nov. 1795) große Rechtſame und das Befugniß, ſich Land- und Kriegsrath zu erwählen, Gemeindverſammlungen zu halten, die Ortsbeamten ſelbſt zu ernennen, und die ewigen Laſten loszukaufen. Er hob die Leibeigenſchaft auf, und befahl, daß auch Geiſtliche und Amtleute zu den Abgaben ſteuern und die Klöſter keine Grundſtücke mehr kaufen ſollten. — Das brachte große Freude ins Land und Segen auf des weiſen Beda Andenken. Zwar genehmigten die Mönche der Abtei bald darauf den zwiſchen Volk und Fürſt beſchwornen Vertrag; doch nur zum Schein. So untreues Sinnes waren ſie, daß ſie faſt in derſelben Stunde (20. Jänner 1796) eine heimliche Rechtsverwahrung

gegen die rebelliſchen Unterthanen, wie ſie das Volk nannten, abfaßten und unterſchrieben. Damit gedachten ſie bei ſich, Alles zu entkräften, was ſie öffentlich verheißen hatten, und einſt wieder bei vortheilhaftem Anlaſſe zurückzunehmen, was ſie gegeben hatten. Auch die Eidsgenoſſen, welche Schirmorte der Abtei waren, mißbilligten in ihrem Herzen die Milde des frommen Mannes gegen die Unterthanen. Doch beſtätigten ſie endlich ſein Werk (im Aug. 1797), als ſie es nicht hindern konnten.

Solche Dinge geſchahen zu derſelben Zeit, wie an beiden Ufern des Zürichſees die Landleute ebenfalls in Bewegung waren, alte vergeſſene Rechtſame ins Leben zu rufen. Doch dieſen gedieh das Unternehmen zu großem Schmerz und Verderben.

Wohl hatte Zürich immerdar gerecht und klug die unterthänigen Gemeinden des Gebietes beherrſcht, ſie in ehrfurchtvoller Unterwürfigkeit gehalten und durch gute Verwaltung das Land blühend gemacht. Nur ſelten hatte der Unterthan über Grobheit oder Gewaltthätigkeit, oder über Beſtechlichkeit geldgieriger Beamten zu klagen. Denn ſeit zwei tugendhafte Bürger aus der Stadt, die da hießen Hans Kaspar Lavater und Heinrich Füßli, einſt den böſen Landvogt Felix Grebel zu Grüningen öffentlich wegen

ſeiner Ungerechtigkeit angeklagt hatten (1762), daß er mit Schmach das Vaterland verlaſſen mußte: wagte Keiner mehr, Seinesgleichen zu werden.

Aber ein anderer Kummer drückte das Land, beſonders die wohlhabenden fleißigen Leute am See; das war wegen des harten Zunftzwanges und ausſchließlichen Alleinhandels der Hauptſtadt. Denn auſſer den unentbehrlichſten Handwerkern in jedem Dorfe durfte der Landmann beinah keins treiben; auſſer mit Wein und Getreide keinerlei Handel führen; zu den vielverbreiteten Baumwollengewerben mußte er die rohe Baumwolle in der Stadt kaufen, und das daraus gewebte Tuch wieder dahin verkaufen. Selbſt was er für ſeine eigene Familie gewebt hatte, war er gehalten, erſt dem Stadtbürger zu verhandeln, und dann es von demſelben gebleicht und gedruckt wieder zu kaufen. Geiſtliche und weltliche Aemter blieben ihm verſchloſſen, denn die Stadt beſetzte dieſelben mit ihren Söhnen. Das Kind des Landmanns war dem Pflug und Rebmeſſer zugeſchrieben, oder half taglöhnend den Großgewerben der Hauptſtadt und konnte ſich nicht aus dem Staub erheben.

Wie aber das franzöſiſche Volk, in ſeiner Freiheit ſiegreich geworden, keinen Unterſchied zwiſchen Bauer und Edelmann, Stadt und Land mehr kannte, wurden von dieſem Beiſpiel Viele am

Zürichſee ergriffen und begeiſtert, und ſie ſprachen unter einander: „Warum iſt es nicht alſo bei uns? Dieweil wir freie Schweizer geheißen werden, ſind wir in Knechtſchaft der Stadt; ja in mancher Gegend noch Leibeigenen gleich.“ Und ihre Gemüther erhitzten ſich in vielen Reden. Einige Männer des Dorfes Stäfa am See verbreiteten ihre Gedanken über das ewige Recht der Menſchen und über die Verdienſte des Landvolks um die Stadt, und glaubten, dafür könne Zürich endlich ſeinen Unterthanen wohl die Freiheit gönnen. Man ſetzte eine Denkſchrift auf, ſie der Landesobrigkeit zu überreichen, und begehrte darin allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit, gleiches Recht des Landmanns mit dem Stadtmann zu Aemtern und Stellen, und Loskäuflichkeit der Grundzinſe, auch viel anderes noch (im Jahre 1794). Was aber begehrt wurde, konnte nicht ohne Zerſtörung der ſeit Jahrhunderten beſtandenen Innungs- und Zunftrechte und der jährlich beſchwornen alten reichsſtädtiſchen Ordnungen der Stadt gewährt werden.

Als ſie dieſe Denkſchrift von Gemeinde an Gemeinde umherſandten, deren Genehmigung zu empfahen, und ſich aller Orten freudige Zuſtimmung verkündete, vernahm die Stadt das Treiben der Männer am Zürichſee. Alsbald wurden diejenigen, welche ſich am geſchäftigſten hervorgethan hatten, verhaftet, und wie Aufruhrſtifter mit großer

Strenge beſtraft, einige aus der Eidsgenoſſenſchaft verbannt, viele andere mit Geldbußen belegt und ehr- und wehrlos erklärt (13. Jänner 1795).

Die Beſtrafung ſo vieler Mißvergnügten machte die Menge der Mißvergnügten nicht kleiner, ſondern größer. Doch gaben einige Herren des Raths in Zürich ihnen den Troſt: „Zeiget ihr Siegel und Brief für Freiheiten, ſo ihr haben ſolltet und nicht genieſſet, wollen wir euch gern helfen.“

Darum traten bei der alljährlichen Volksverſammlung zu Stäfa (im Mai 1795) vier der älteſten Männer hervor und ſprachen: „Es iſt uns von den Vätern geſagt, daß in den Gemeindeladen noch Briefe und Siegel vorhanden liegen, welche dem Volke Freiheiten beurkunden, die im Lauf der Zeit verſchollen ſind. Laſſet ſie uns ſuchen und prüfen!“ — Obwohl Landſchreiber und Vogt verboten, daß man von ſolchen Briefen und Siegeln rede, lieſſen ſich die Leute nicht hindern. Und ſie fanden in einer Mühle den ewigen Vertrag, welcher im Jahre 1489 errichtet worden war, als, am Tage der Hinrichtung des Bürgermeiſters Waldmann, Stadt und Land vor das Schiedsgericht der Eidsgenoſſen getreten waren. Der Vertrag war nie aufgehoben, war feierlich von den Eidsgenoſſen gewährleiſtet und hatte allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit anerkannt. Auch fanden ſie einen Brief, welchen Bürgermeiſter,

Rath und die Zweihundert der Stadt Zürich nach dem Unglück des Kappeler Kriegs (1532) an das Land ausgeſtellt hatten. Darin waren dieſem die frühern Freiheiten beſtätigt, ſelbſt Theilnahme am Regiment zugeſagt worden.

Nun ſandten die Gemeinen Stäfa und Küßnacht, Horgen, Thalwyl, Ehrlibach und andere, ihre Abgeordneten zu den Obervögten und Amtleuten, ehrerbietig fragend: „Ob jene Urkunden durch ſpätere Ordnungen aufgehoben, oder noch gültig wären?“ Aber man wies ſie zurück, und die Regierung von Zürich wollte die Gültigkeit der alten Briefe weder bejahen noch verneinen, ſintemal beides gleich gefährlich ſchien. Sondern die Sache der Seegemeinen ward nun als ſträfliche Meuterei behandelt, und wer ſie angeregt, zur Verantwortung in die Stadt berufen.

Weil aber die Berufenen nicht erſchienen, und zur Rechtfertigung ſolches Ungehorſams die Gemeinen, beſonders Stäfa, erklärten: „Dieſe Einzelnen haben von uns keine Vollmacht, weder zur Verantwortung noch Unterhandlung: ſondern wir bitten, dieſe öffentliche Angelegenheit des Landes mit uns ſelbſt zu behandeln!“ gerieth die Stadt in großen Zorn. Sie rüſtete kriegeriſch. Alle Verbindung mit Stäfa ward unterbrochen. Viele dieſes Orts wurden aus der Hauptſtadt hinweggewieſen. Und eines Morgens (5. Juli 1795) in der

Sonntagsfrühe, als in Stäfa das Volk in der Kirche zum Gottesdienſt verſammelt war, rückten die Züricher mit dritthalbtauſend Mann und ſchwerem Geſchütz in das ruhige Dorf ein.

Darauf verkündete Zürich und ſprach: „Eure Briefe und Siegel ſind ab und todt. Denn der eine ward in Zeiten gegeben, da die geſetzliche Gewalt aufgelöſet war, und von den ſieben eidsgenöſſiſchen Orten ward er nur geſtiftet, um größeres Uebel zu hindern. Der andere aber galt nur für damalige Zeiten und Umſtände, und iſt mit denſelben erfüllt und geendet. Auch findet man nicht, daß im Lauf von drei Jahrhunderten eine Satzung jenes Spruchbriefes vollzogen, oder wegen Nichtvollziehung je eine Klage vom Lande erhoben worden wäre.“

So ſprach Zürich. Die ſieben eidsgenöſſiſchen Orte, Bürgen und ewige Zeugen des alſo vernichteten Spruchbriefes, wurden von den Seegemeinen angerufen. Sie ſchwiegen alle. Nur Glarus, dem Worte ſeiner Väter treu, mahnte Zürich an, lieber Recht als Gewalt zu üben, weil keinem Andern zu trauen ſei, als der Ueberzeugung, daß jeder Theil erlangt habe, was ihm von Rechtens wegen angehört.

Stäfa, nachdem es entwaffnet worden, mußte, von Bajonetten umringt, feierlich den alten Eid der Treue ſchwören. Alle, die ſich in den Gemei-

nen für die Sache der Rechtſame thätig bewieſen hattten, wurden auf mancherlei Weiſe beſtraft; die Einen mit ewiger, die Andern mit zehn- und zwanzigjähriger Gefangenſchaft, Andere mit Zuchthaus, Andere mit Verbannung, Andere mit Schlägen, Andere mit großen Geldbußen. Die Gemeine Stäfa, nachdem ſie mehrere Monden lang die Laſten kriegeriſcher Einlagerung getragen, hatte noch achtundſiebenzigtauſend Gulden an die Koſten zu zahlen. Aber über dem Haupte eines ihrer älteſten und achtbarſten Bürger, des greiſen Seckelmeiſters Bodmer, wurde auf dem Rabenſtein zu Zürich vom Scharfrichter das Schwert geſchwungen, zum Zeichen, er ſei des Todes würdig, weil er zuerſt die Aufſuchung der Urkunden betrieben hatte. Dann ward er in den Kerker zurückgebracht, verurtheilt, darin Lebenslang zu ſchmachten.

Im Lande waltete nach dieſem die Stille des Schreckens und der lauernden Begierde zur Rache.

---

60.

## Untergang der alten Eidsgenoſſenſchaft. Einbruch der Franzoſen in's Land.

(Vom Jahr 1797 bis 1798.)

In der Fremde faßen nun viele von denen traurig, die zu verſchiedenen Zeiten aus der Eids-

genoſſenſchaft verbannt worden waren, weil ſie allzukühn oder ungebührlich für Rechte und Freiheiten ihrer Mitbürger geredet oder gethan hatten. Mehrere derſelben traten zu den Häuptern des franzöſiſchen Freiſtaates, und ſprachen mit Rache im Gemüth: „Die, welche heut in den dreizehn Orten der Eidsgenoſſenſchaft herrſchen, haben uns aus dem Vaterlande verſtoßen; ſie ſind eure wie unſere Feinde von wegen der Freiheit. Sie wollen lieber Unterthanen, als Mitbürger, und dünken ſich kleine Könige und Fürſtlein. Darum halten ſie mit Königen und Fürſten im Stillen wider euch. Helfet dem Schweizervolk zur verlornen Freiheit; es rufet und erwartet euch mit offenem Arm. Freie Männer ſind der Freien treueſte Bundesgenoſſen.“

Solche Reden gefielen den Häuptern Frankreichs. Sie dachten im Herzen, das Schweizerland müſſe ein unvergleichliches Bollwerk Frankreichs und ein bequemes Thor werden, durch welches der Weg nach Italien und Deutſchland jede Stunde offen ſtehe. Auch wußten ſie von Schätzen in den Schweizerſtädten und wurden lüſtern darnach. Und ſie trachteten, den Obrigkeiten der Eidsgenoſſen beizukommen. Dieſe aber behutſam mieden jeden Anſtoß, erkannten Frankreichs freie Verfaſſung an und verwieſen aus ihren Gebieten die unglücklichen Fürſten, Prieſter und Edelleute, welche vor dem Grimm des franzöſiſchen Volks in die Thäle

der Schweiz geflohen waren und Zuflucht gefunden hatten.

Bald darauf aber kam der große Kriegsheld Napoleon Buonaparte und zog durch Savoierland nach Italien gegen des Kaiſers Heeresmacht. Denn der Kaiſer allein noch, ſammt dem deutſchen Reich und den Engländern, ſtritt wider Frankreich, weil die Könige von Spanien und Preuſſen ſchon Frieden eingegangen waren. Und in wenigen Monaten und in vielen Schlachten (im Jahr 1797) überwand der Buonaparte die ganze Macht Oeſterreichs, ſchlug und erſchreckte Italien von einem Ende zum andern, nahm die geſammte Lombardei, und zwang auch den Kaiſer, Frieden zu machen. Die Lombardei erhob er dann zu einem eigenen freien Staat, genannt Ciſalpinien.

Da dies im angrenzenden Veltlin, Cläven und Worms die Unterthanen des Bündnerlandes ſahen, wollten ſie viel lieber freie Bürger von Ciſalpinien ſein, als arme Unterthanen der Bündner bleiben. Denn ihre vielen Beſchwerden und Klagen waren ſelten erhört worden. Buonaparte ſprach aber zu den Bündnern zuvor: „So ihr dieſen Leuten die Freiheit gebet, euch an Rechten gleich, mögen ſie eure Mitbürger ſein und bei euch bleiben. Ich ertheile euch Friſt; bedenket es und ſendet dann zu mir nach Mailand.“

Doch im Bündnerlande konnten ſich die Parteien der Herren nicht verſtehen, und viele ſchrien: „Die Veltliner entweder als Unterthanen, oder gar nicht bei uns!“ — Wie nun die letzte Friſt zur Antwort verſtrichen war, und keine erſchien, ward Buonaparte voller Verdruß und Ungeduld, und verband Veltlin, Cläven und Worms mit Ciſalpinien (22. Okt. 1797). Alles Eigenthum der Bündner in dieſen Landen iſt alsbald eingezogen und verſchleudert worden. Das machte in Bünden viele reiche Geſchlechter arm.

So ward die alte Grenze des Schweizerlandes ungerechter Weiſe geſchmälert; vier Wochen nachher auch derjenige Theil des Bisthums Baſel zu Frankreich geſchlagen, der bisher noch, wegen ſeiner Verbindungen mit der Schweiz, geſchont worden war. Darüber entſtand unter den Eidsgenoſſen große Beſtürzung. Aber noch größeres Unglück dräuete. Denn auch im Kanton Baſel murrte das Volk laut wider die Stadt; im Aargau regten ſich einige Städte für ihre altverbrieften Rechte gegen Bern, und das Waatland begehrte ſeine verlornen Freiheiten ungeſtümer, denn je, zurück. Auch hörte man, daß eine franzöſiſche Heermacht gegen die Schweizergrenzen anrücke zum Schutz der Waatländer. Dieſe hatten alte Verträge Frankreichs wegen Vermittelung an-

gerufen. Es ging aber Rede, Alles ſei nur auf den Sturz der eidsgenöſſiſchen Obrigkeiten abgeſehen, und die Franzoſen wollten ſich Meiſter des Landes machen.

Eilfertig rüſteten Bern und Freiburg Kriegsvolk, um durch Waffengewalt Waat und Aargau zu ſchrecken, daß dieſelben ſchwiegen. Eilfertig verſammelte ſich zu Aarau eine Tagſatzung. Vieles wurde auf derſelben geredet, nichts geleiſtet, weil die eidsgenöſſiſchen Orte weder unter einander ſelbſt, noch ihren Völkern vertrauten. Das war ein großes Uebel, aber nicht von dieſem Tage her. Im Vorgefühl allgemeinen Unterganges ſchworen die Tagherren zu Aarau noch einmal den alten Bundesſchwur (25. Jänner 1798) zuſammen, doch ohne Zuverſicht und Begeiſterung der heldenmüthigen Alten. Denn als ſie kaum geſchworen hatten, kam ein Bote von Baſel und ſprach: „Sechshundert Mann des Landes ſind in unſere Stadt eingezogen; die Burgen der Landvögte ſtehen in Flammen; die Unterthanen alle ſind frei erklärt!“ Da ging Entſetzen über die Herren der Tagſatzung. Sie ſchieden plötzlich und mit Zittern auseinander.

Große Bewegung geſchah darauf im Schweizerlande, als man der Obrigkeiten Furcht und Schwäche, und dabei deren Widerwillen gegen die Wünſche des Volks ſah. In Schafhauſen und

im Rheinthal, und im Toggenburg, und in den March, und in Weſen und Uznach traten die Ausſchüſſe der Landleute zuſammen, ſich ſelber zu helfen. Die welſchen Vogteien jenſeits der Berge pflanzten den Freiheitsbaum am Ufer des Teſſin mit aufrühreriſcher Hand. Es ging bald die ganze Eidsgenoſſenſchaft in Verwirrung und Auflöſung auseinander. Die Obrigkeiten der Kantone, kraftlos, mißtrauiſch und parteiet, handelten jede für ſich, ohne Zuſammenhang. Und für ſich handelte jede Völkerſchaft, aber in Meinungen und Wünſchen zerfallen. Die Einen, in Unwiſſenheit und Rohheit, begriffen das Gähren der Zeit gar nicht und wollten der gewohnten Ordnung anhangen. Die Andern, mit größerm Wohlſtand und Unterricht, begehrten Gleichſtellung der Rechte zwiſchen Stadt und Land. Andere forderten nur Wiedererhaltung ehemaliger verbriefter Freiheiten. Viele glaubten zwar, ohne Beiſtand Frankreichs ſei nichts zu erlangen; aber die Mehrheit alles Volks verabſcheute mit gerechtem Stolz die Einmiſchung gewaltthätiger Fremdlinge in vaterländiſche Dinge.

Inzwiſchen rückte eine große Kriegsmacht der Franzoſen heran. Sie betrat unter ihren Feldherren Brune und Schauenburg den Boden der Eidsgenoſſen, und das Waatland verkündete ſich im Schutz der Fremden unabhängig von Bern.

Da ſahen die Regierungen des Schweizerlandes, daß nicht länger vorige Herrſchaft zu behaupten ſei. Luzern und Schafhauſen ſprachen ihre Unterthanen frei und verbanden ſich mit denſelben. Zürich ließ die Gefangenen von Stäfa los und verhieß Verbeſſerung der Verfaſſung zu Gunſten des Volks. Tauſend Freudenfeuer brannten am Zürichſee in Thal und Berg, als der greiſe Bodmer aus dem Kerker der Stadt mit ſeinen Unglücksgenoſſen in die Heimath zurückfuhr. So war noch nie ein Lebender von ſeinem Volke im Schweizerlande gefeiert worden. Darauf erkannte auch Freiburg, daß nun kommen müſſe, wofür Chenaux geblutet hatte. Und der Rath zu Bern nahm zweiundfünfzig Männer des Landes, als deſſen Stellvertreter, zu ſich und ſprach: Laſſet uns zuſammenhalten in der Noth.

Alle dieſe ungeheuern Verwandlungen und Umwälzungen waren das Werk von vier Wochen geweſen; alle zu ſpät. Bern zwar, mit Freiburg und Solothurn, ſtellten dem andringenden franzöſiſchen Heere ihre Schlachthaufen entgegen. Es fehlte nicht an Muth, aber an Kriegszucht und Waffenübung und fähigen Hauptleuten. Von Glarus, Luzern, den Waldſtätten und andern Orten kam ſchwache Hilfe, auch Landſturm, bunt bewaffnet, in verworrenen Haufen, Roſenkränze betend. Aber dieſer Zuzug floh bei der erſten böſen Nach-

richt, ohne den Feind erblickt zu haben. Nun bereueten die Schweizer und ihre Obrigkeiten von Herzensgrund, daß ſie die Kunſt der Waffen und des Krieges verlernt hatten und in den Tagen des Friedens geglaubt, das müſſe immer ſo bleiben. Nun half ihnen kein Geld, kein Vornehmthun, kein eitles Weſen, kein Gebet, kein Roſenkranz. Denn der Himmel hilft nur denen ſtreiten, die für gerechte Sache zu ſtreiten und zu ſterben verſtehen; aber die Trägen in ihrer ſtolzen Sicherheit verſtößt er.

So geſchah, daß ſchon am erſten Kriegstag (2. März 1798) des Feindes leichte bewegliche Schaaren Freiburg und Solothurn einnahmen, und am vierten (5. März) Bern ſelbſt. Vergebens hatten die Berner bei Neuenegg unter ihrem Oberſten Grafenried ſiegreich widerſtanden, vergebens im Grauholz blutig geſtritten. Nun Alles verloren war, flohen die bewaffneten Haufen des Landvolks verzweifelnd auseinander, ſchrien über Verrätherei, und erſchlugen viele ihrer eigenen Hauptleute.

Die Unglücksſtunde aller Schweizer war gekommen. Dennoch, auch in der Noth wurden ſie nicht eins. Jedes Kantönlein unterhandelte, rüſtete und ſorgte für ſich, uneingedenk der übrigen. Darum mußten alle verderben. Wo noch Obrigkeiten waren, welche die Freiheit ihrer Unterha-

nen zurückgehalten hatten, zauderten ſie nicht länger, ſondern ſprachen dieſelben mit Kleinmuth und Verzweiflung und Feierlichkeit aus. Man ſah, gern hätten ſie es nicht gethan.

Jetzt redete Frankreich gebieteriſch und ſprach: „Die Eidsgenoſſenſchaft iſt nicht mehr. Nun ſoll das ganze Schweizerland ein einziger Freiſtaat ſein, mit einer einzigen Regierung Die nehme, mit den geſetzgebenden Räthen, vom Volk erwählt, ihren Sitz in der Stadt Aarau. Jeder hat künftig gleiches Recht im Lande und vor dem Geſetz, er wohne im Dorf oder in der Stadt. Die Bürger in Urverſammlungen ernennen ihre Verwalter, Richter, Obrigkeiten und Geſetzgeber. Die Regierung wählt, zur Vollziehung der Geſetze, Statthalter und Beamten in den Kantonen.“

Und alles Land ward darauf in achtzehn Kantone zertheilt, die ſollten ungefähr von gleicher Größe ſein. Darum wurde das alte Gebiet von Bern in vier Theile geſchieden, in Waat, Oberland, Bern und Aargau. Hinwieder verknüpfte man mehrere kleinere zu einem einzigen, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Kanton Waldſtätten, oder St. Galler-Land, Appenzell, Rheinthal zum Kanton Säntis, der alſo genannt iſt vom höchſten Appenzellerberg. Ehemalige Unterthanenlande der Eidsgenoſſen, wie Baden, Thurgau, Lugano und Bellin-

zona, bildeten neue Kantone; Wallis auch wurde als ein ſolcher aufgenommen; Graubünden nur eingeladen zum Beitritt; hingegen Genf und Mühlhauſen vom alten Verein losgeriſſen und dem Gebiet Frankreichs einverleibt.

So ſchalteten die fremden Sieger im Schweizerlande, welches von da an helvetiſche Republik geheißen war. Und ſie trieben große Brandſchatzungen von den ehemaligen Hauptſtädten ein, ſchleppten die aufgehäuften Schätze der Städte Bern, Zürich und Freiburg fort und entführten viele der alten Rathsherren, auch andere, welche dem Beſtand der neuen Einrichtungen gefährlich ſchienen, in die franzöſiſchen Feſtungen; und wieder andere achtbare Männer führten ſie als Geiſeln fort für die Geldzahlungen, welche ſie von den reichen Städten forderten.

Aber die Völkerſchaften des Gebirgs von Uri, Nidwalden, Schwyz und Glarus, uralter Freiheit Genoſſen, ſprachen: „Mit Kampf und Blut haben unſere Väter das edle Kleinod der Unabhängigkeit gewonnen; ſo wollen wir es denn nicht verlieren, denn in Kampf und Blut!“ Und als ſie an ihren Grenzen an der Schindellegi und auf dem Etzel im Angeſicht der franzöſiſchen Schlachthaufen ſtanden, ſchworen ſie den Bund der Todestreue mit ihrem Landshauptmann Aloys Reding. Darauf ward herzhaft, doch ohne Glück,

gefochten bei **Wollrau** und an der **Schindellegi**; denn der Pfarrer von Einſiedeln, **Marianus Herzog**, welcher die Einſiedler auf dem Etzel befehligte, floh zaghaft von dieſem Berge. Allein **Aloys Reding** zog ſein Kriegsvolk am **Rothenthurm** zuſammen, nahe am Siegesfelde von Morgarten. Da geſchah ein großes, blutiges Treffen. Die Hirten ſtritten, des Ruhmes ihrer Väter werth und ſiegreich, wie ſie. Dreimal erneuerten Frankreichs Schlachthaufen den Kampf; dreimal wurden ſie geſchlagen und verfolgt bis **Aegeri** im Zugerland. Es war der zweite Maitag. Bei zweitauſend Leichname der Feinde bedeckten den ſieggeweihten Boden. Ruhmreich auch kämpften die Waldſtätte folgendes Tages bei **Arth**. Aber die Kraft der Helden verblutete an ihren eigenen Siegen. Darum ſchloſſen ſie Vertrag und traten, mit Schmerz in der Bruſt, in die Gemeinſchaft der helvetiſchen Republik ein.

So endete der alte Bund der Eidsgenoſſen. Vierhundert und neunzig Jahre lang war er beſtanden; in vierundſiebenzig Tagen zertrümmert. Er fiel, einer Auflöſung nahe, doch keiner ſo ſchmählichen werth. Sein Kampf gegen Frankreichs welterobernde Heeresmacht glich dem Kampf des ſterbenden Greiſes, der mit erſtarrender Fauſt noch das Schwert nimmt, nicht mehr um den letz-

ten Funken des Lebens, ſondern nur noch die Ehre zu verwahren.

Sag' an, o Schweizermann, was hat deine hohen Felſenwälle niedrig, die undurchdringbaren Bergſchluchten offen, die weiten Seen, die reiſſenden Ströme durchgänglich, die Waffen der Zeughäuſer ſtumpf und die Geldſummen im Schatz der Städte unfruchtbar gemacht? — Lernet, ihr Gewarnten!

---

61.

## Wie das Schweizervolk große Noth leidet, bis es ſich zu einer Eidsgenoſſenſchaft herſtellt.

(Vom Jahr 1798 bis 1803)

Nachdem nun zwiſchen Jura und Alpen Alles gewaltſam oder von ſelbſt aus den gewohnten Ordnungen geriſſen war, ſprachen die einſichtvollen Bürger des Landes: „Es iſt großes Unglück über uns gekommen. Doch laſſet uns alles Uebel zu des Vaterlandes Beſten wenden. Dieweil wir bisher vielerlei kleine Staaten geweſen, wurden wir uns ſelbſt fremd und feind; war jeder Kanton zu eigener Behauptung unmächtig, zu löblichen Anſtalten arm, zu großen Gemeinthaten hinderlich. Ein jeglicher ſchrumpfte in ſeinem Eigen-

nutz zuſammen; darum ging Alles am Ende in Zwieſpalt heillos aus. So werde denn nun das Schweizervolk eine einzige Familie mit gleichen Rechten, eine einzige Kraft mit gleichen Mitteln zur Freiheit von innen, zur Stärke nach auſſen, auf daß wir noch einmal unter den Völkern der Erde achtbar erſcheinen."

Aber die bildungsloſe Menge des Volks verſtand ſolche Rede gar nicht, und trauerte nur über die gebrochenen Gewohnheiten. Es hatte Unabhängigkeit und Freiheit gefordert, aber nicht dieſe Auflöſung in ein großes Ganzes begehrt, ſondern daß jede kleine Landſchaft, ja wenn auch jedes Thal, ein unabhängiges ſelbſtherrliches Kantönlein werde, das ſich einrichte nach eigenem Gefallen in ſeiner Landsgemeine, eidsgenöſſiſch dem andern verwandt.

Und Alles, was ſich ferner begab, vergrößerte den Schmerz und die Sehnſucht nach einer ſolchen vieltheiligen Eidsgenoſſenſchaft und vermehrte den Widerwillen gegen die beſtehende oder werdende Einrichtung der Dinge. Denn die neue Geſammt-Regierung, genannt Vollziehungs-Direktorium, ſtand zu Aarau ohne Anſehen und Vertrauen, fremd ſich ſelbſt und dem Volke, abhängig und entwürdigt von ihren eigenen Beſchützern, den franzöſiſchen Gewalthabern. Im Senat und großen Rath, aus Abgeordneten aller Kantone, haderten

auch die Meinungen aller Parteien, die Begriffe des Pöbels und des Schulweiſen. Im Lande begegneten ſich dieſelben Parteien feindſelig, oft mit den Waffen in der Fauſt. Neue und alte Einrichtungen und Geſetze gebaren zerſtörenden Widerſpruch. Während für den Staat oft die nöthigſten Mittel ſeiner Erhaltung fehlten, oft die Beſoldungen der Beamten und Geiſtlichen, ſchwelgten die franzöſiſchen Machthaber, Feldherren und Kriegsknechte im ſchamloſen Ueberfluß auf Koſten des Landes und ſandten die geraubten Geldſummen nach Frankreich.

Darauf ſprach das Volk: So kann es nicht bleiben. Und die von ihren obrigkeitlichen Stühlen verſtoßenen Beamten der alten Zeit, und die Mönche, welche Aufhebung aller Klöſter fürchteten, und die Pfarrer, welche von ihren Beſoldungen verloren hatten, und die Kaufleute und Handwerker, die nicht mehr die Vortheile des Zunftzwanges und Alleinhandels in den Städten genoſſen, gingen umher, und ſtärkten durch ihr Murren den Unwillen des Volkes. Sie vertröſteten auf nahen Krieg Oeſterreichs mit Frankreich; dann müſſe mit aller Macht der deutſche Kaiſer unterſtützt werden zur Vertreibung der Franzoſen. Alſo ward das Volk mit der neuen Geſtalt der Dinge unverſöhnbar.

Daher, als alle Völkerſchaften aufgefordert

wurden, der eingeführten Landesverfaſſung den Eid der Huldigung zu leiſten (Juli 1798), entſtanden im Rheinthal, Oberland, Appenzell und andern Gegenden Unruhen und Empörungen. Sie wurden mit Gewalt gedämpft; am ſchrecklichſten in Nidwalden. Hier hatte ein Kapuziner, Paul Styger, nebſt andern Geiſtlichen, die Leute zum wilden Widerſtand entflammt, weil die Verfaſſung, von den Franzoſen gebracht, ein Werk der Hölle ſei. Sie waffneten ſich gegen Schauenburgs anrückende Heeresgewalt. Furchtbar ward am See, furchtbar am Gebirge von einem kleinen Haufen Hirten gegen die Uebermacht drei Tage lang geſtritten. Drei- bis viertauſend Franzoſen ſtarben hier erſchlagen, ehe die übrigen ins Land drangen. Dann aber wurden durch ihre Wuth Stansſtaad, Ennenmoos und Stanz ein Raub der Flammen; Männer, Weiber, Kinder, Geiſtliche, die nicht flüchten konnten, gnadenlos niedergemetzelt. Faſt vierhundert Nidwaldner kamen ſo, unter allen Gräueln, ums Leben (9. Sept. 1798).

Und als bald darauf die Regierung, die ihren Sitz von Aarau, weil es zu eng geworden, nach Luzern verlegt hatte (4. Oktober), Auflagen und Einſchreibungen der jungen Mannſchaft zum Kriegsdienſte angeordnet hatte, erhoben ſich neue Unruhen in den Kantonen Bern, Luzern und anderer Orten. Viele junge Leute flüchteten ins

Ausland, um nicht unter den helvetiſchen Milizen, nicht unter den achtzehntauſend Mann dienen zu müſſen, die für Frankreich geworben wurden.

Endlich erneuerte der deutſche Kaiſer den Krieg gegen Frankreich. Schon hatte einer ſeiner Heerhaufen (19. Okt.) das Bündnerland beſetzt, aus welchem diejenigen geächtet flohen, welche zur Vereinigung mit Helvetien aufgefordert hatten. Dann, als bei Stockach in Schwaben die Franzoſen eine große Niederlage erlitten (21. März 1799); als ſiegreich die Macht Oeſterreichs in die Schweiz vordrang, unter zahlloſen Gefechten; als erſchrocken vor dem Herannahen des Feindes die helvetiſche Regierung ſich in Luzern nicht ſicher dünkte und ihren Sitz nach Bern (31. Mai) verlegte: da bewegten ſich die Parteien des Landes mit neuem Leben und neuer Wuth. Schweizer ſtritten unter Oeſterreichs, Schweizer unter Frankreichs Fahnen wider einander. Aufſtände und Empörungen, bald wegen Aushebung junger Mannſchaft, bald zur Begünſtigung der öſterreichiſchen Waffen weit umher, zu Flawyl und Mosnang im Säntis, zu Menzingen und Rynach im Aargau, zu Ruswyl im Kanton Luzern, zu Murten und in andern Gegenden Freiburgs, zu Schwyz, wo man die Franzoſen erſchlug oder verjagte, zu Lugano und zu Uri, im Wallis und zu Aarberg und in mehrern Landſchaften

noch. In den Thälern, auf den Höhen der Alpen, an den Seen und über den Wolken ward indeſſen von fremden Heeren gekämpft; da rauchte Schlachtfeld bei Schlachtfeld. Roß und Mann zogen über Bergkämme, die einſt nur der Gemsjäger kannte. Abwechſelnd von Deutſchen und Franzoſen ward Graubünden, ward das Gebirg der Rheinquellen genommen und verloren. Bis zur Stadt Zürich und von da bis zum Gotthard links, und bis zum Rheine rechts (im Juni) ſchritten erobernd die Fahnen der Oeſterreicher vor; zu ihnen ſtießen noch Ruſſen und Völker Aſiens. Solches Elend, wie damals, hatte das Schweizerland ſeit den Tagen der Römer, Allemannen und Burgunden nicht erfahren.

Nun hofften viele der alten, zurückgeſetzten Obrigkeitsglieder baldige Wiederherſtellung ihrer vergangenen Herrlichkeit. Auch verſuchten ſie es unter dem Schutze der öſterreichiſchen Waffen hie und da. Selbſt der neue Abt von St. Gallen, Pankratius Forſter, kam, ſtellte die Knechtſchaft des Volkes her, wie ſie nicht einmal vorher geweſen, trieb die vor drei Jahren dem Volke ausgeſtellten Befreiungsurkunden durch Dragoner ein, und erbrach und entführte die Urkundenſchätze der alten Landſchaft. Doch verſpürte er bald, wohin Gewalt ohne Gerechtigkeit bringt; auch die Städte Zürich und Schafhauſen erkannten,

das Volk ſehne ſich nicht nach ehemaliger Unterthänigkeit zurück.

Und als der franzöſiſche Kriegsheld Maſſena in der ungeheuern Schlacht bei Zürich (25. September) obſiegte, und im Gebirge die ruſſiſche Macht zertrümmerte, welche Suwarow, der Feldherr, aus Italien über die Alpen gebracht hatte, ward Alles wieder zur helvetiſchen Staatsordnung zurückgeführt, ſelbſt bald nachher das Bündnerland (Juli 1800).

Inzwiſchen erkannten die oberſten Landesbehörden zu Bern ſelbſt, daß ſolche Ordnung der Dinge nicht beſtehen und wohlthun könne. Daher ſannen ſie auf verbeſſerte Einrichtungen. Allein ihre Meinungen blieben immerdar entzweit. Mehr auf die Perſonen, als auf die Sache achtend, ſtürzten ſich abwechſelnd die Parteien, alſo daß keine lange am Ruder blieb, und keine dem Vaterlande half.

Erſt löſeten die geſetzgebenden Räthe zu Bern (7. Jänner 1800) das Vollziehungsdirektorium auf, und machten eine neue Verfaſſung und Regierung, die den Namen Vollziehungsausſchuß empfing; — dann nach ſieben Monaten löſete eben ſo gewaltſam der Vollziehungsausſchuß hinwieder die geſetzgebenden Räthe (7. Auguſt 1800) auf, und berief einen neuen geſetzgebenden Rath, und

die Regierung nannte ſich Vollziehungsrath. Dann nach einem Jahre wurde eine allgemeine helvetiſche Tagſatzung in Bern verſammelt (7. Sept. 1801), eine beſſere Landesverfaſſung für die Schweiz zu ſchaffen. Als dieſe aber darüber uneins ward und ſich trennte, löſete ein Theil des geſetzgebenden und des Vollziehungsrathes die Tagſatzung gewaltthätig auf und führte eine Verfaſſung ein mit Senat und kleinem Rath (28. Oktober 1801). An die Spitze des kleinen Raths ward der Sieger bei Rothenthurm, Aloys Reding, als erſter Landammann der Schweiz, geſtellt, weil ſein Name, vor Allen, dem Schweizervolk theuer war. Als dieſer aber weder das Vertrauen der franzöſiſchen Regierung, noch derer gewinnen konnte, welche die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge haßten, ward der Senat eigenmächtig vom kleinen Rath beſeitigt (17. April 1802) und Aloys Reding entlaſſen. Achtbare Männer, berufen aus allen Kantonen, mußten dann eine neue Verfaſſung entwerfen. Sie ward abermals eingeführt, ein Senat und Vollziehungsrath dazu, an deſſen Spitze, als Landammann der Schweiz, Dolder, ein geſchmeidiger Staatsmann, geſtellt.

Jedoch das Schweizervolk ſah dieſe ewigen Aenderungen und Umwälzungen der oberſten Behörden gleichgültig an, durch welche Geſetz und Ordnung, ſtatt befeſtigt zu werden, täglich hal-

rungsloſer wurden. Es ſeufzte über die endloſen Verwirrungen, über die Steuern und Abgaben, über die Unfugen der franzöſiſchen Kriegsknechte im Lande. Empörungen und Unruhen hörten nicht auf. Wallis beſonders verging unter der räuberiſchen Gewaltherrſchaft der franzöſiſchen Feldherren und Soldaten, denen es preisgegeben war. Um eine Straße über die Alpen nach Italien zu behalten, wollte Frankreich das Wallis losreiſſen.

Ein einziger Wunſch lebte in geſammten Völkerſchaften des Schweizerlandes unwandelbar fort: daß jeder Kanton ſein eigenes Hausweſen ſelber beſtellen könne, jeder frei, in einer neuen Bundes- und Eidsgenoſſenſchaft, unabhängig von franzöſiſcher Gewalt, befreit vom fremden Kriegsvolk und alter Unterthanenſchaft.

Da nun endlich zu Amiens zwiſchen Frankreich und den übrigen Kriegsmächten Friede geſchloſſen worden war, und dem zufolge die franzöſiſchen Beſatzungen aus der Schweiz in ihr Land heimkehrten (Auguſt 1802), erhob ſich der Geiſt der ſchweizeriſchen Parteien und Völkerſchaften mit neuer Macht. Wallis bildete ſich zu einem eigenen Freiſtaat. Uri, Schwyz und Unterwalden waffneten gegen die die helvetiſche Regierung. Die Stadt Zürich ſagte ſich auch von

dieſer los. Baſel und Schafhauſen folgten dem Beiſpiel. Aus dem Aargau zog Landſturm gegen Bern. Die helvetiſche Regierung, obſchon nicht ganz wehrlos, floh nach Lauſanne, während zur Herſtellung der alten Eidsgenoſſenſchaft ſich in Schwyz eine Tagſatzung verſammelte (September 1803). Die ſchwachen helvetiſchen Kriegsſchaaren, im Sold der Regierung, aus dem Innern des Landes zurückgetrieben, folgten ihr in das Waatland nach. Ueberall rüſteten die Parteien; rüſteten die Städte zum Sturz der Geſammtregierung; rüſteten die Landleute für ihre Freiheit gegen die Anſprüche der Städte; rüſteten die Waatländer zum Schutze der helvetiſchen Einheit und Freiheit. Allgemeiner Bürgerkrieg ſtand dem Ausbruch nahe. Schon floß Blut. Da wandte das gewaltige Oberhaupt des franzöſiſchen Volks, Napoleon Buonaparte, den Blick auf die Schweiz. Er gebot Frieden. Beim Wiedererſcheinen ſeiner Heergewalt (21. Oktober) ſtreckten alle Parteien die gezuckten Waffen, und riefen ihn an, daß er ihr Vermittler werde; denn ſie ſelbſt vertrauten einander nicht.

## 62.

# Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungsurkunde.

(Vom Jahre 1803 bis 1813.)

Alſo beſchied er Abgeordnete von allen Kantonen und Parteien zu ſich in die Stadt Paris; da hörte er ſie an. Und nachdem er ſie wohl verſtanden, ſchlichtete er ihren Hader durch ſein mächtiges Wort, alſo, daß er nicht anſah die Perſon, ſondern die Sache. Darum hielt er weder zu den Stadtgeſchlechtern, welche Herrſchaften und Unterthanen begehrten, noch zu denen, welche begehrten, daß das ganze Schweizerland ein ungetheiltes Gemeinweſen ſein ſolle, mit einerlei Geſetz und Geſammtregierung über Alle; ſondern er hörte die Stimmen der Volksmehrheit, welche wollte, es müſſe ein jeder Kanton Herr für ſich und Stadt und Land an Rechten und Freiheiten einander gleich ſein. Napoleon Buonaparte war aber ein kluger Herr und dachte: „So ich dem Volke dies erfülle, wird es zufrieden ſein; das Schweizerland aber wieder in ſich ſelbſt zerſtückelt allezeit uneinig, ſchwach und meiner Leitung hinfällig bleiben!“

Demnach vermittelte er und ſtellte den Schwei-

zern (19. Horn. 1803) die Urkunde ſeiner Vermittlung aus, die ſollte ein Grundgeſetz bleiben für Alle. Jeglichem Kanton war darin ſeine Verfaſſung gegeben. Und er ſprach: „Es ſoll fortan eine neue Eidsgenoſſenſchaft beſtehen aus neunzehn Kantonen, nämlich den dreizehn alten, und den Kantonen Bünden (mit Rhäzüns und Tarasp, aber ohne Veltlin), Aargau (mit dem Frickthal), Waat, St. Gallen, Thurgau und Teſſin (den ehemaligen ennetbirgiſchen Vogteien). Es ſoll keine Stadt, keine Familie mehr ein Vorrecht und kein Kanton Unterthanen haben; ſondern jeder Schweizer zu Stadt und Land genieſt gleiches Recht, hat Freiheit des Gewerbs und der Niederlaſſung im ganzen Schweizerland, wo er will, und es ſoll ihn Niemand ſtören. Angelegenheiten geſammter Eidsgenoſſenſchaft werden abwechſelnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Baſel, Zürich und Luzern auf der Tagſatzung behandelt. Das Haupt des jedesmaligen Vororts heißt Landammann der Schweiz, leitet die Geſchäfte und verkehrt mit den Geſandten auswärtiger Mächte. Uebrigens iſt jeglicher Kanton ſelbherrlich mit eigenem Geſetz und eigener Obrigkeit.“

Als nun demzufolge jeder der neunzehn Kantone eingerichtet war und die helvetiſche Geſammtregierung von Lauſanne nach Bern zurückge-

kehrt, ſich aufgelöſet hatte, rief Buonaparte auch ſein Kriegsvolk wieder aus der Schweiz zurück.

Faſt überall ſtellten die Völkerſchaften der Schweiz ihr Hausweſen, kraft der neuen Ordnung, friedlich auf, und leiſteten ihre Huldigung. Nur im Kanton Zürich verweigerten mehrere Gemeinden trotzig den Eid, beſonders in den Bezirken Horgen und Meilen; die klagten über Erſchwerung des Loskaufes von Zehnten, Grundzinſen und andern Laſten. Sie hörten keine freundliche Vorſtellung an, ſondern mißhandelten unſchuldige Beamte, ließen das Schloß Wädenſchwyl in Flammen aufgehen (24. März 1804) und griffen zu den Waffen. Die lange Verwirrung voriger Jahre hatte zu geſetzloſer Selbſthilfe verwöhnt. Doch eiliger Zuzug benachbarter Eidsgenoſſen, vereint mit den Getreuen des Kantons Zürich, dämpfte nach kurzen Gefechten bei Oberrieden, Horgen und auf Bocken die Empörung ſchnell. Der Hauptmann derſelben, Johann Jakob Willi, ein Schuhmacher von Horgen, und andere der vornehmſten Theilhaber, wurden mit dem Tode, andere mit Gefangenſchaft, und zweiundvierzig fehlbare Gemeinden mit einer Kriegsſteuer von mehr denn zweimalhunderttauſend Gulden beſtraft.

Es war aber gut, daß dieſer Funke ſchnell gelöſcht ward, ehe er zu einer Flamme wurde, die

über das ganze Schweizerland ſchlug. Noch ſtanden aller Orten und Enden die Parteien unverſöhnt, und jede dachte: ſtürzt die neue Ordnung um, ſtehen wir andern oben auf. Noch murreten die Freunde der helvetiſchen Einheit, denn ihnen mißfiel die eidsgenöſſiſche Zerſtückelung des Landes. Es murreten die Klöſter, weil ihr Daſein unſicher ſchien, und Pankratius, der Abt des ehemaligen Kloſters St. Gallen, ſchalt öffentlich die St. Galliſchen Landſchaften rebelliſche Vaſallen des deutſchen Reiches, und gedachte ſein Stift mehr durch Zwang und Trotz, als auf rechtlichem Wege, herzuſtellen. Es murreten viele Landleute, die lieber Landsgemeinden gehabt hätten, gleich den Urkantonen. Es murreten viele Patrizier und Stadtgeſchlechter, weil ſie ihre Vorrechte verloren ſahen, und weil die Landleute nicht mehr ihre Unterthanen waren.

Doch die Mehrheit der Völkerſchaften begehrte ernſtlich Ruhe und Frieden, und hielt feſt an dem, was beſtand, und an der Freiheit, die gewonnen worden. Alſo verſtummte der eitle Zorn der Einzelnen, und Alle fürchteten ſich vor dem Ernſte des gewaltigen Vermittlers, vor welchem ſelbſt Könige zitterten. Denn Napoleon wuchs an Macht und Hoheit ſo ſehr, daß er die kaiſerliche Krone auf ſein Haupt ſetzte und mit ſeinem Schwerte die halbe Welt erſchreckte.

Darum blieb Stille im Lande, und es folgte eine lange Reihe friedlicher und freudiger Jahre. Die Zeiten der Umwälzung und bürgerlichen Kriege hatten die Kraft der Schweizer erweckt. Sie bewegten ſich mit neuem Leben, wie zuvor nie geſehen worden. In den Stürmen unter einander bekannt geworden, ſtanden ſie einander nicht mehr fremd, wie vorzeiten. Was einem Kanton widerfuhr, das rührte jetzt den Sinn aller. Vielerlei Schriften, Tagblätter und Zeitungen, vorzeiten von ſcheuen Regierungen unterdrückt, belehrten das Volk von wiſſenswürdigen Dingen, zogen die Aufmerkſamkeit desſelben zu den öffentlichen Angelegenheiten und nährten und verbreiteten einen vormals unbekannten Gemeingeiſt. Schweizer aus allen Kantonen bildeten Geſellſchaften zur Beförderung gemeinnütziger Sachen, zur Erhebung der Wiſſenſchaften und Künſte und zur Stärkung der Eintracht und Vaterlandsliebe. Ein ewiges Denkmal dieſes großen, nie vorher alſo geoffenbarten Volksgeiſtes ward der Linthkanal. Schweizer brachten aus allen Kantonen freiwillig beinahe eine Million dar, um die beſumpften Ufergegenden des Wallenſees trocken zu legen, von denen bisher Armuth, Elend und Fieberſeuchen ausgegangen waren. Nicht minder that ſich die Eidsgenoſſenliebe herrlich kund, als herbſtliche Regengüſſe einen Theil des Roßberges ob Goldau im Kanton

Schwyz unterfreſſen hatten, daß er eines Abends urplötzlich (2. Sept. 1806) mit dumpfem Krachen niederſtürzte. Goldau, Lowerz und zahlreiche Hütten wurden unter Felſenſchutt tief vergraben mit Hunderten von glücklichen Menſchen. Noch ſiehſt du die Wüſte; einſt war es ein blühendes Thal.

Das überall freie Volk, ſeit es nicht mehr als unmündig behandelt ward, regte ſich mit friſchem Muthe, trieb mit neuer Luſt Gewerb und Handel, Viehzucht und Ackerbau; nirgends beengt, wie ehemals durch Zunftzwang und Sperrung eines Kantons gegen den andern. Die Theilnahme aller Bürger an Landesſachen nöthigte die Regierungen zur Milde und Gerechtigkeit, zur Verbeſſerung ſchlechter Geſetze und zur Beförderung löblicher Anſtalten und Einrichtungen. Das Volk wollte frei ſein; aber ohne Einſicht und Stärke iſt kein Volk unabhängig. Darum wurden die Schulen des Landes vermehrt und verbeſſert; denn nur der Verſtändige verſteht, ſich ſelber und Andern zu helfen. Darum wurde das Kriegsweſen der Eidsgenoſſen neu geſtaltet, auf daß zu jeder Stunde ein ſtreitbares Heer die Grenzen wider Fremdlinge decken könne. Binnen einem Jahrzehend ward im Schweizerlande mehr Löbliches geſtiftet und vollbracht, als ſonſt in einem Jahrhundert.

Der gewaltige Vermittler, Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, welcher in unüberwindlicher Macht Könige von ihren Thronen ſtieß, alte Reiche zertrümmerte und neue Kronen ſchuf, als wäre er ein Herr der Welt, ſchonte zwar des Schweizerlandes freundlich. Doch ſeine ewigen Kriege lähmten den Handel der Eidsgenoſſen mit andern Völkern; das drückte Viele, und mehr noch der Vertrag, kraft deſſen ihm, wie einſt den Königen, ſechszehntauſend Mann in Kriegsſold gegeben werden mußten. Denn weil der Tod in zahlloſen Schlachten viele Mannſchaft hinwegraffte, wollte ſich faſt Niemand mehr werben laſſen. Auch mißfiel mancher Stadt, daß den Franzoſen freie Niederlaſſung in der Schweiz, wie den Schweizern in Frankreich, geſtattet war. Allein es tröſtete ſich Jeder mit Hoffnungen beſſerer Zukunft. Niemand wagte, wider Napoleon aufzutreten.

Doch es begab ſich, als dieſer mit ungeheurer Heeresmacht in das Innere Rußlands eingedrungen war, und er das große Reich faſt zu ſeinen Füßen liegen ſah, daß Gott der Herr ſein Antlitz von ihm wandte. Der Froſt weniger Winternächte (1812) vertilgte in den ruſſiſchen Wildniſſen die Kraft des Niebezwungenen. Da erhoben ſich, als er mit Schrecken zurückfloh, die Könige und Völker des Welttheils weit umher und ſchworen den Unter-

gang ihres von Gott geſchlagenen Unterdrückers. Und als er neue Kriegsmacht wider ſie geſammelt hatte, und gegen ſie abermals auszog, ſtießen ſie in den Feldern von Leipzig auf ihn und ſchlugen ihn in dreitägiger Schlacht (16. 18. 19. Okt. 1813) mit dem Schwert ihrer Rache. Er floh mit Schmach über den Rhein. Sie aber folgten ihm nach.

Wie ſich nun die Heeresgewalten der Kaiſer und Könige dem Rheine näherten und den Grenzen des Schweizerlandes, gedachten die Eidsgenoſſen ihrer Verpflichtungen gegen den Vermittler, aber auch des Druckes und Leidens der Völker unter ſeinem Zepter. Und ſie ſprachen: laſſet uns in dieſem Kampfe der Könige unparteiſam bleiben, wie wir es Allen zugeſagt haben. Alſo beſchloſſen es die Kantone auf der Tagſatzung in Zürich, und ihre Waffen zogen zur Hut des Schweizerbodens an die Grenzen längs dem Rhein.

## 63.

## Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfniſſe entſcheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenoſſenſchaft von zweiundzwanzig Kantonen.

(Vom Jahr 1814 bis 1815.)

Da nun unter den Siegen der verbündeten Könige der Thron des gewaltreichen Napoleons wankte, ſprachen die Weiſern unter den Eidsgenoſſen: „Jetzt iſt der Tag gekommen, an welchem des Vaterlandes Unabhängigkeit und Ehre neu aufzurichten iſt. An den Grenzen kämpfe, ſieg' oder ſterbe unſere Jugend für Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, während unſere verſammelten Abgeordneten in Zürich einen neuen Bund der Eidsgenoſſen gründen ſollen, ein Werk vaterländiſcher Weisheit, für das Bedürfniß des Jahrhunderts. Dann, doch nicht früher, verſchwinde die Napoleoniſche Vermittelungsurkunde, das Zeugniß unſerer ehemaligen Zwietracht und Schwäche."

So ſprachen ſie. Nicht alſo Viele aus den Geſchlechtern der vormals herrſchenden Städte. Viele wünſchten die Heere der Fremden auf Schwei-

zerboden zu ſehen, um unter Schutz und Schrecken derſelben eine Eidsgenoſſenſchaft der dreizehn Orte herzuſtellen, mit Dienſtbarkeit und Herrſchaft, dergleichen im Jahr 1798 blutig verſchwunden war.

Man hörte von heimlichen Umtrieben und Unterhandlungen mit den Fremden. Dann unerwartet, nachdem kaum die feierliche Erklärung ſchweizeriſcher Unparteiſamkeit durch die Tagſatzung ergangen war, geſchah der Befehl zum Rückzug der ſtreitfertigen Schlachthaufen von den Grenzen. Die öſterreichiſchen Schaaren zogen mit klingendem Spiel in gedrängten Haufen (21. Dezember 1813) über den Rhein, durch Baſel, Aargau, Solothurn, Bern und andere Landſchaften, dem Gebiete Frankreichs zu. In Unwillen und Beſtürzung ſah das Volk ſie vorüberwandern. Die eidsgenöſſiſchen Schlachthaufen ſtanden in der Ferne; die meiſten voller Scham, Ingrimm und Schmerz. Den langen Zug der Fremden bezeichneten Fieber und tödtliche Seuchen. Manches weiland frohe Haus ward öde.

Bern aber, die Stadt, als ſie die zahlreichen Kriegshaufen der Deutſchen erblickte, hob zuerſt die Napoleoniſche Vermittelung auf, und erklärte ſich für die Oberherrlichkeit und Macht, welche ſie vordem im Lande genoſſen. Das Volk, über-

raſcht, und im Glauben, ſolches ſei das Gebot der deutſchen Sieger, deren Fahnen es ſah, ſchwieg in banger Erwartung. Die Städte Solothurn und Freiburg folgten dem Beiſpiel Berns; bald auch Luzern. In Zürich hob die Tagſatzung nun auch die Kraft der Napoleoniſchen Vermittelung auf, durch welche ſie beiſammen war, und entwarf die Grundlagen eines neuen Bundes der neunzehn eidsgenöſſiſchen Staaten (29. Chriſtm.).

Doch nicht dies, ſondern Wiederkunft einer Eidsgenoſſenſchaft der dreizehn Orte wollten einige der ehemaligen Regenten. Dafür bewegte man die Urkantone im Gebirg. Darum hatte man die Kantone Waat und Aargau geheißen, unter Bern zurückzukehren (24. Chriſtm.). Waat und Aargau wieſen aber das Anſinnen beharrlich ab.

Und nun löſete ſich abermals geſammte Eidsgenoſſenſchaft in innern Entzweiungen verworren auf, während die verbündeten Kaiſer und Könige zu Paris einzogen, den überwundenen Napoleon auf das Eiland Elba verbannten und Ludwig den Achtzehnten, als König von Frankreich, auf den Thron ſeiner Väter einſetzten. Noch ward in Zürich die Tagſatzung, welche neuerdings aus Abgeordneten aller neunzehn Kantone (6. April 1814) zuſammengetreten war, das einzige ſchwache Band,

welches das gänzliche Auseinandergehen des Bundesſtaates verhütete. Mißtrauen, Feindſchaft ringsum; Geſchrei zur Vernichtung und Zerſtückelung aller ſeit ſechszehn Jahren ſelbſtändig und frei gewordenen Theile der Eidsgenoſſenſchaft. Zug forderte vom Aargau einen Theil der ehemaligen Freiämter; Uri vom Kanton Teſſin das Livinerthal; Glarus vom Kanton St. Gallen die Landſchaft Sargans; der geweſene Fürſtabt Pankratius ſeine vormaligen Gebiete und Herrlichkeiten im Thurgau und St. Gallerland; Schwyz und Glarus vereint, die Gebiete Uznach, Gaſter, Weſen, und Erſatz für vielerlei gehabte Rechtſame; Unterwalden, Uri, Schwyz vereint, ähnlichen Erſatz für oberherrliche Rechte, die ſie im Aargau, Thurgau, St. Galliſchen und am Teſſin genoſſen hatten.

So verlangten Andere wieder Anderes. In Bünden hinwieder begehrte eine Partei die Losreiſſung Rhätiens von der Eidsgenoſſenſchaft; eine andere zog mit einigen hundert Bewaffneten über das Gebirg zur Wiedereroberung Clävens und Veltins (4. Mai), wurde jedoch von dreitauſend Oeſterreichern zurückgewieſen.

In dieſen Stürmen erſchienen Zürich, Baſel und Schafhauſen am unbefangenſten;

Waat und Aargau, durch begeiſterte Entſchloſſenheit ihres Volks, der erworbenen Freiheit würdig und ſtark. Aus den Gebieten und Städten von Baſel, Zürich und Solothurn trugen freiheitliebende Männer den Vorſatz, den Fahnen des Aargaus zu folgen. Zwölftauſend wohlgeordnete Streiter ſtanden hier, eben ſo viele im Waatland, täglich zum Aufbruch bereit. Bern aber vermied offene Fehde; es erbot ſogar dem Waatland Anerkennung der Unabhängigkeit unter Bedingungen. Doch Waat verwarf (24. Heumonds). Aargau rüſtete drohender. Auch im Oberlande ward gefährliche Gährung laut (Auguſt). Es war eine trübſelige Zeit voller Hader und Zerwürfniſſe; möge die große Familie der Eidsgenoſſen nie eine ähnliche wieder erleben.

Hier, wie in vielen andern Kantonen, waren Argwohn und Eiferſucht der Parteien lebendiger geworden, zumal als man begonnen hatte, die künftigen Rechte des Volks und die künftigen Grenzen obrigkeitlicher Gewalt zu berathen. Man vernahm von theilweiſen Aufſtänden, von Verſchwörungen, Einkerkerungen und Verbannungen in Luzern, Freiburg und Solothurn. Solothurn, die Stadt, rief berniſche Beſatzung zu ihrem Schutz gegen das eigene Volk. Eidsgenöſſiſche Schlachthaufen mußten über das Hochge

birg an die Ufer des Teſſin eilen, damit dort mörderiſcher Bürgerkrieg verhindert werde (September); andere Schlachthaufen in den Kanton St. Gallen, damit Meuterei und zerrüttende Geſetzloſigkeit ende. Denn hier fuhr Abt Pankratius fort, ſeine Anhänger zu bewegen, anderſeits Schwyz, um Sargans und Uznach zu gewinnen. Andere Landſchaften forderten Landesgemeinden-Einrichtung.

Während das Schweizerland alſo und lange Zeit den wachſenden Unruhen preisgegeben war, mancher Orten ſchon Blut floß, und ſich die Kerker mehrerer Städte mit Gefangenen füllten, ſaßen zu Wien, in der Hauptſtadt des Kaiſers von Oeſterreich, die Bevollmächtigten faſt aller großen Reiche Europa's beiſammen, um die künftigen Friedensverhältniſſe der Welt feſtzuſtellen. Schon früher hatten die verbündeten Beſieger Frankreichs geſtattet, daß ſich der Freiſtaat Genf dem eidsgenöſſiſchen Bunde als ſelbſtſtändiger Kanton anſchloß, eben ſo Neuenburg, das Fürſtenthum unter preuſſiſcher Hoheit, desgleichen Wallis (am 12. Herbſtmonat ward den drei Kantonen das Begehren zur Aufnahme in den Schweizerbund durch die Tagſatzung bewilligt). Jetzt aber, als die Könige und ihre Vollmächtigen zu Wien den unverſöhnbaren Hader der Eidsge-

noſſen ſahen, den die Länge der Zeit, ſtatt zu mäßigen, nur ſtärkte, übernahmen ſie es, als Vermittler, durch ihr Wort allen Streit auf immer zu ſchlichten. Es zogen daher willig die Abgeordneten der Eidsgenoſſen, wie vor eilf Jahren gen Paris, nun zur Kaiſerſtadt an der Donau.

Hier, nach langer Prüfung ſämmtlicher Zwiſte und Zerwürfniſſe, ward endlich (20. März 1815) darüber die Erklärung der verbündeten Mächte und ihr entſcheidender Vergleich ausgeſprochen; der Bundesvertrag, welchen die Mehrheit der eidsgenöſſiſchen Stände am 8. Herbſtmonds 1814 angenommen hatte, und der unverletzte Beſtand der neunzehn Kantone anerkannt, ſo wie die Vermehrung derſelben zu zweiundzwanzig Kantonen, durch Zutritt von Genf, Neuenburg und Wallis, beſtätigt. Dem Kanton Waat wurde das ihm durch Frankreich entriſſene geweſene Dappenthal wieder zugewieſen; dem Kanton Bern zur Entſchädigung Biel und das Bisthum Baſel, mit Ausnahme kleiner Abſchnitte desſelben für Neuenburg und Kanton Baſel, gegeben; dem Kanton Uri die Hälfte des jährlichen Zollertrags im Livinerthal; dem Abt Pankratius und ſeinen Beamten ein Jahrgehalt von achttauſend Gulden; den Ständen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell-Innerrhoden, für ihre ehemali-

gen Rechtſame, ein Erſatz von einer halben Million Franken von den Kantonen Aargau, Waat und St. Gallen.

Auch über Tilgung der helvetiſchen Staatsſchulden von mehr denn 3,500,000 Franken, über Entſchädigung der Berner, welche im Waatlande Lößbergerechtigkeiten beſeſſen hatten, und über vieles Andere ward für immer entſchieden. Nur die Klagen des Freiſtaates der Bündner blieben unerhört. Denn Cläven, Veltlin und Worms, nun Oeſterreichs Eigenthum geworden, kam ihnen nicht zurück; nicht einmal wurde denen Entſchädigung geleiſtet, deren rechtmäßige Beſitzungen und Güter im Veltlin vor ſiebenzehn Jahren bei Empörung der Unterthanen von dieſen in Beſchlag genommen und veräuſſert worden waren.

Nachdem die Eidsgenoſſen durch ihre Tagſatzung (am 27. Mai) jene Erklärung und den Vergleich angenommen hatten, der von den Bevollmächtigten der Kronen Oeſterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugall, Preuſſen, Rußland und Schweden unterzeichnet war: erklärten eben dieſelben Mächte Anerkennung und Gewährleiſtung einer immerwährenden Unparteiſamkeit und Unverſehrbarkeit der Schweiz in allen künftigen Kriegen der Fürſten.

So hat die Dazwiſchenkunft der vereinten Häupter des Welttheils großſinnig den Hader der Eidsgenoſſen geendet; und alſo iſt der **Bund der zweiundzwanzig eidsgenöſſiſchen Freiſtaaten** im Gebirg der Alpen und des Jura gegründet worden.

---

64.

## Das Schlußwort.

Dies ſind die Geſchichten verfloſſener Zeiten, ein Spiegel vom Geheimniß der zukünftigen.

Nicht der Pfeil des **Tellen** und nicht der Dolch des **Comogaskers** hat die Banden ſchweizeriſcher Knechtſchaft gelöſet. Nicht bei St. **Jakob** und nicht auf der **Malſerhaide** ward die Unabhängigkeit der Eidsgenoſſen erfochten. Nein, fünfhundert Jahre lang iſt für Freiheit von innen, für Unabhängigkeit von auſſen gerungen worden. Die Männer im **Grütli**, und die unter dem Ahorn von Truns, gaben nur die Loſung zum heiligen Kampf.

Denn ſeit **Uri's** Unſchuld durch die Hoffahrt der Andern verführt worden war, erröthete von den Eidsgenoſſen keiner mehr, an die Stätte der

vertriebenen Herren und Vögte zu treten, und lieber Unterthanen und Leibeigene, als freie Mitbürger, zu haben. Zu Stans, wo ihnen der ſelige Nikolaus von der Flue erſchienen war, gaben ſie ſich die Gewährleiſtung ewiger Herrſchaft über das Volk gegen deſſen Gewalt. Und wenn Toggenburg um Loskauf flehte, verſchmäheten ſie ehrliches Löſegeld. Sie wollten den Unterthanen nur Freiheiten, aber nicht Freiheit gewähren. Darum däuchtete ihnen zuletzt derſelben Tugend, Einſicht und ſteigender Reichthum furchtbarer, als offene Fehde mit Empörern.

Was jedoch die Hand ſchnöder Selbſtſucht gebunden hatte, das mußte ſie ſelber wieder löſen. Bald ſah die Welt, mit Erſtaunen, von den Schweizern das verachtet und verrathen, wodurch ſie mächtig und ruhmreich geworden waren: den ewigen Bund und die Eintracht. Die Kantone vergaßen der erſten Liebe, ſtrebten feindſelig auseinander und gingen fremden Buhlen nach. Die Helden der Freiheit knechteten um goldene Fürſtenketten. Die genügſamen Söhne der Alpen verkauften um Mieth und Gaben das Blut des Volks nach unbekannten Schlachtfeldern, und ihre Stimmen im Rath. Der mannhafte Geiſt der alten Staatshäupter verkrüppelte zu ſcheuen Rathsherrn-Regierungen. Sie machten den Angehöri-

gen ihr eigenes Vaterland zum Staatsgeheimniß. Und als die Regierungen faſt ſämmtlich vom Volk abgefallen waren, da fiel das Volk von ihnen ab. Es iſt noch nie ein Reich durch die Tugenden ſeiner Bürger untergegangen. Der alte Bund ging vielgebrochen unter.

Doch der Gott der Väter wachte in unendlicher Barmherzigkeit über die Kinder. Und wie aus donnernder Wetterwolke ein fruchtbarer Regen, ſo ging aus dem Weltſturm die Freiheit alles Schweizervolks. Und es wohnen heut, was nie vorher geweſen, auf einem Flächenraum von beinahe neunhundert Geviertmeilen, zwiſchen Leman und Bodenſee, faſt zwei Millionen Menſchen, vertheilt in zweiundzwanzig Gemeinweſen, Alle Genoſſen der Freiheit. Zwar gegen die Fürſten der Welt iſt auch der ſtärkſte von den zweiundzwanzig Freiſtaaten ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft ohnmächtig und gering. Aber auch der kleinſte derſelben ſteht, im Bunde aller, unüberwindlich, ſo lange jeder Eidsgenoß ein zweites Grandſon, Murten und Fraſtenz weniger fürchtet, als eines Herrn Zoppo oder eines Biſchofs Schinner Liſt und Gold.

Nicht aus Deutſchland, nicht aus Welſchland kommt der Feind, vor welchem das Schweizerherz zittert. Der furchtbarſte Widerſacher der Freiheit

und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unſerer eigenen Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne. Er iſt's, welcher das Anſehen ſeines Ortes dem ewigen Ruhm gemeiner Eidsgenoſſenſchaft, und ſeinen und ſeines Hauſes vergänglichen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranſtellt. — Er iſt's, welcher vor dem Schwert an der Hüfte des freien Volks, aber nicht vor Schmeichelwort und Gabe der Könige und ihrer Geſandten erſchrickt. — Er iſt's, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen und den Lehrern der Jugend Stille; leget euer Geld an Zinſen und verſchwendet es nicht für Waffen und Heerweſen; verſchlieſſet die Rathsſtuben und laſſet das Volk nicht hören, was wir treiben: ſo mögen wir wieder Herren und Meiſter ſein, und die Knechte werden uns dienen! — Er iſt's, welcher Mißtrauen zwiſchen Stadt und Land, Glaubensgroll zwiſchen Katholiſchen und Reformirten, Sperren zwiſchen Kantonen und Kantonen pflanzt, und jene Erſchlaffung durch Eigennutz, jene Familienherrſchſucht, jenen Geſchlechterſtolz, all jenes zwieträchtige Verderben noch einmal zurückruft, wodurch die alte Eidsgenoſſenſchaft, trotz Neuenegg und Rothenthurm, einſt blutig verſchwand.

Aber wir haben gelernt: Recht und Gerech-

tigkeit iſt gewaltiger, denn alle Gewalt; und jedes Hauſes Glückſeligkeit ſteht nur ſicher unter dem Geſetz der Freiheit; und die Freiheit Aller iſt nur geborgen durch Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbſtſtändigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht feſt auf Pergamentbriefen kaiſerlicher und königlicher Zuſicherungen, ſondern allein auf einem eiſernen Grund, der da iſt unſer Schwert. Der rechte Schweizeradel ſoll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorſchreiten. Der rechte Staatsſchatz muß im Wohlſtand aller Haushaltungen liegen. Das große Rüſt- und Zeughaus des Bundes ſoll in den Waffenkammern aller Bürger ſtehen. Die Verhandlung der großen Räthe und Landsgemeinden muß vor dem Ohre geſammter Eidsgenoſſenſchaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinſinn wird, wie himmliſches Feuer, den Moder ſpießbürgeriſcher Selbſtſucht verzehren.

Nicht der Pfeil des Tellen, nicht der Dolch des Camogaskers hat die Banden ſchweizeriſcher Knechtſchaft gelöſet. Nicht bei St. Jakob, nicht auf der Malſerhaide ward die Unabhängigkeit ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft erfochten. Auf Grütli und unter dem Ahorn von Truns wurde nur die Loſung des Kampfes ge-

geben. — Wir kämpfen ihn noch, Eidsgenoſſen! — Und ihr, unſere Enkel, werdet ihn kämpfen über unſern Gräbern! — Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Vertrauet Gott! Alle Eidsgenoſſen für Einen, und Jeder für Alle!

---

# Inhalt.

| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. Wie es im Anfang geweſen . . . . . | | 3 |
| 2. Die erſten Thaten der alten Helvetier und wie zu ihnen die Kymern gekommen ſind . . . . . | (100 J. v. C. G.) | 6 |
| 3. Alles Land wird römiſch . . | (60 J. v. C. G.) | 10 |
| 4. Von der römiſchen Botmäßigkeit im Lande . . . . . | (1—300) | 17 |
| 5. Wie das ganze Reich ein Raub fremder Völker wird . . . | (300—550) | 23 |
| 6. Der Franken Herrſchaft und Einrichtung im Lande . . . | (550—900) | 28 |
| 7. Der chriſtliche Glaube dringt herein . . . | | 31 |
| 8. Wie das Land zum deutſchen Reich gekommen iſt und Städte erbaut werden . . . . . | (900—1200) | 37 |
| 9. Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande | (1200—1290) | 45 |
| 10. Von den Völkerſchaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis . . . . . . | | 52 |
| 11. Vom guten Kaiſer Rudolf von Habsburg und den böſen Anſchlägen ſeines Sohnes Albrecht . . | (1290—1307) | 59 |
| 12. Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli . . . | (1307) | 66 |

Seite

13. Der Neujahrsmorgen des Jahres 1308. — Die Freiheitſchlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidsgenoſſen . . . . . (1307—1334) 71
14. Bern ſchlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Staatsverfaſſung von Zürich (1335—1340) 79
15. Urſprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenoſſenſchaft (1340—1360) 86
16. Wie die Schweizer erwerben und die Gügler und Grafen Kyburg verderben (1360—1385) 94
17. Die Freiheitſchlacht bei Sempach (1385—1387) 101
18. Die Freiheitſchlacht bei Näfels und die Folgen . . . . . . (1388—1402) 106
19. Der Appenzeller Heldentage . (1403—1411) 114
20. Wie die Eidsgenoſſen ſich des Aargaues bemächtigen und gemeine Herrſchaften errichten . . . . . (1412—1418) 125
21. Die Matze von Wallis gegen Raron. — Die Schlacht bei Orbedo und des Herrn Zoppo Kunſt . (1419—1426) 133
22. Im hohen Rhätien erſtehen der Oberbund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund zur Freiheit . (1426—1436) 143
23. Der Streit um die Toggenburger Herrſchaft . . . . . . (1436—1443) 150
24. Der Krieg aller Eidsgenoſſen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede . . . . . . (1443—1450) 153
25. Rheinfelden wird verwüſtet;

Seite

Freiburg ſavoiiſch; der Thurgau zur gemein-eidsgenöſſiſchen Vogtei . . . . . . (1450—1468) 170
26. Verein der drei Bünde in Rhätien; Zwietracht in Bern. Anfang des burgundiſchen Kriegs . . . (1479—1476) 177
27. Ausgang des burgundiſchen Kriegs. Freiburg wird frei . . . (1476—1477) 185
28. Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich . . . . . (1478—1489) 194
29. Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenoſſenſchaft der dreizehn Orte bildet ſich . . . . . (1490—1500) 205
30. Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie ſie dafür Veltlin und die italieniſchen Vogteien erwarben . . . (1500—1525) 215
31. Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt . (1519—1527) 224
32. Die Zwietracht in Kirchenſachen nimmt überhand . . . . (1527—1530) 233
33. Der Kappeler Krieg. Zwingli's Tod. Schultheiß Wengi von Solothurn . . . . . (1531—1533) 240
34. Genf trennt ſich von Savoien. — Bern bemeiſtert ſich des Waatlandes (1533—1558) 247
35. Glaubenshaß in den italieniſchen

Seite

Vogteien in Bünden und überall. Der Kalenderſtreit und der Borromäiſche Bund . . . . . (1558—1586) 255

36. Aufſtand in Mühlhauſen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen ſich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln . . . . (1587—1603) 264

37. Unruhen in Biel. — Verſchwörung gegen Genf. — Der ſchwarze Tod. — Anfang der Bürgerkriege in Bünden (1603—1616) 271

38. Entſetzlicher Untergang von Plurs. Der Veltlinermord. Bürgerkrieg in Bünden . . . . . . (1618—1621) 279

39. Die Bündner werden von den Oeſterreichern unterjocht . . (1621—1630) 287

40. Die Bündner erretten ihre Freiheit (1630—1640) 295

41. Von den Unruhen der Eidsgenoſſen während den dreißigjährigen deutſchen Glaubenskriegen; und wie die Unabhängigkeit des Schweizerlandes gegen das deutſche Reich feſtgeſetzt worden iſt (1618—1648) 302

42. Wie die Bauern in den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Baſel Aufruhr beginnen und darin verderben . . . . . . (1648—1655) 311

43. Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Aufſtand in Baſel. Die Peſtilenz . . . . . . (1656—1699) 326

44. Wie die Leute in Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten

Seite

Freiheiten gebracht worden ſind und was daraus entſtanden . . . (1700—1712) 335
45. Der Toggenburger Krieg. Die zweite Schlacht bei Villmergen. Der Aarauer Friede . . . . . (1712—1718) 343
46. Zuſtand der Schweizer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.— Thomas Maßners Streithandel . . (1701—1714) 353
47. Unruhen in Zürich, Schafhauſen und dem Bisthum Baſel gegen Willkühr . . . . . . . (1714—1740) 360
48. Aufſtand der Werdenberger gegen Glarus . . . . . . — — 367
49. Parteiwuth und Unruhe im Zugerland. Des Ammanns Schumacher Gewalt und Unglück . . . — — 373
50. Der Harten und Linden Streit in Appenzell Auſſerrhoden . . . — — 381
51. Henzi's Verſchwörung in Bern . (1740—1749) 388
52. Von dem Aufruhr im Livinerthal (1750—1755) 397
53. Warum die alte Eidsgenoſſenſchaft immer in größern Verfall gekommen. — Die helvetiſche Geſellſchaft . (1755—1761) 403
54. Wie König Friedrich der Große, als Fürſt von Neuenburg, gegen die Unterthanen edelmüthig iſt . . . (1762—1770) 411
55. Parteihändel in der Stadt Luzern. Geſchichte vom Landammann Suter in Appenzell Innerrhoden (1770—1784) 416

Seite

56. Unruhen und Volksaufſtand im Kanton Freiburg . . . . (1781—1790) 426
57. Unruhen im Bisthum Baſel, im Waatlande und Bündnerlande . (1790—1794) 434
58. Geſchichte von den Parteien und Gräueln in der Stadt Genf . (1707—1797) 442
59. Von der alten Landſchaft St. Gallen und dem weiſen Abt Beda; auch wie am Zürichſee Unruhen ausbrechen . (1794—1797) 452
60. Untergang der alten Eidsgenoſſenſchaft. — Einbruch der Franzoſen ins Land . . . . . . (1797—1798) 462
61. Wie das Schweizervolk große Noth leidet, bis es ſich zu einer Eidsgegenoſſenſchaft herſtellt . . . (1798—1803) 473
62. Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungsurkunde . . . . . . (1803—1813) 483
63. Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfniſſe entſcheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenoſſenſchaft von zweiundzwanzig Kantonen . . (1813—1815) 491
64. Das Schlußwort . . . . . . 499

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinrich Zschokke's ausgewählte historische Schriften

Bd.: 16

1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 141(16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420387-7